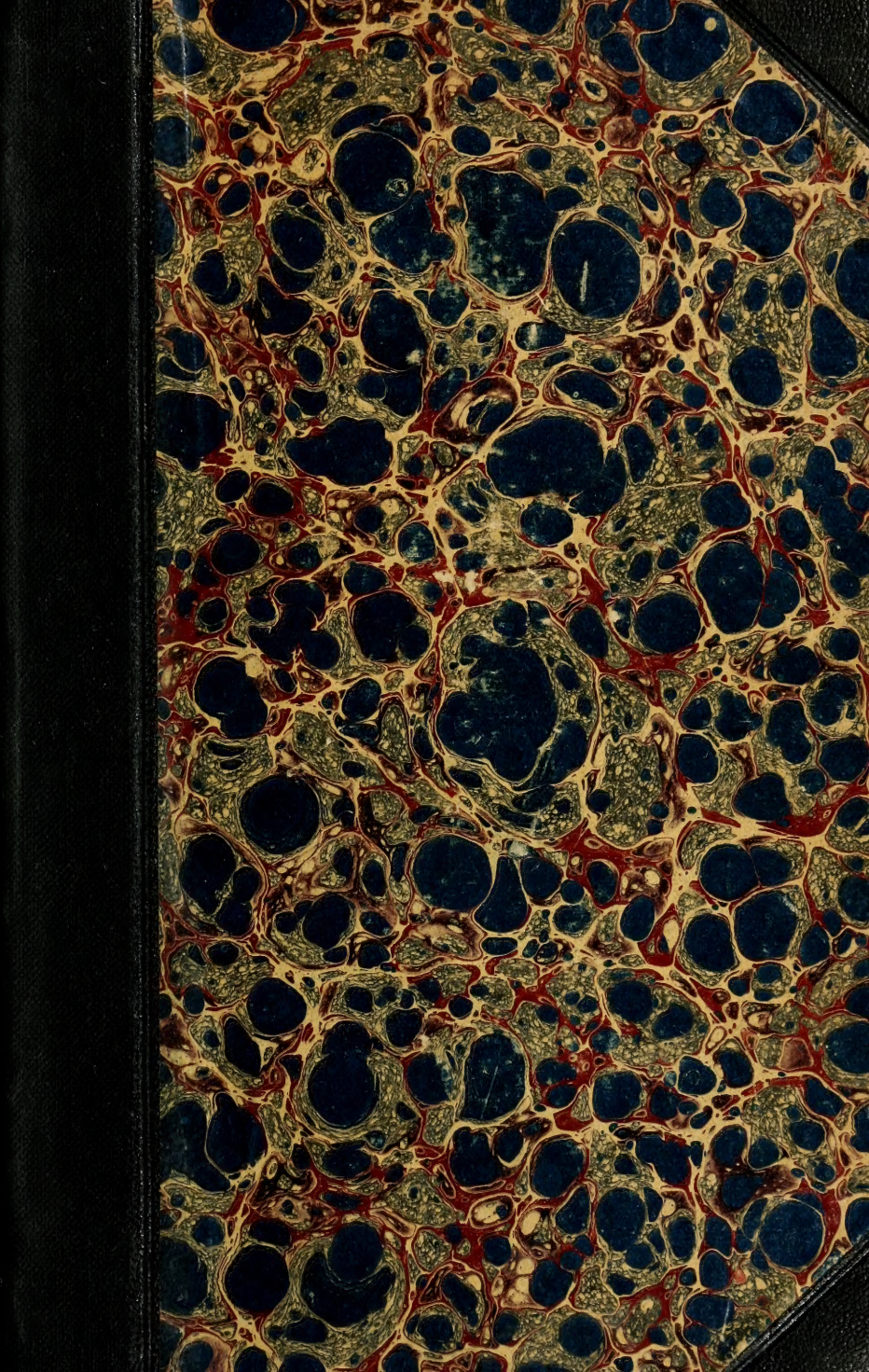


Reden und Aufsätze.

EC
R9213r

Reden und Aufsätze

von

Gustav Rümelin,
Kanzler der Universität Tübingen.

Tübingen, 1875.
Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

21260
25/1/92

Druck von H. Laupp in Tübingen.

Vorrede.

An der Universität Tübingen besteht zufolge einer Stiftung des Königs Friedrich die Einrichtung, daß jedes Jahr in allen Fakultäten für wissenschaftliche Arbeiten und Leistungen der Studierenden Preise ausgesezt und am 6ten November als dem Geburtstag des Stifters vertheilt werden. Es gehört zu den Obliegenheiten des Kanzlers, diesen Act vorzunehmen und durch eine öffentliche Rede über ein frei und ohne Rücksicht auf den Anlaß wählbares Thema einzuleiten. Hieraus ist eine Reihe von Vorträgen entstanden, welche auch einem größeren Publikum vorzulegen den Verfasser vielseitig geäußerte Wünsche aufmuntern konnten.

Diesen Vorträgen ist eine schon in der Staatswissenschaftlichen Zeitschrift abgedruckte akademische Antrittsrede vorausgeschickt und ein correspondirendes, wenn auch um 25 Jahre auseinanderliegendes, Paar politischer Reden aus den am betreffenden Ort näher bezeichneten Gründen angefügt worden.

Es folgen sodann einige Abhandlungen, theils über die vielerörterte Frage nach dem Begriff der Statistik, theils über einige praktische Themata aus derselben, bei welchen

der Verfasser noch unbeachtete Gesichtspunkte geltend machen zu können glaubte. Der erste dieser Aufsätze ist ein gekürzter Abdruck einer ebenfalls schon in der Staatswissenschaftlichen Zeitschrift erschienenen Untersuchung.

Diese Theile des Buches mögen sich selbst rechtfertigen, so gut sie es vermögen. Dagegen scheint der lezte Abschnitt schon um der Buntheit seines Inhalts willen ein entschuldigendes Fürwort zu bedürfen. Es ist eine Auswahl und Ueberarbeitung von kleineren Aufzeichnungen, die im Lauf der Jahre aus Anlaß von Gesprächen, Lectüre oder sonstigen Studien entstanden sind.

Dem Schriftsteller auf dem Gebiet des Wissens und Denkens kommt nicht wie dem Dichter der Spruch zu gute: wer Vieles bringt, wird jedem Etwas bringen. Während Diesem die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe zur Empfehlung dient, erregt sie bei Jenem Mißtrauen und den Verdacht des Dilettantenthums. Man verzeiht heutzutag weit lieber große Bücher über kleine Gegenstände als kurzgefaßte Urtheile über große Fragen. Gleichwohl wagt es der Verfasser die kleine, aber wenigstens nicht leichtfertige, Waare vom Stapel laufen und ihr Glück versuchen zu lassen.

Der Verfasser.

Tübingen, 20. Februar 1875.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

I. Reden.

1. Ueber den Begriff eines socialen Gesezes. 1867 . 1
2. Ueber Hegel. 1870 32
3. Ueber das Rechtsgefühl. 1871 62
4. Ueber den Begriff des Volkes. 1872 88
5. Ueber die Lehre von den Seelenvermögen. 1873 . 117
6. Ueber das Verhältniß der Politik zur Moral. 1874 144
7. Ueber die Reichsoberhauptsfrage. Frankfurt 1849. . 172
8. Rede zur Feier des Geburtstags des deutschen Kaisers. 1874 194

II. Aufsätze.

1. Zur Theorie der Statistik I. 1863 208
2. Zur Theorie der Statistik II. 1874 265
3. Ueber den Begriff und die Dauer einer Generation 285
4. Ueber die Malthus'schen Lehren 305
5. Stadt und Land 333

III. Kleine Betrachtungen und Bekenntnisse vermischten Inhalts.

1. Allerlei. Nro. 1—8 356
2. Wider den neuen Glauben. Nro. 9—13 405
3. Wider die Formeln des alten Glaubens. Nro. 14—16 430

Ueber den Begriff eines socialen Gesetzes.

Eine akademische Antrittsrede.
1867.

Ich glaube dem Wissenszweig der Statistik, welchem ich an dieser Hochschule Freunde zu gewinnen bemüht sein werde, nichts zu vergeben, wenn ich, abweichend von dem sonstigen Brauch, bei solchem Anlasse den Umfang und die Bedeutung seines Faches in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, dießmal lieber von den Grenzen und Schranken spreche, welche dasselbe ungestraft nicht überschreiten darf.

Ich möchte nemlich über den Begriff eines *socialen Gesetzes* reden, wobei Sie mir freilich werden gestatten müssen, das weitgreifende Thema nur in leichteren Umrissen zu behandeln.

Die Frage: was ist ein soziales Gesetz? wäre leichter zu beantworten, wenn für die Vorfrage: was ist überhaupt ein Gesetz? eine anerkannte Lösung feststünde. Dieß ist aber keineswegs der Fall. Ganz abgesehen von jenen Gesetzen, die nicht ein Sein, sondern nur ein Sollen ausdrücken, wie die Staats- und Sittengesetze, wird das Wort nicht nur im populären, sondern auch im gelehrten Sprachgebrauch in dem allerverschiedensten, bald im vagsten, bald im strictesten Sinne

angewendet. Ich will und kann es nun Niemand verwehren und möchte selbst nicht darauf verzichten, dem Ausdruck, wie es der Zusammenhang der Rede fordert oder zuläßt, bald eine weitere, bald eine engere Bedeutung zu leihen, aber ich meine, jeder Denker und Forscher, was auch immer der Gegenstand seiner Untersuchungen sein mag, sollte sich wenigstens des strengeren Wortsinns stets bewußt bleiben, in welchem die Sprache der wissenschaftlichen Technik von Gesetzen allein zu reden gestattet. Diesen zunächst zu ermitteln erscheint mir weder überflüssig noch allzuschwierig.

Es ist nicht jede allgemeine Wahrheit von ausnahmsloser Geltung ein Gesetz, also z. B. daß Gleiches zu Gleichem addirt gleiche Summen ergiebt, daß die Winkel des Dreiecks zusammen gleich zwei Rechten sind. Man liest und hört zwar unzähligemal von den Gesetzen der Mathematik; die Mathematiker selbst aber bezeichnen ihre Wahrheiten nur als Sätze, in dem richtigen Gefühl, daß das Wort Gesetz nur auf die Ordnungen der realen Welt und nicht auf Theoreme anwendbar sei, die im Wege der Deduction aus Axiomen und selbstgesetzten Prämissen abgeleitet werden.

Und doch ist auch nicht schon jede in den Erscheinungen der Wirklichkeit ausnahmslos wahrgenommene Gleichmäßigkeit als Gesetz zu bezeichnen. Denn es ist kein Gesetz, daß das Gold dehnbar und $19\frac{1}{2}$mal so schwer ist als das gleiche Volumen Wasser, daß die Vögel Eier legen, die Fische mit Kiemen athmen, die Schafe und Rinder wiederkäuen. Es sind dieß nur stabile Bildungsformen, feste Typen der schaffenden Natur, Eigenschaften, charakteristische Merkmale

von Gattungen und Arten. Jene Sätze sind schon logisch genommen nur analytische Urtheile, weil wir im Namen des Subjects die wesentlichen Prädikate schon mitdenken. Gesetze beziehen wir aber nicht auf das Seiende, ruhig im Raum neben einander Liegende, sondern auf Vorgänge in der Zeit, auf ein Geschehen, eine Veränderung von Zuständen.

Und doch trifft auch die regelmäßige Succession der gleichen Erscheinungen noch nicht das Rechte. Denn es ist kein Gesetz, daß Tag und Nacht, Sommer und Winter, Ebbe und Fluth einander alternirend folgen. Es sind dieß nur thatsächliche Vorgänge, abzuleiten aus anderen, cosmischen und tellurischen Thatsachen und aus eigentlichen Gesetzen, für deren Wirkungen sie nur ein vereinzeltes, beliebiges Beispiel bieten. Tag und Nacht, Ebbe und Fluth stehen nicht zu einander im Verhältniß von Ursache und Wirkung.

Und nun sollte man denken: wenn wir sagen, Gesetz sei der Ausdruck für constante Verbindungen von Ursache und Wirkung, so seien wir damit zu dem Kern der Frage gelangt. Wenigstens wird das Wort tausendfältig, alltäglich, vielleicht überwiegend in diesem Sinne gebraucht und mehrere Schriftsteller erklären geradezu constante Causalverknüpfungen und Gesetze für synonyme Begriffe. Und doch welche Consequenzen ergeben sich, wenn man mit dieser Definition Ernst zu machen versucht! Kann man es denn ein Gesetz nennen, daß das Wasser bei einem bestimmten Punkt der Erkaltung zu Eis erstarrt, bei einem bestimmten Grad von Erwärmung sich zu Dampf verflüchtigt, daß die

Flamme erlischt, wenn man sie mit Wasser übergießt oder den Luftzutritt abschneidet, daß der Absud von Zweigen der Indigopflanze einen blauen Farbstoff giebt, daß der Mensch stirbt, wenn man ihm Luft oder Nahrung entzieht, den Kopf abschneidet oder eine gewisse Dosis von Arsenik oder Blausäure in den Magen bringt? Es sind dieß lauter unzweifelhafte Fälle einer unausbleiblichen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, aber wenn das Gesetze wären, so besäßen wir deren schon viele Millionen. Das Constante des Causalzusammenhangs kommt hier offenbar nur von der oben schon erwähnten Constanz der Eigenschaften. Weil die Natur in festen Typen schafft und bildet, weil Dinge der gleichen Gattung stets von gleicher chemischer Zusammensetzung und mechanischer Struktur sind, so reagiren sie auf den gleichen äußeren Anstoß auch stets in gleicher Weise. Oder mit anderen Worten: es giebt zweierlei Eigenschaften der Dinge, solche, welche ruhig an ihnen zu haften scheinen, unserer ständigen Wahrnehmung blos gelegt sind, und solche, welche sich erst auf einen bestimmten Anlaß von außen hin bemerklich machen; die leztern äußern sich als constante Causalzusammenhänge der secundären Art. Alle jene Beispiele sind nur so oder so combinirte, mehr oder weniger complicirte Einzelfälle für die Wirkung einer weit kleineren Zahl allgemeinerer Ursachen.

Eben diese allgemeineren primären Ursachen aber sind es, welche das Gesez suchen will. Denn wenn ich nun sage: die Erwärmung eines Körpers verursacht eine Vermehrung, die Erkaltung eine Verminderung seines Volumens,

so fühlen wir alsbald, daß wir damit wenigstens den richtigen Boden der Frage betreten haben, und zwar darum, weil jezt nicht mehr von concreten Naturerzeugnissen, von Wasser und Feuer, von Steinen, Pflanzen und Thieren die Rede ist, sondern von Kräften, diesem Schlußstein der sinnlichen Weltbetrachtung, dem ebenso räthselhaften als unentbehrlichen Grenzbegriff von Physik und Metaphysik. Das Object der Gesezе sind die constanten Wirkungen von Kräften. Und doch kann uns eben das gewählte Beispiel zeigen, daß auch diese Fassung immer noch nicht bestimmt genug ist. Denn der Physiker wird uns sagen, für die Ausdehnung durch Wärme fehle gerade noch das Gesez. Wohl werden alle Körper durch Wärme ausgedehnt, aber es läßt sich von keiner Art von Körpern zum voraus und ohne besondere Beobachtung feststellen, wie ein bestimmter Grad von Erwärmung auf ihr Volumen wirken wird. Erst wenn wir sagen könnten: ein bestimmtes Maß von Steigerung der Wärme hat bei einem bestimmten Grad von Dichtigkeit oder Cohäsion der Theile ꝛc. eine Ausdehnung des Volumens um so und so viel Procent zur Folge, so besäßen wir ein Gesez. Das Gesez ist hienach der Ausdruck für die elementare, constante, in allen einzelnen Fällen als Grundform erkennbare Wirkungsweise von Kräften. Es ist nur aus Gründen der Zweckmäßigkeit üblich geworden, auch da, wo wir nur das Daß, noch nicht das Wie der Wirkungen von Kräften feststellen können, von Gesezen zu reden, diese aber im Unterschied von den ächten nur empirische, d. h. hier unvollkommene, gleichsam provisorische zu nennen.

Beispiele von ächten Gesetzen sind somit, daß alle Körper sich im Verhältniß ihrer Masse und im umgekehrten Verhältniß der Quadrate ihrer Entfernung anziehen, daß die Elemente sich nur in bestimmten Gewichtsmengen, nur in ihren Aequivalenten oder deren Vielfachen mit einander chemisch verbinden, daß sich Wärme und Bewegung mit einem stets gleichen Aequivalent von Wärme und mechanischer Kraft in einander umsetzen. Im Gesetz erscheint die Kraft als eine begrenzte, an eine bestimmte, constante Wirkungsweise gebundene. Das Gesetz ist die Definition von Kräften.

Es fragt sich nun, ob dieser zunächst den Vorgängen der leblosen Natur entnommene Begriff von Gesetzen auch auf die der belebten anwendbar ist. Von den Wissenschaften, die sich mit den organischen Wesen beschäftigen, ist es die Physiologie, die nach Gesetzen sucht, von Gesetzen redet. Sie setzt die anatomische Seite ihrer Objecte, die typischen Gattungsformen, den Körper mit seinen Theilen als gegeben voraus — wenigstens sind die Lehren von der Entstehung der Typen und Gattungen selbst von noch allzujungem Datum — sie betrachtet die Theile des Körpers in ihrer Eigenschaft als Organe, in ihrer Thätigkeit, ihren Functionen; sie löst die mannigfaltigen Erscheinungen, die wir mit dem Gesammtnamen „Leben" bezeichnen, in einzelne Gruppen näher unter sich verbundener Vorgänge auf. Sie glaubt ein Gesetz gefunden zu haben, wenn sie mit Ausscheidung des Wandelbaren, Zufälligen, Individuellen die constante Grundform für die Folge der Erscheinungen nach-

weist, wenn es ihr zu zeigen gelungen ist, wie ein unbekanntes Agens, das auch die Gegner einer besonderen Lebenskraft stets wieder irgendwie voraussezen, vermittelst der in einander greifenden Functionen bestimmter Organe eine Folge von physikalisch-chemischen Vorgängen erzeugt, deren Effekt dem Lebenszweck dieser besonderen Gattung selbst zu dienen scheint. Die Physiologie spricht in diesem Sinne von Gesezen der Ernährung, des Wachsthums, der Fortpflanzung und Zeugung, des Blutumlaufs, des Athmungsprocesses und läßt dabei allerdings noch einen gewissen Spielraum dafür offen, wie viele und welche solcher besonderer Gruppen von Lebenserscheinungen man unterscheiden will. Wie abweichend aber auch diese Gesezе schon nach ihrer Fassung von den früheren Beispielen erscheinen müssen, und wie man auch immer den Unterschied von physikalischen und organischen Kräften bestimmen mag; das physiologische Gesez ist dem physikalischen darin durchaus gleichartig, daß es nicht von coexistirenden Erscheinungen, nicht von Eigenschaften, nicht von secundären Causalverknüpfungen handelt, sondern uns Kräfte darstellt in der elementaren Grundform ihrer Wirkungsweise, daß es die Urphänomene aufsucht, aus deren Combinationen sich die Fülle und Mannigfaltigkeit der concreten Wirklichkeit zusammenfügt.

Wenn ich nun aber mit dieser Forderung an ein Gesez hinübertrete in das Reich der psychischen Erscheinungen, so geschieht es nicht ohne ein bängliches Gefühl des Zweifels, ob auch dieß schwankende und ungreifbare Element ein so

festes Anfassen gestatten wird. Ein psychisches Gesez müßte uns hiernach psychische Kräfte darstellen in der einfachen, stets gleichen Grundform ihrer Wirkungsweise. Giebt es nun solche Gesetze? Die Psychologie scheint erst noch mit den Vorfragen solcher Untersuchungen beschäftigt. Sie hat die alte Lehre von den Seelenvermögen umgestoßen, ohne dem unabweisbaren Bedürfniß der Wissenschaft nach Unterscheidung, nach Auflösung verwickelter Vorgänge in einfachere auf anderem Wege Ersaz zu leisten. Man ist noch im Zweifel darüber, ob es gesonderte psychische Kräfte giebt, die unter sich nur dadurch zusammenhängen, daß sich ihre Wirkungen in demselben Brennpunkt des Selbstbewußtseins sammeln, oder ob ein lebendiges Etwas anzunehmen ist, mit verschiedenen Functionen, Attributen, Eigenschaften. Und doch hat schon vor 2000 Jahren ein großer Denker des Alterthums den rechten Weg gefunden, indem er eine einzelne Klasse unter sich näher verbundener psychischer Erscheinungen, die Denkthätigkeit, herausgriff, allen Inhalt dabei, alles Veränderliche und Zufällige ausschied und nur auf die stabile Grundform der Thätigkeit selbst achtete. Er gelangte so zu jenen sogenannten logischen Grundgesezen der Identität und des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Dritten, der Causalität, Sätzen, von welchen man zwar zweifeln kann, ob sie das Wesen des Denkens erschöpfend bestimmen, die aber offenbar unserem Begriff von Gesez vollkommen entsprechen, indem sie eine psychische Kraft in den constanten Grundformen ihrer Wirkungsweise erkennen lassen. Das Gleiche würde von den Gesezen der Ideenassociation gelten,

wenn ihre Fassung ebenso feststünde, und wenn es der Philosophie gelingen würde, eine Kategorientafel aufzustellen, also z. B. zu beweisen, daß unser Denken vermöge der Urfunctionen seiner Organe jede neue Vorstellung unter den Gesichtspunkten der Qualität und Quantität, der Relation und Modalität in unser Bewußtsein einzureihen gebunden sei, so ergäbe dieß psychische Gesetze im strictesten Sinne des Worts. Die Aufgabe der Psychologie scheint demnach darin zu liegen, daß, was für Eine psychische Kraft, die des Denkens, längst unternommen wurde, auch bei anderen einer ähnlichen Isolirung fähig scheinenden Klassen von Vorgängen, wie z. B. dem Selbstbewußtsein, der Phantasie, dem Gewissen, den einzelnen, gewöhnlich nur in einem unbestimmten Pluralis zusammengefaßten oder mit einem Und so weiter aufgezählten Grundtrieben unserer Natur versucht werde. In der Psychologie sind aber freilich die einfachsten Probleme noch die schwersten und gemiedensten.

Nach diesem langen Eingang nun, von dem ich hoffe, daß er sich nicht als ein Um- und Abweg erweisen wird, kehre ich zu der ersten Frage zurück: was ist ein sociales Gesetz? was kann es sein? Es ergaben sich uns drei Arten von Kräften, physische, organische, psychische; und es ist keine vierte Art von coordinirter Stellung denkbar. Die socialen Erscheinungen sind eine Unterart der psychischen. Es giebt zwei Arten von psychischen Gesetzen, die psychologischen und die socialen. Die Psychologie betrachtet die Seelen-Kräfte am typischen Individuum als Merkmale der Gattung; die socialen Wissenschaften betrachten dieselben

Kräfte in ihrer Massenwirkung, und zwar beschäftigen sie sich gerade mit den Effekten, Veränderungen und Modificationen, welche sich aus dem Moment der Massenwirkung selbst ergeben. Ein sociales Gesez müßte hiernach der Ausdruck sein für die elementare Grundform der Massenwirkung psychischer Kräfte.

Dieser Auffassung stellt sich zunächst die Einrede entgegen: wie soll man zu socialen Gesezen gelangen, wenn man außer jenen logischen Grundgesezen fast noch keine psychischen hat; wie will man Massenwirkungen erklären ohne Kenntniß der Factoren, deren Product sie sind? Diese Einwendung enthält zwar eine große und, wie ich glaube, wenig beachtete Wahrheit, aber doch übersieht sie auch wesentliche Momente der Sache.

In der psychischen Welt ist das Individuelle das Complicirteste, Unentwirrbarste. Die besonderen psychischen Kräfte treten uns deutlicher entgegen, wenn wir ihre Wirkungen im Großen, gleichsam aus der Vogelperspective betrachten. Oder wer wollte die psychischen Einflüsse der Altersstufen, des Geschlechts, der Abstammung, des Klimas und Bodens, der Staatseinrichtungen, an einzelnen Individuen erkennen und nachweisen? Die Psychologie und auch schon die Physiologie verdanken einer Beobachtung der Massenwirkungen die wichtigsten Aufschlüsse und Beweismittel. Die socialen Wissenschaften sind daher keineswegs blos abhängig von der Psychologie, sondern sie wirken in gleichem Maaße auf diese fördernd und befruchtend zurück.

Aber eine noch wichtigere Seite der Sache ist diese.

Wie uns der Geograph von Meeren und Strömen Vieles zu sagen hat, worauf uns die physikalisch-chemische Untersuchung des Wassers niemals führen würde, wie der Wald zu vielen Betrachtungen Anlaß giebt, die dem Botaniker ganz ferne liegen, so entstehen aus der Massenwirkung psychischer Kräfte Erscheinungen, zu welchen zwar wohl die Keime und Ansätze immer auch von der Psychologie nachweisbar sein werden, die aber doch über deren ganzen Gesichtskreis hinausliegen. Der Unterschied von Geschlecht und Alter, von dem der Einzelne nur disjunctiv oder successiv betroffen wird, ist in der Gesellschaft gleichzeitig und in allen Combinationen vertreten. Der Gesammteffect vieler Individualkräfte ist nicht, wie in der Mechanik, eine Summe oder ein Produkt. Diese wirken bald vereinigt auf denselben Punkt, bald neutralisiren und ergänzen sie sich. Der menschliche Grundtrieb, seinen Einzelwillen rücksichtslos und unbegrenzt geltend zu machen, findet in der gleichen Eigenschaft des Nachbarn jene mächtige Schranke, in welcher die Keime aller höheren Entwicklung der Menschheit zu suchen sind.

Giebt es nun solche sociale Gesetze, welche für die Massenwirkung psychischer Kräfte die constante Grundform ausdrücken? Die Gruppe der socialen Wissenszweige ist bekanntlich noch sehr jung und unfertig; von vielen Seiten wird ihr das wissenschaftliche Zunftrecht überhaupt bestritten. Von den socialen Erscheinungen sind ganze Strecken noch unbekanntes Land oder nur von einzelnen Forschern flüchtig berührt worden. Eine dieser Wissenschaften aber ist den

Schwestern weit vorausgeeilt und längst von allen als ebenbürtig anerkannt. Sie hat einen Grundstock fester Säze, die nicht jeder neue Forscher wieder in Frage stellt; sie befaßt sich nicht mit bloßen Theorien, sondern stellt Gesezе auf und vermag sich bereits in weitem Umfang eines deductiven Verfahrens zu bedienen. Es ist die Nationalöconomie. Sie verdankt, wie ich glaube, ihre raschen und großen Erfolge nicht allein dem praktischen Interesse, das sich an den Gegenstand ihrer Untersuchungen knüpft, sondern noch mehr der Richtigkeit des von ihr eingeschlagenen Verfahrens. Ihre Gründer bedienten sich nemlich ebenfalls des Vortheils, ihr Object so viel als möglich zu isoliren; sie giengen auf eine einfache psychologische Thatsache zurück und verfolgten sie in ihren Consequenzen. Die Nationalöconomie geht ausdrücklich oder stillschweigend von der Voraussetzung aus, daß die Menschen von Natur eine ausgesprochene Neigung haben, sich die zu Befriedigung ihres Trieblebens dienlichen äußeren Mittel möglichst reichlich und mit der möglichst kleinen Gegenleistung zu verschaffen, sowie daß vermöge der Gleichartigkeit der menschlichen Natur dieselben Arten von Gütern stets vielen zumal begehrenswerth, einige davon allen gleich unentbehrlich sind. Ob jener Trieb, Güter zu erwerben, eine einfache psychische Kraft oder schon ein Complex, eine chemische Verbindung von Kräften sein mag, kann dabei immerhin außer Betracht gelassen werden, so lang die Thatsache selbst von Niemand in Zweifel gezogen wird. Indem die Wissenschaft nun die Massenwirkung dieses Triebes beobachtet und zusieht, wie

sich derselbe auf dem Boden der Rechtsordnung bethätigt, d. h. unter der weiteren Voraussezung, daß man sich der fremden Güter nicht mit List und Gewalt, sondern nur mit der freien Zustimmung des Besitzers bemächtigen darf, indem sie sodann empirisch gegebene Unterschiede, wie der von der Natur dargebotenen und durch menschliche Arbeit hervorgebrachten, der nur in beschränktem Maaß vorhandenen und der einer beliebigen Vervielfältigung fähigen Güter u.s.w. beachtet, ergeben sich ihr eine ganze Reihe einfacher Grundbegriffe von Werthen, Preisen, Löhnen, Arbeit, Kapital, Rente, Geld, Kredit und ein förmliches System wohlgegliederter Lehrsäze. Ja die Nationalöconomie scheint mir in ihrem vollsten Recht, wenn sie ihre Fundamentalsäze von der Bewegung der Preise und Arbeitslöhne, von der Concurrenz, dem Geldumlauf geradezu Gesezе nennt; denn sie entsprechen genau der obigen Forderung, indem sie uns die constanten Grundformen für die Massenwirkung psychischer Kräfte aufzeigen. Die Säze ergeben sich mit der Sicherheit der Deduction aus ganz wenigen Prämissen.

Allein diese Präcision und Bündigkeit der wissenschaftlichen Entwicklung beruht auf einer Abstraction, auf einer absichtlichen Isolirung des Objects. In Wahrheit wird der Mensch auch in seinem wirthschaftlichen Leben nicht ausschließlich durch das Motiv, Güter zu erwerben, bestimmt; es wirken noch mancherlei andere psychische Kräfte und Triebe, z. B. ethische, politische, religiöse Motive herein. Für die Gütergemeinschaft der ersten Christen galt das Gesez der Preise nicht, und durch das ganze Mittelalter

glaubte man, daß Bedürfnißlosigkeit und freiwillige Armuth eine Staffel zum Himmel sei. In demselben Maaße, in welchem sich der Nationalöconom von jener Abstraction losmacht und die Einwirkungen aller übrigen psychischen Kräfte in sein System einzufügen sucht, giebt er die eigenthümlichen Vortheile seiner Methode Preis. Er bedarf nun Lehnsäze aus andern socialen Wissenschaften, zum Theil aus solchen, die noch gar nicht existiren. Er holt und schafft sich diese Lehnsäze auf eigene Faust; er kann dabei immer noch anregend, fruchtbar, geistvoll sein, aber das feste logische Gefüge seiner Säze fällt ihm auseinander.

Ich komme nun zu einer mir näher liegenden Wissenschaft, die ebenfalls Gesezе sucht und gefunden zu haben glaubt, der Statistik. Ja nach der Auffassung vieler ihrer namhaftesten Vertreter ist sie eigentlich eine sociale Encyclopädie und Universalwissenschaft, und die Auffindung socialer Gesezе ihre Domäne, ihr Monopol. Aber auch wer ihr, was ich für das Richtigere und praktisch Zweckmäßigere halte, die bescheidenere Aufgabe stellt, durch methodische Massenbeobachtung sociale Thatsachen festzustellen und aufzuhellen und hiedurch einer ganzen Gruppe anderer Disciplinen als ihre gemeinsame Hülfswissenschaft empirisches Material und Beweismittel zu bieten, der wird zugestehen müssen, daß der Begriff eines socialen Gesezes zu der Aufgabe der Statistik in einer sehr innigen Beziehung steht und daß jedes sociale Gesez, mag es gefunden sein, wie und von wem es will, eine Art Probe und Legitimation vor dem Richterstuhl der Statistik zu erstehen hat.

Die seitherige Entwicklung der Statistik hat mir nun immer den Eindruck von der Besitzergreifung eines neuentdeckten fruchtbaren Landes gemacht. Die ersten Ansiedler, überrascht von dem Reichthum an neuen und werthvollen Producten, haben alle Hände voll zu thun, nur die reifen Früchte zu pflücken, die offen liegenden Schäze einzusammeln. Sie werden nicht auch gleich dazu Muße finden, das Land auszumessen, seine Grenzen gegen die Nachbarn auszustecken, die geographische Lage festzustellen, ihm seinen bestimmten Plaz auf der allgemeinen Weltkarte anzuweisen. In ähnlicher Weise hat die Statistik bereits ein reichhaltiges und werthvolles Material in allen Richtungen zusammengetragen, aber es ist nicht das gleiche Maaß von Fleiß, Talent und Scharfsinn darauf verwendet worden, die allgemeinen Grundbegriffe festzustellen, die eigenthümliche Aufgabe gegenüber von andern verwandten Wissenszweigen scharf abzugrenzen. Jener goldene Faden einer gemeinsamen logischen Gliederung und Technik, der alle Wissenschaften zu einem bunten, geschlossenen Kranze verbinden soll, ist noch keineswegs in alle Theile der Statistik eingeflochten. Dieser Mangel tritt an keinem Punkte so deutlich und störend hervor, als an dem Begriff eines Gesezes. Die Statistik handhabt diesen Begriff nicht nur, wie mir scheint, in einem von den übrigen Wissenschaften nicht zugelassenen Sinne, sondern sie glaubt sogar eine ihr eigenthümliche Theorie darüber aufstellen zu können. Sie vindicirt sich eine von den übrigen Gesezen abweichende neue Art von Gesez und nennt sie das Gesez der großen Zahl. Hiernach soll es auch solche Gesezе geben,

welche an wenigen Fällen überhaupt nicht erkennbar seien, sondern erst für die Massenbeobachtung, bei einer großen Zahl von Fällen hervortreten, und dann in einer numerischen Fassung, als vorherrschende, durchschnittliche, procentale Erscheinungen auszudrücken seien. Dieses Gesez der großen Zahl scheint mir nun ein unglücklicher Ausdruck für einen an sich richtigen Gedanken. Er erweckt die Vorstellung, als ob es neben den Gesezen, die für alle Fälle gelten, auch noch solche geben könnte, die nur $^2/_3$, $^3/_4$ u. s. w. der Fälle beherrschen. Die Ausnahmslosigkeit ist aber für den wissenschaftlichen Denker das erste und unerläßlichste Merkmal eines Gesezes. Wenn er auf einen einzigen Fall stößt, in dem sein Gesez nicht wirkt, obgleich ihn dessen Formel trifft, so wird ihm stets nur der Schluß auf die Falschheit dieser Formel übrig bleiben. Nur der populären und unwissenschaftlichen Auffassung erscheint es als eine Ausnahme, wenn die Wirkung einer Kraft in dem Schlußeffect einer Erscheinung darum nicht in gewohnter Weise zu Tage tritt, weil sie von einer hinzukommenden zweiten Kraft neutralisirt wurde. Die erste hat hier ganz ihrem Gesez gemäß gewirkt in dem Widerstand, den die zweite zu überwinden fand, und hat auch den schließlichen Effect mitbestimmt, da dieser ein anderer hätte werden müssen, wenn die zweite Kraft allein Plaz gegriffen hätte. Die Gründe, mit denen man das Gesez der großen Zahl gegen diesen Einwurf zu schüzen gesucht hat, sind mir immer als unklare und unerweisbare Postulate erschienen.

Gleichwohl weist dieser Ausdruck auf einen wahren

und richtigen Gedanken, auf das charakteristische Merkmal der Statistik hin. Diese bedient sich nemlich gleich den andern socialen Wissenschaften der Fiction, einen Collectivbegriff, eine Gruppe vieler und verschiedenartiger Individuen, also ein Volk, ein Geschlecht, eine Altersklasse, einen Stand wie ein einheitliches Ding oder Wesen zu behandeln. Um von diesem Collectivsubject Prädikate, Merkmale, Eigenschaften auf correcte Weise und nicht auf unbestimmte Totaleindrücke und unzureichende Einzelerfahrungen hin auszusagen, ist es erforderlich, die Gruppe in ihre Individuen wieder aufzulösen und diese nach bestimmten gleichartigen Gesichtspunkten einzeln durchzuzählen. So entstehen die großen Zahlen, die zunächst lediglich nichts ausdrücken, als eine gesellschaftliche, historische Thatsache. Indem man dieselbe Durchzählung bei andern ähnlichen Gruppen und in verschiedenen Zeiten wiederholt, erweitern sich die Thatsachen zu charakteristischen Merkmalen von Gruppen und Zeiten; indem sich die Zählungen über die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse allmälig ausbreiten, entsteht das reichhaltigste Material vergleichender Combination. Es zeigen sich Aehnlichkeiten, Unterschiede, Regelmäßigkeiten jeder Art; zwei Zahlenreihen steigen und fallen immer mit einander; bei zwei andern findet das Umgekehrte Statt; die eine steigt, wenn die andere fällt; wieder andere zeigen keinerlei Relation zu einander. Es ergeben sich neben Merkmalen, Eigenschaften und coexistirenden Prädikaten auch Causalzusammenhänge, einmalige, wiederkehrende, constante. Es erschließt sich so das innere Spiel und Getriebe des socialen

Lebens; es treten die Massenwirkungen psychischer Kräfte hervor, deren Zusammenhänge unter sich selbst, deren actives und passives Verhalten zu physikalischen und somatischen Einflüssen. Man kann und wird auf diesem Wege schließlich auch zu Gesetzen gelangen; die Methode ist zwar nicht die einzige, aber vielleicht eine der fruchtbarsten, allein das Gesetz, das so gewonnen wird, wird keine statistische Form, keine numerische Fassung mehr haben, es wird ausnahmslos und allgemein sein, wie jedes andere; mit der großen Zahl hat es lediglich nichts zu schaffen, als daß diese zu den Mitteln seiner Entdeckung gehört hat und zu seiner Beweisführung noch Dienste leisten kann. Es scheint mir nun, wie wenn viele Statistiker und zwar gerade die Gründer und Vertreter der thätigsten und verdientesten Schule diesen natürlichen Stufengang wissenschaftlicher Erkenntniß übersprungen und den letzten und höchsten Begriff des Gesetzes auch schon auf die Vorstufen, die bloßen Regelmäßigkeiten, Merkmale, Eigenschaften, Causalverknüpfungen angewendet hätten. Die französischen Statistiker namentlich, den hochverehrten Meister Quetelet nicht ausgenommen, sind allzugeneigt gewesen, da, wo sich nur die Zahlen constant um einen gewissen Schwerpunkt gruppiren, gleich auch eine loi sociale zu verkündigen. Es wird wie von einem Gesetz oder einer constanten Ursache, die auch in der Erscheinung der Riesen und Zwerge noch mitwirken soll, gesprochen, daß im mittleren Europa der Mann durchschnittlich bis zu einer Körpergröße von etwa 168 Centimetern, zu einem Gewicht von 127 Zollpfunden wachse und die mittlere Ziffer

des Weibes um 10 Centimeter und 14 Pfund übertreffe. Der Physiolog wird dem Statistiker sehr dankbar sein für solche Untersuchungen; eine Tabelle, welche uns in ähnlicher Weise den Wuchs und das Gewicht aller Hauptvölker angäbe, wäre für wissenschaftliche und praktische Zwecke höchst werthvoll; aber nach ihrem formellen und logischen Character muß ich diese Ergebnisse der verdienstlichsten Forschung ganz in die gleiche Linie stellen, wie wenn ich in einer Naturgeschichte meiner Kinder lese: „der indische Elephant erreicht eine Höhe von 14 Fuß und ein Gewicht von 70 Centnern; das Weibchen ist etwas kleiner." Es ist eine von den unzähligen Eigenschaften der unzähligen Gattungen und Arten von Naturgeschöpfen, und es führt zu unabsehbarer Verwirrung in der Wissenschaft, Gesez und Eigenschaft nicht aus einander zu halten.

Es gehört zu den interessantesten, das Nachdenken stets von Neuem anreizenden Ergebnissen statistischer Untersuchungen, daß nach Beobachtungen, die sich bereits über 70 Mill. Geburten aus fast allen europäischen Ländern und vielen Jahrzehenden erstrecken, jedes Jahr im großen Durchschnitt auf je 16 Mädchen 17 Knaben geboren werden, daß dieser Knabenüberschuß kleiner ist bei unehelichen Geburten als bei ehelichen, größer bei ländlichen als bei städtischen, daß er verschwindet und in das Gegentheil umschlägt, wenn die Mutter des Kindes den Vater im Alter erreicht oder übertrifft. Allein gleichwohl haben wir darin weder, wie der erste Entdecker der Sache meint, eine ganz besondere göttliche Anordnung, noch, wie die neueren Statistiker sagen,

ein Naturgesez zu erkennen; es sind nicht mehr und nicht weniger als Thatsachen, zu welchen wir noch den Schlüssel des Verständnisses suchen. Das was dabei fehlt, ist vielmehr gerade das Gesez. Dieses könnte nur das der Zeugung sein und könnte nur von der Physiologie gefunden werden, nicht von der Statistik.

Ebenso redet man allgemein von Mortalitätsgesezen und versteht darunter den großen Durchschnitt der Absterbeordnung einer Bevölkerung. Es kann beinahe komisch herauskommen, aber die Consequenz gebietet mir, selbst der bestbeglaubigten und sichersten aller empirischen Thatsachen, dem Saz, daß alle Menschen sterben müssen, den Namen eines wissenschaftlichen Gesezes zu bestreiten, um wie viel mehr jenen Tabellen, nach welchen bestimmte Procente gleich bei und nach der Geburt, andere im Greisenalter, andere zwischen diesen beiden Grenzen in verschiedenen Abstufungen dem Tod verfallen sein, der Mensch aber im Gesammtdurchschnitt etliche und dreißig Jahre alt werden soll. Wenn sich hierüber etwas Gesezmäßiges und Normales aufstellen läßt, so dürfte man noch mit dem meisten Recht sagen, der menschliche Organismus sei von der Natur darauf angelegt, daß alle im Alter von 100 und ungeraden Jahren der Euthanasia verfallen, so daß die Sterbetafeln der verschiedenen Zeitalter und Völker nur die Sprosse der Leiter angeben, auf welcher die Menschheit in ihrem Weg zu jenem idealen Ziele angelangt ist.

Es giebt sodann eine Menge constanter Causalverknüpfungen im socialen Leben, die sich statistisch beweisen

lassen, z. B. daß Alter und Geschlecht die Disposition für gewisse Arten von Handlungen verstärken oder abschwächen, daß Erschwerung des Nahrungsstands eine Verminderung und Verspätung der Heirathen, und diese wieder eine Vermehrung unehelicher Geburten zur Folge hat, daß Mißernten die Geburten und Ehen vermindern, die Krankheits- und Sterbefälle vermehren, daß die Errichtung von neuen Verkehrswegen den Handel befördert, die Preise ausgleicht, den Werth der anliegenden Grundstücke erhöht u. s. w. Der Causalzusammenhang liegt bei diesen Erscheinungen in der Regel auf der Hand und war schon lange, bevor es methodische Massenbeobachtungen socialer Vorgänge gab, gekannt. Die Statistik hat nur das große Verdienst, solche Säze, die in vager Allgemeinheit wenig Werth haben, genau festzustellen und zu begrenzen, die Bedingungen nachzuweisen, unter welchen die Wirkungen stärker oder schwächer hervortreten und sie dadurch erst zu einem brauchbaren Material wissenschaftlicher Erkenntniß zu erheben. Aber von socialen Gesezen dürfen dabei nur diejenigen reden, die nach den obigen Beispielen es auch ein Naturgesez nennen, daß der Indigo eine blaue Farbe giebt, und Arsenik den menschlichen Organismus zerstört. Auch hier folgt die Constanz der Wirkungen nur aus der Constanz der Begriffe und ihrer Merkmale; und wenn die Statistik Erfahrungssäzen, die so alt sind als die menschliche Erinnerung überhaupt, blos um der genaueren Beobachtung und Begründung willen, den anspruchsvollen Titel wissenschaftlicher Gesezе beilegt, so sezt sie sich der Gefahr aus, dem Spott zu verfallen,

mit dem der Dichter die Philosophen trifft, wenn er an bekannter Stelle sagt:

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwei Füßen;
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen;
Doch wer Metaphysik studiert,
Der weiß, daß wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Nasse feuchtet,
Und daß das Helle leuchtet.

Den kühnsten Anlauf hat jedoch die Statistik genommen, als sie ihre Begriffe von Gesez und Gesezmäßigkeit auch auf ein Gebiet übertrug, in welchem wir von Gesez nur in ganz anderem Sinne zu reden gewöhnt sind, auf das der willkürlichen menschlichen Handlungen. Um nur Eines der Beispiele, die Statistik der Verbrechen, anzuführen, so wird zwar Jedermann bei verständiger Ueberlegung zum voraus vermuthen, daß in einem größeren Staat bei gleichen Gesezen, Sitten und Einrichtungen die Zahl aller zur gerichtlichen Behandlung gelangenden Verbrechen und Vergehen in gewöhnlichen Zeiten von einem Jahr zum andern nicht sehr bedeutend differiren müßte; er wird auch erwarten, daß jedes Jahr die leichteren Vergehen zahlreicher sein werden, als die schwereren, die Verbrechen gegen Personen seltener, als die Eingriffe in fremdes Eigenthum; er wird wahrscheinlich finden, daß stets mehr Männer vor den Schranken der Gerichte stehen werden, als Weiber, und mehr jüngere Personen als ältere u. s. w. Wenn man dann nun aber diese französischen und belgischen Tabellen der Kriminalstatistik zur Hand nimmt, so wird man doch

immer noch lebhaft überrascht sein von dem Grad der Regelmäßigkeit in Bewegung und Vertheilung der Ziffern. Die Schwankungen sind, wo nicht besondere äußere Ereignisse, wie Mißernten, Krieg, Revolution dazwischentreten, in der That kleiner, als bei Geburten und Sterbfällen, und weit kleiner als z. B. die der durchschnittlichen Monatswärme in unserem Klima. Einige unserer bedeutendsten Statistiker, die sich um diese Art von Untersuchungen besonders verdient gemacht haben, waren von diesen Gleichmäßigkeiten im Großen wie im Kleinen so überrascht, daß sie die weitgehendsten Folgerungen daran anknüpften. Bei dem Standpunkt der Vogelperspective, der der Statistik eigenthümlich ist, erschien ihnen die Gesellschaft als Ein Ganzes ein bestimmtes Maaß von Disposition zu Verbrechen in sich zu schließen, das an ihre einzelnen Glieder, an Alter und Geschlecht, an Stadt und Land, an Stände, Besitzklassen, Provinzen, in festen Proportionen ausgetheilt, in gleichen Gesammtergebnissen mit unerheblichen Schwankungen Jahr für Jahr zur Verwirklichung gelangt. Der Antheil der Einzelnen, die individuelle Freiheit tritt dabei ganz in den Hintergrund; der Einzelne ist für die Statistik nur eine Nummer, und sie fragt nicht darnach, ob der Hans oder Kunz, der X oder die Y sich zu ihren Contingenten stellt. Eine menschliche Willensfreiheit, vermöge welcher die Handlungen rein aus dem innersten, aller Beobachtung entzogenen, keiner Nöthigung der Motive unterworfenen Centrum des Ichs hervorgehen, möge dabei immerhin noch bestehen, aber sie gehöre, wie es Quetelet ausdrückt, für den Statistiker

zu den zufälligen Ursachen, die bei erweitertem Umfang der Beobachtungen gegen die constanten Ursachen ganz verschwinden. Jene stabilen Zahlen und Proportionen, wiewohl sie von Haus aus nichts sind als ein Product aus thatsächlich gegebenen Faktoren, verwandeln sich bei dieser Betrachtung allmälig in etwas Reales, in herrschende Mächte, in sociale Gesetze, die nun das sittliche Leben der Menschen mit gleicher Gewalt regieren, wie Geburt und Tod, wie Preise und Arbeitslöhne.

Es mag schwer sein, bedeutende Wahrheiten mit leichteren und gröberen Mißverständnissen in einen dichteren Knäuel zu verschlingen, als in dieser Gedankenreihe geschehen ist.

Man kann diesem Raisonnement zwar unbedenklich einräumen, daß derjenige Begriff von Willensfreiheit, der darin vorausgesetzt und bekämpft wird, in der That unvereinbar ist mit den Ergebnissen der Kriminalstatistik. Denn wenn die freie Handlung so viel ist, als die nicht motivirte, gleichsam dem Causalitätsgesetz entrückte, aus einem unerforschten Urgrunde wie Schöpfungsacte hervorquellende, dann müßte, wofern überhaupt Jemand im Stande ist, diese Vorstellung auszudenken, jede beliebige Zahl freier Handlungen nur einen ungeordneten Haufen unbekannter und unter sich unvergleichbarer Dinge darstellen und von einer constanten Gruppirung der Ziffern könnte wirklich keine Rede sein. Ich glaube aber nicht, daß auch der Extremste der Indeterministen heute noch sich zu einem Freiheitsbegriff dieser Art bekennen wird. Durch das Gewicht der stärksten Motive

bestimmt zu sein, voraus erkannt und gesagt werden zu können, widerspricht so wenig der freien Handlung, daß es vielmehr zu ihren wesentlichsten Attributen gehört. Die innere Erfahrung sagt es uns jeden Tag, daß unsere freiesten Handlungen die motivirtesten sind; wir besinnen uns keinen Augenblick, von Personen, die wir genau zu kennen glauben, vorauszusagen, wie sie im gegebenen Fall handeln werden. Beim Blick auf die ungewissen Wechselfälle der Zukunft ist die Constanz der Charaktere der einzige feste Anhaltspunkt unserer Entwürfe. Wenn mir die Statistik sagt, daß ich im Lauf des nächsten Jahres mit einer Wahrscheinlichkeit von 1 zu 49 sterben, mit einer noch größeren Wahrscheinlichkeit schmerzliche Lücken in dem Kreis mir theurer Personen zu beklagen haben werde, so muß ich mich unter den Ernst dieser Wahrheit in Demuth beugen; wenn sie aber, auf ähnliche Durchschnittszahlen gestützt, mir sagen wollte, daß mit einer Wahrscheinlichkeit von 1 zu so und so viel eine Handlung von mir der Gegenstand eines strafgerichtlichen Erkenntnisses sein werde, so dürfte ich ihr unbedenklich antworten: ne sutor ultra crepidam! Nachdem man erkannt hat, daß Freiheit und Nothwendigkeit schon logisch nicht richtig gestellte Gegensäze sind, daß dem Nothwendigen nur das Zufällige gegenübersteht, der Freiheit aber der Zwang oder die äußerliche Nothwendigkeit, während die innere Nothwendigkeit mit ihr verwandt wo nicht identisch ist, ist das große Mysterium, das sich an die Frage der menschlichen Willensfreiheit knüpft, zwar keineswegs gelöst, aber es ist wenigstens in eine Sphäre gerückt wor-

den, zu welcher die Tabellen der Statistik nicht hinübergreifen.

Man hat aber überhaupt die Tragweite solcher Regelmäßigkeiten, wie sie sich für die Massenbeobachtung der Verbrechen nach Zahl und Unterarten ergeben, weit überschäzt, schon darum, weil sich die Zählungen bis jezt nur auf wenige Jahrzehende und Länder erstrecken, während die Resultate nicht nur möglicher, sondern wahrscheinlicher Weise ganz andere sein müßten, wenn sich die Beobachtungen über eben so viele Jahrhunderte und alle civilisirten Völker ausbreiten würden. Alle jene Zahlen, man mag sie stellen und ordnen wie man will, werden niemals etwas Anderes sein, als der Ausdruck von Thatsachen, als ein werthvolles Material zur Charakteristik von Völkern, Staaten und Zeiten, als historische Zeugnisse der schäzbarsten Art, als reichhaltige Aufschlüsse für den Gesezgeber und Staatsmann, für alle socialen Wissenschaften, für jeden Denkenden. Unwidersprechlich zeigen sie freilich, daß der Einzelne auch in seinem sittlichen Handeln sich vielfältig bedingt findet durch die Gesellschaft, durch religiöse Vorstellungen und politische Einrichtungen, durch Bildung, Besiz, Stand, Abstammung, Geschlecht und Alter; aber wer hat daran jemals zweifeln können, wenn er mit unbefangenem Blick in das Buch der Geschichte, in Welt und Leben blickt, und wer hat aus der Mannigfaltigkeit der Motive, die auf uns einwirken, schließen dürfen, daß nicht doch eine Kraft in uns wohne, jedem einzelnen unter ihnen Widerstand zu leisten?

Ich will diese Rundschau nach socialen Gesezen nicht

weiter fortführen; die Ausbeute war nicht groß. Ich läugne aber, daß dieß dem Zweig der socialen Fächer zum Vorwurf dienen kann. Die jüngsten Wissenschaften sind immer die schwersten; denn sie behandeln Probleme, welche man früher ganz übersah oder gar nicht die Mittel hatte in Angriff zu nehmen. Ich habe von der Zukunft der Statistik, von dem wissenschaftlichen Werth, den eine fortgeführte und immer weiter ausgebreitete methodische Beobachtung socialer Thatsachen haben wird, die höchste Meinung; ja ich glaube, daß die Natur der Verhältnisse ihr für jezt eine Art Führerschaft unter den socialen Wissenszweigen, obgleich sie nur deren Hilfswissenschaft ist, zugewiesen hat, um nach allen Richtungen das Material beizubringen, ohne dessen Grundlage überall nur Luftschlösser gebaut werden können. Aber gerade, weil es eine so lohnende Aufgabe ist, die großen socialen Thatsachen festzustellen und aufzuhellen, Völker, Staaten, Gruppen und Gemeinschaften jeder Art in präciser Weise zu charakterisiren, eine Menge ganz neuer oder nie beachteter Causalverknüpfungen aufzudecken, so möge sie die Hände auch nicht vorschnell nach den lezten Kränzen ausstrecken, welche die Wissenschaft ihren Meistern bietet, der Entdeckung neuer Gesezе. Die Natur liebt es, mit wenigen Kräften und Stoffen das Wunderwerk der Schöpfung zu bilden. In andern Wissenschaften ist die Entdeckung eines neuen Gesezes ein seltenes und stets Epoche machendes Ereigniß. Die Statistik soll sich nicht als das Sonntagskind unter ihren Schwestern betrachten, das die neuen Gesezе duzendweise am Wege auflieſt.

Jener Forderung an ein soziales Gesez, daß es die constante Grundform angebe für die Massenwirkung psychischer Kräfte, schienen nur einige allgemeine Säze der Nationalöconomie über die Ordnung und Gliederung des wirthschaftlichen Lebens zu genügen; aber auch diesen schien keine unbedingte Geltung zuzukommen, sondern sie waren auf die Voraussezung gegründet, daß die wirthschaftlichen Verhältnisse nur unter dem Einfluß der auf sie unmittelbar bezüglichen Triebe stehen, und kein Herübergreifen der übrigen psychischen Kräfte Statt finde. Sollte dieser hypothetische Charakter vielleicht mehr als ein blos zufälliges, sollte er ein allgemeines Merkmal aller socialen Gesezе sein? Sollte das Ineinandergreifen aller psychischen Kräfte sich vielleicht immer und überall einer wissenschaftlichen Feststellung entziehen, und sich die psychischen Kräfte gerade darin von den physikalischen und organischen wesentlich unterscheiden, daß diesen ein ewig unwandelbares Maaß der Leistungsfähigkeit zukommt, jene aber bei aller Beharrlichkeit ihrer Grundform hinsichtlich ihres Stärkegrads einer allmählichen inneren Umbildung unterworfen sind? So klein auch das Bruchstück ist, das wir von der Geschichte unserer Gattung kennen, so scheint es doch zu dem Schlusse zu berechtigen, daß dabei ein allmähliges Sichheraufarbeiten der höheren psychischen Kräfte über die niedrigen, der humanen über die animalischen Statt findet. Die geistigen Errungenschaften eines Zeitalters in Gesez und Sitte, in Religion, Wissenschaft und Kunst sind Dämmen und Bollwerken zu vergleichen, die hundertmal zerrissen, wieder erneuert und weiter ge-

führt, ein den Fluthen wilder Begierden abgewonnenes Land schützen und ausbreiten. Das nachfolgende Geschlecht hat immer den Vortheil, mit größerem Grundkapital zu arbeiten; wenn der Einzelne auch stets wieder mit gleichen Trieben und Anlagen zur Welt kommt, so bietet ihm doch der schon gesammelte Bildungsschaz der Gesellschaft eine stets wachsende Hilfe und Förderung für die Entwicklung seiner höheren Seelenkräfte. Und wenn dem so wäre, dann könnten in der That alle socialen Gesezе, die sich nur mit der Massenwirkung einzelner psychischer Kräfte befassen, auch blos eine bedingte Geltung ansprechen, und es gäbe nur Eine Art von großen und absoluten Gesezen, die Entwicklungsgesezе der Menschheit, die noch für ungemessene Fernen der wissenschaftlichen Erkenntniß verschlossen und nur einem ahnungsvollen Glauben zugänglich sein werden.

Lassen Sie mich an diese vorgreifenden Fragen und Vermuthungen eine lezte Betrachtung anknüpfen.

Ich habe bisher von allen möglichen Arten von Gesez gesprochen, aber Eine Art als eine ganz heterogene und unvergleichbare Sache bei Seite gelassen, die Gesezе des Sollens, das Sittengesez und dessen wandelbare, sociale Verwirklichung in den Staatsgesezen. Natur und Sittengesez erscheinen in ihrem innersten Wesen so grundverschieden, daß man sich wundern muß, wie die Sprache nur dazu kommen konnte, Etwas, was mit unfehlbarer Sicherheit und stets gleichmäßiger Kraft die reale Welt beherrscht und eine tausendmal unbeachtete, nie ganz befriedigte Forderung, also z. B. zwei Dinge wie die Pflicht der Elternliebe und das

Parallelogramm der Kräfte, mit Einem Namen zu bezeichnen. Allein das verbindende Mittelglied, der vage Gegensaz gegen das Willkührliche und Ungeordnete, ist wohl nicht der einzige Rechtfertigungsgrund des anscheinend befremdlichen Sprachgebrauchs; es liegen ihm, wie so oft, noch tiefere und ahnungsreichere Beziehungen zu Grunde. Das Sittengesez ist auch ein Naturgesez; es ist kein ideales Phantom, kein leeres Gedankending, sondern die Aeußerung einer realen lebendigen Kraft. Und zwar sind es die höchsten psychischen Kräfte, die darin ihren Ausdruck finden, jener unbestimmte Drang, für unser Ich und das Ganze unserer Erfahrung ein lezes und höchstes Centrum zu suchen, das Bruchstück unseres individuellen Lebens einer harmonischen Weltordnung, einem Reich der höchsten Zwecke einzufügen. Der categorische Imperativ, das in seinem Inhalt so wandelbare und so oft fehlgreifende Gefühl eines unbedingten Sollens ist nur eine der eigenthümlichen Grundformen für die Wirkungsweise der edelsten unserer psychischen Kräfte. Das Sittengesez ist so ganz ein Gesez im Sinne der obigen Definition, und es ist nicht unberechtigt, das, was die Wirkungsweise der höchsten Kräfte ausdrückt, das Gesez schlechtweg zu nennen. Die Kraft, die ein ideales Ziel stets äußerlich vor unsern Weg hinzustellen scheint, die, von keiner Lebensform dauernd befriedigt, stets mit der Devise: plus ultra vorwärts schreitet, sie ist selbst von durchaus realer Natur. In ihrer Massenwirkung ruht das Gesez des Fortschritts. Die Menschheit gleicht nicht jenem Tantalus, der einst zu den Tafeln der Götter zugelassen, dann die Arme ewig

vergeblich ausstreckt nach den labenden Früchten, sondern dem Sohn der Alkmene, der aus niedrigem Knechtesdienst, nach langen und gefahrvollen Kämpfen, in Schmerzen und Flammen geläutert, emporsteigt zu den Sizen der Himmlischen. Das Sittengesez ist ein wahres Naturgesez als das Gesez unserer wahren Natur; es ist in seiner Massenwirkung nur ein scheinbar unkräftiges, auf die Dauer aber das mächtigste und höchste aller socialen Gesezе.

Ueber Hegel.

6. Nov. 1870.

Das Jahr 1870, in dessen Neige wir jezt stehen, schien bei seinem Eintritt wie der Welt im Großen so unserer Hochschule im Kleinen gerade nichts Besonderes und Ungewöhnliches zu versprechen. Nur eine einzige, den stillen und gemessenen Gang unseres akademischen Lebens unterbrechende Feier durften wir in sichere Aussicht nehmen. Am 27. Aug. 1770 war der Philosoph Hegel geboren, und nachdem wir in den lezten Jahren mehreren anderen unter den geistigen Heroen unserer Nation bei ihrer Säcularfeier durch besondere akademische Festreden den Tribut der Dankbarkeit erstattet hatten, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß wir das gleiche Gedächtniß dem geistvollen Landsmann nicht versagen werden, der nicht nur hier seine Bildung empfieng, sondern dessen Lehre an unserer Hochschule durch einen Kreis hochbegabter Schüler eine eigenthümliche, in der Geschichte der deutschen Wissenschaft bedeutungsvolle Aufnahme und Fortbildung gefunden hat. Es war daher auch bereits die Einleitung getroffen, daß am 27. August das Gedächtniß Hegel's durch einen der ordentlichen Vertreter des Faches in einer besonderen akademischen Festrede gefeiert werden solle.

Allein das Jahr 1870, reicher als irgend einer seiner Vorgänger sowohl an getäuschten als an überbotenen Hoffnungen, hat uns gar Vieles gebracht, was die kühnsten Träume überflog, aber das Eine, was wir mit Sicherheit hätten erwarten dürfen, eine ordentliche und rechtzeitige akademische Hegelfeier hat es uns nicht gegönnt. Die großen Schlachtentage des Augusts ließen uns nicht an die Geburtstage von Philosophen denken. Dieß Jahr ist vor unserm staunenden Blick zu einem jener großen Marksteine, zu einer der Leuchtfackeln der Weltgeschichte geworden, welche die dunkeln und verschlungenen Pfade der Vergangenheit mit Einem Male erhellen und uns für die Zukunft eine breite, weithin sichtbare Hochstraße zeigen. Wenn die Geschichtsauffassung Hegel's in ihrem Rechte ist, daß der Reihe nach führende Volksgeister auf und wieder abtreten, welche als die Träger der herrschenden Weltanschauung den Zeitaltern das eigenthümliche Gepräge ihres Wesens aufdrücken, so kann es in der Geschichte nicht wohl ein wichtigeres Ereigniß geben, als einen solchen Scenenwechsel auf dem Welttheater, wenn das bisher führende Volk hinter die Bühne tritt und ein anderes, das bis dahin zur Seite gestellt war, den Vordergrund in Besitz nimmt. Doppelt großartig aber wird der Eindruck sein, wenn dieser Wechsel mit so glänzendem dramatischem Effekt erfolgt, in so gewaltigen Schlägen, als die Strafe unerhörter Anmaaßung und Verblendung, als ein Sieg der stillen und verkannten Kraft, als ein Gottesgericht wie kaum je ein zweites mit deutlicherer Flammenschrift in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet worden.

Die deutsche Wissenschaft und auch das Leben der deutschen Hochschulen steht diesen großen Weltereignissen nicht so fern, als es dem ersten Anblick scheinen mag. Ich denke dabei nicht blos an die Tausende von Jünglingen, welche die Hörsäle verlassen haben, um sich in die Reihen der deutschen Krieger einzustellen, an die akademischen Lehrer, die in den mannigfaltigsten Formen ihre Kräfte der Sache des Vaterlandes zur Verfügung gestellt haben. Ich will es auch nur flüchtig und fragend erwähnen, ob nicht jene überlegene Kunst der deutschen Heeresordnung und Kriegführung, deren Erfolge die Welt jetzt mit Staunen erfüllen, auch ein Stück deutscher Wissenschaft ist und in der soliden Methode der Forschung wurzelt, welche, allen Phrasen und allem Schwindel feind, immer wieder die Fragen trennt und vereinfacht und die allgemeinen Sätze nur aus einer Menge der gründlichsten Detailuntersuchungen abzuleiten gestattet. Noch weit näher zeigt sich jener Zusammenhang bei einer allgemeineren Betrachtung. Dem Zeitalter der Staatsmänner und Feldherrn ist das der Dichter und Denker vorangegangen; noch lange bevor das deutsche Volk auch nur das Bedürfniß einer staatlichen Einigung empfand, hat es aus tiefem Verfall, aus confessioneller und politischer Spaltung heraus in der Gemeinschaft seines geistigen Besitzthums ein nationales Band gefunden; die deutschen Hochschulen bildeten längst trotz aller Schlagbäume an den Landesgrenzen Einen deutschen Bundeskörper. Allein wenn wir bisher auf die Gründer unserer classischen Epoche, auf jene Meister blickten, welche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts

gewirkt oder die maßgebenden Keime ihrer Bildung empfangen haben, so konnten wir noch sehr im Zweifel sein, ob diese glänzende Erscheinung in der Entwicklung unseres Volks nach rückwärts zu deuten sei oder nach vorwärts, ob sie dem Abendroth eines sinkenden Tages oder dem Morgenroth eines aufsteigenden zu vergleichen sei. Man hatte ja aus den Beispielen der antiken Völker die Regel abgeleitet, daß das Zeitalter der geistigen Blüthe eines Volks nie mit dem Höhepunkt seiner politischen Macht zusammenfallen, auch ihm nicht vorausgehen könne, sondern nachfolgen müsse. Erst in der Dämmerung beginnt der Vogel der Minerva seinen Flug, so lautet eines von jenen geistreichen Schlagwörtern Hegel's. Das deutsche Volk sollte seine politische Machtperiode schon im Mittelalter unter seinen großen Kaisern gehabt haben; jetzt sollte ihm nur wie einst dem Griechenvolke die Mission übrig geblieben sein, als geistiges Ferment, aber machtlos und zersplittert, das europäische Völkerleben zu befruchten. Es ließ sich Vieles für und wider diese Meinung sagen und auf dem Weg der Theorie war zu keiner Entscheidung darüber zu kommen. Das Jahr 1870 hat uns diese Entscheidung gebracht. Die großen Geister unserer classischen Kulturepoche sind nicht die späten Nachzügler und Grabredner, sondern die Boten und Vorläufer unserer politischen Größe geworden; ihre Leistungen erinnern uns nicht mehr an den Dämmerungsflug des Vogels der Weisheit, sondern sie waren der herzerhebende Lerchenschlag, der unserm Volke einen neuen Frühlingstag ankündigte. Und so scheint es mir, fällt von den neuesten

Großthaten unseres Volkes auch ein neues verklärendes Licht auf jene Männer einer früheren Generation zurück, die einst aus der stillen Tiefe ihres eigenen Gemüthes und Geistes heraus dem deutschen Volk sein wahres Wesen aufgeschlossen und die lang verhaltenen Siegel seines Genius gelöst haben. Wir wollen ihrer mit verdoppelter Dankbarkeit gedenken; wir wollen keinen vergessen und Jedem seine Ehre gönnen. Und so wollen Sie mir erlauben, nachdem der erste Sturm des Kriegs die rechtzeitige volle und würdigere Gedächtnißfeier Hegel's, wie sie von berufenerer Seite beabsichtigt war, vereitelt hat, daß ich die lezte für dieß Jahr noch gebotene Gelegenheit benütze, um wenigstens noch als Laie und Dilettant von dem Philosophen Hegel zu reden und das Versäumte sei es auch nothdürftig noch nachzuholen. Ich denke dabei nicht daran, Ihnen das Leben und die Persönlichkeit des Philosophen zu schildern, noch weniger, Ihnen die Grundzüge seines Systems und die Stellung, die dasselbe in der Reihe solcher Systeme einnimmt, zu schildern. Gleichwohl glaube ich von einem andern Gesichtspunkt aus doch auch einen gewissen Beruf zu haben von der Sache zu reden. Meine eigene Studienzeit fiel nemlich gerade in die Periode, in welcher die Hegel'sche Philosophie an unserer Universität durch junge Docenten der glänzendsten Begabung eingeführt und in den raschesten Aufschwung gebracht wurde. Ich kann wohl sagen: meine ganze Studienzeit stand förmlich unter dem Bann des Hegelthums; wer sich überhaupt mit Philosophie zu befassen hatte, der mußte entweder selbst ein Hegelianer sein oder zu diesem

System wenigstens eine bewußte und feste Stellung einnehmen, und diese Herrschaftsperiode mag etwa vom Anfang der dreißiger bis in die Mitte der vierziger Jahre gedauert haben.

Wie bekannt nahm aber der Tübinger Zweig der Hegel'schen Schule bald eine eigenthümliche und oppositionelle Haltung in derselben ein. In Berlin stand diese Philosophie zu den herrschenden Gewalten in Staat und Kirche in dem Verhältniß der entente cordiale, des herzlichen Einverständnisses. Insbesondere lebten Philosophie und Religion auf dem besten Fuß mit einander. Die Metaphysik und die christliche Dogmatik hätten, so sagte man, den gleichen Inhalt; nur werde, was im Dogma in der Form der Vorstellung, für die Stufe der Einbildungskraft gefaßt sei, in der Philosophie in das Element des Begriffes, des reinen Gedankens erhoben. In der Geschichte wurde aller Accent auf die Entwicklung und Bewegung von Ideen gelegt, woneben der pragmatische Zusammenhang, die realistische Wahrheit der einzelnen Begebenheit als durchaus bedeutungslos angesehen wurde. Die jungen Führer der Tübinger Abzweigung waren darüber ganz anderer Ansicht. Einmal vermochten sie wohl überhaupt nicht in dem Grade, in welchem es die strenge Schule verlangte, die damals sogenannte Verstandesauffassung der Dinge in sich über Bord zu werfen; sodann mußten sie bald finden, daß das große Arcanum und Zaubermittel des Systems, die dialektische Methode, sich ohne besondere Schwierigkeiten auch zu ganz andern Diensten und in ganz andern Richtungen verwenden ließe, als wozu der

Meister sie gebraucht hatte. Und so entwickelte sich auf dem Boden der hiesigen Universität jener linke Flügel des Hegel'schen Systems, der zuerst die Fahne der historischen Kritik wieder entfaltet, der durch die damalige Vertrauensseligkeit über den Einklang von Wissen und Glauben einen dicken und groben Strich gemacht hat und der durch den hiemit gegebenen Anstoß, wie durch eine Reihe bedeutender Schriftwerke in der Kulturgeschichte des deutschen Volks für immer einen angesehenen Platz behaupten wird. Und da nun in meine eigene Studienzeit gerade sowohl das erste Aufkommen der Hegel'schen Philosophie an unserer Universität als jener erste Abfall von der alten Schule trifft (der durch das Erscheinen des Strauß'schen Lebens Jesu bezeichnet wird) und da ich diesen Dingen wenn auch nicht mit vollem Verständniß, doch wenigstens mit vollem Interesse gefolgt bin, so erlaube ich mir aus meinen Erinnerungen Ihnen zu berichten, nicht was die Hegel'sche Philosophie war und lehrte, sondern wie sie auf uns wirkte. Ich wünsche kurz zu sagen, einmal was uns daran anziehend, bestechend, imponirend erschien, sodann was daran für uns unverständlich, unwirksam, befremdlich oder gar abstoßend war, und schließlich was nach Abwägung des Einen und Andern als bleibende Frucht jener Studien etwa in uns zurückgeblieben ist.

Wir kamen damals vielleicht mit einem idealistischeren Zug auf die Hochschule, als es heutzutag durchschnittlich der Fall sein mag, mit einem unklaren ahnungsvollen Enthusiasmus für eine unbekannte Weisheit; etwa wie der Schüler im Faust wenn er sagt:

Ich wünschte recht gelehrt zu werden
Und möchte gern, was auf der Erden
Und in dem Himmel ist, erfassen,
Die Wissenschaft und die Natur.

Wir hegten noch den harmlosen Glauben, daß es eine volle und unverhüllte Wahrheit gebe, daß die Lehrer an den Hochschulen sie wüßten und vortrügen und daß es nur an uns hänge, sie in uns aufzunehmen und zu begreifen.

Diesem Verlangen nach einer aus dem Vollen geschöpften Wahrheit konnte nun nichts Willkommeneres, nichts Imponirenderes begegnen als die Hegel'sche Philosophie. Denn sie ist ein System im eminentesten Sinne des Worts, von der universellsten Anlage und Construction; sie zieht alle Gebiete menschlicher Erfahrung in ihren Kreis; sie giebt Antwort auf alle Fragen. Ich glaube, daß man für alle Zeiten in der Hegel'schen Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften das Werk eines großartig angelegten Geistes, einen logischen Aufbau des Kosmos von grandioser Architectonik und Symmetrie bewundern wird.

Und dieser das gesammte Weltall umfassende Gedankenbau war ein Werk aus Einem Guß wie kaum irgend ein zweites System. Fast alle andern Systeme sehen sich genöthigt, dem Denken irgend eine unübersteigliche, äußerlich gegebene Schranke gegenüberzustellen, die nicht aus dem Gedanken selbst abzuleiten ist, sei es eine ewige Materie, ein Chaos blinder Naturkräfte, oder ein Ding an sich, ein Wille, ein ewiger vorzeitlicher Ungrund oder was sonst, und das Denken war nur das formgebende, gestaltende Princip ohne eigene Schöpferkraft. Das Hegel'sche System hat allen

Dualismus beseitigt; es ist der reinste Monismus des Gedankens. Es existirt lediglich nichts als Geist, als das Absolute, die Idee, die ewige Vernunft in den verschiedenen Stufen und Momenten ihrer Selbstentfaltung. Selbst die starren, unlebendigen, Zeit und Raum erfüllenden Gestalten der Natur, die den schärfsten Gegensatz zu allem Geistigen zu bilden scheinen, sind doch auch nichts anderes als eine besondere Art von Gedankenformen, die der Geist aus der Bewegung seines innersten Wesens hervorgehen läßt. Man hat daher mit Recht die Hegel'sche Lehre als das System des Panlogismus bezeichnet. Rein aus eigenen Mitteln, und scheinbar wenigstens, ohne nach rechts und links auf die empirisch gegebene Wirklichkeit hinüberzublicken, baut Hegel in einer unendlichen Reihenfolge von Denkbestimmungen, deren jede einzelne mit Nothwendigkeit aus der vorangehenden folgen soll, die concrete Wirklichkeit vor unserm staunenden Blick auf. Das Wunder, wie einst Gott die Welt aus Nichts geschaffen hat, wiederholt sich vor unsern Augen. Denn in der That nimmt auch der Hegel'sche Gedankenbau seinen Ausgang von dem reinen Nichts und erzeugt durch die angeblich immanente Bewegung des Denkens selbst immer höhere und beziehungsreichere Begriffe, die aber zunächst alle immer noch in dem ätherischen Elemente des reinen und abstracten Denkens liegen. Es sind dieß gleichsam die Gedanken des in sich brütenden Gottes, die dem Akte der Weltschöpfung vorausgehen. Denn nun, nachdem die Idee jene Reihe der allgemeinen nothwendigen Denkformen in sich durchlaufen hat, da tritt sie — durch

einen wunderbar kühnen Sprung ihres Auslegers — aus jenem luftigen Element der Abstraction, das ihr nicht mehr genügt, heraus, entläßt ihre eigenen Denkmomente aus sich zu gesondertem, ihr selbst entfremdetem Dasein; sie wird zur Natur. Die Natur ist der verhüllte Geist, der Gedanke in seiner Selbstentäußerung. Die Natur ist auch Gedanke, aber sie weiß es nicht. Sie spielt in einer unendlichen Fülle der mannigfaltigsten Gestalten, aber ihr Schaffen durchdringt ein Zug nach vorwärts, nach dem Lichte des Bewußtseins und der Erkenntniß. Von den blinden und leblosen Kräften steigt sie zu den organischen Wesen auf, von einer Stufe zur andern, dabei spielend, variirend, oft scheinbar rückschreitend, bis endlich in dem Bewußtsein des Menschen der Durchbruch gelingt. Damit beginnt die Philosophie des Geistes. Die ewige Vernunft kehrt aus ihrer Entfremdung im Naturleben zu sich selbst zurück; sie findet sich wieder, bereichert und verklärt, zur Stufe der Freiheit durchgedrungen. Aber alsbald beginnt wieder die neue Gliederung von Stufe zu Stufe; das individuelle subjective Seelenleben ist nur eine erste, mangelhafte Gestalt der Idee, die sich selbst wieder gefunden hat; reicher ist der Gedanke der Freiheit verwirklicht auf der Stufe des objectiven Geistes in den socialen Formen von Recht und Sitte, von Familie, Gesellschaft und Staat, wie in der stetigen fortschrittlichen Entwicklung der Weltgeschichte. Zur vollen Rückkehr in sich selbst, zum Abschluß ihres unendlichen Kreislaufes gelangt die Idee in den Stufen des absoluten Geistes, der Kunst, der Religion, der

Philosophie; hier beschaut der Geist in seliger Freiheit sein eigenes ewiges Thun in verklärten Formen der Anschauung, der Vorstellung, des Begriffs.

So viel Dunkles, Anfechtbares und Unzulängliches dieser Gedankengang auch im Einzelnen enthalten mag, daß er auf jugendliche, erkenntnißdurstige Gemüther anregend, bestechend, überwältigend zu wirken vermochte, daß wir glauben konnten, jener Isisschleier, der das Götterbild der Wahrheit verhüllt, sei hier wenn auch nicht weggezogen doch gelüftet und aufgedeckt, ist wohl begreiflich. Freilich blieb uns Vieles nur halb verständlich und oft genug mochte der Spruch Mephisto's anwendbar sein: Im Ganzen haltet euch an Worte.

Auf der andern Seite schien uns für die Wahrheit der Grundgedanken der Hegel'schen Lehre ihre Zusammenstimmung mit der unmittelbaren Erfahrung und Wirklichkeit ein starkes Zeugniß zu sein. Im Ganzen liegt ja bei allen philosophischen Systemen ihre eigentliche Ueberzeugungskraft weniger in dem logischen Zwang, mit dem sie uns gefangen nehmen, als in ihrer Bewährung im Großen und Ganzen, in der Rechnungsprobe, die schließlich im Vergleich mit dem unmittelbaren Eindruck des Weltlaufes und der Gesammterfahrung herauszukommen scheint, in der Kleinheit des Restes, der am Ende als unerklärt übrig zu bleiben pflegt.

Eine solche Bewährung durch die praktische Rechnungsprobe schien nun der Hegel'schen Lehre in zwei wichtigen Beziehungen zu Statten zu kommen.

Fast alle andern Philosophen waren zunächst nur darauf bedacht gewesen, in dem steten Wechsel und der Flucht aller Erscheinung das Beharrende und Bleibende aufzusuchen, die festen Pfeiler und Bögen zu bauen, zwischen welchen der ruhelose Strom des Weltlaufes unaufhaltsam hindurchbraust. Die Flucht der Erscheinungen selbst wußten sie nicht zu deuten; sie nahmen sie als eine gegebene Thatsache und Schranke hin, die gegenüber von der ruhig beharrenden Idee oder Wahrheit nur als ein Scheinbares, Unwesentliches, oder wie Plato sagt als das Nicht Seiende galt. Für Hegel dagegen gab es, wie für seinen Vorgänger im grauen Alterthum Herakleitos den Dunkeln, überhaupt kein Sein, sondern nur ein unendliches Werden. Nichts ist bleibend als die Bewegung selbst. Alles ist Proceß und Entwicklung, das Glied einer Reihe, die Stufe einer Treppe, die nach oben führt. Unaufhörlich und nach allen Richtungen wiederholt sich der Gang, daß ein Moment gesetzt wird, diesem ein Zweites entgegentritt und es aufhebt, und daß aus diesem Conflict ein Drittes, bereichert und vertieft hervorgeht. Alles Einzelne ist einseitig, relativ, mangelhaft, vorübereilend; die Wahrheit liegt nie im Einzelnen für sich, sondern immer erst in der Reihe.

Wir waren damals gewöhnt, uns neben den Werken der Philosophen, die wir studiren sollten, eines kleinen metaphysischen Handbüchleins oder Catechismus zu bedienen, dessen Sprüche uns weit verständlicher und geläufiger waren als die oft abstrusen Formeln der Schule. Es war Göthes Faust. Und so übersetzten wir uns die Hegel'schen Sätze,

daß das Absolute nicht Substanz sondern Subject sei, und in einem unendlichen dialectischen Proceß seine Momente setze und aufhebe, leichter in die Worte des Erdgeistes, der Faust zuruft:

In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab, webe hin und her.
Geburt und Grab ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben, Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Daß Hegel diese Flucht und Vergänglichkeit aller Erscheinungen nicht als einen irrationellen und unerklärt bleibenden Rest bei Seite stehen ließ, sondern gerade hierin die nothwendige Form und Methode der Wahrheit, das Wesen aller Entwicklung erkannte, durfte uns als ein unbestreitbarer Vorzug vor andern Systemen erscheinen und war mit dem Eindruck, den eine unbefangene Betrachtung des Weltlaufes machte, weit leichter in Uebereinstimmung zu bringen.

Noch in einer andern Beziehung schien diesem System der Vorzug der praktischen Bewährung zuzukommen. Andere Philosophen beschäftigten sich mit den allgemeinsten, sublimsten Fragen der Erkenntnißlehre, der Logik, der Metaphysik, der Ethik, welche, man mochte sie so oder anders lösen, auf die unmittelbaren Forderungen und Probleme der Gegenwart, auf die concrete Wirklichkeit, in der wir zu leben und zu handeln haben, nur durch Einschaltung vieler Zwischenglieder Anwendung finden konnten. Sie legten gleichsam die Schätze ihrer Weisheit weit von unsern Wohn-

plätzen an abgelegenen Stellen nieder, wohin nur wenige, ungangbare und schwer findbare Wege führten. Hegel führte, um bei diesem Bilde stehen zu bleiben, seine geistigen Errungenschaften bis unmittelbar vor die Thüre unseres Hauses. Er geht zwar auch immer von abstracten Denkbestimmungen aus, aber er kommt stets, oft in überraschender Weise und nach wenigen Zwischengliedern bei den Aufgaben und Interessen des modernen Lebens, der gegenwärtigen Gesellschaft an. Die Erscheinungen der Gegenwart waren ihm überall nicht Zufälligkeiten, die dem Philosophen ferne liegen, sondern nach seiner ganzen Grundauffassung der Geschichte der Höhepunkt, der momentane Schlußstein einer fortschrittlichen Entwicklung. Alles was wirklich ist, ist vernünftig, alles was vernünftig ist, ist wirklich; so lautet jener vielberufene und vielgeschmähte Satz, der in Verbindung mit dem zweiten, vorhin erwähnten, daß jede einzelne Erscheinung einseitig und nur als Glied einer Entwicklungsreihe zu beurtheilen sei, gegen die nächstliegenden Einwände gedeckt, jedenfalls der prägnanteste Ausdruck von Hegels tiefsinniger Originalität ist. Für Hegel war die Gegenwart, wenn auch nicht die letzte, doch die neueste, relativ höchste Offenbarungsstufe des Weltgeistes; wenn Alles Geist ist und außer ihm nichts existirt, so muß ja ein Glanz der Verklärung auf die Wirklichkeit fallen. Das Ideal ist nicht in weiter Ferne, das Gute nicht in einem ewig unerfüllten Sollen zu suchen; sondern es ist da, als Errungenschaft der weltgeschichtlichen Entwicklung, als Gesez und Sitte, als Familie, Gesellschaft und Staat. In diese gött-

liche gegenwärtige Ordnung sich einzuleben, an ihrer Fortbildung mitzuwirken, den nächsten Forderungen des Tages, des Berufs, dem man sich widmet, dem Kreis, in dem man lebt, dem Staat, dessen Bürger man ist, volles Genüge zu thun, das ist für Hegel der Kern aller Ethik. Was man uns in dem Religionsunterricht der Schule gelehrt, daß die Welt mit Allem, was darinnen sei, ein Werk und Spiegel göttlicher Güte und Weisheit sei, daß Alles was geschieht nach Gottes Willen und weisem Rathschluß geschehe, das schien uns jener Hegel'schen Lehre von der Vernünftigkeit alles Wirklichen und der Wirklichkeit alles Vernünftigen gar nicht so ferne zu stehen; es schien ja vielmehr hier nur ein Ernst mit dieser Anschauung gemacht, den man sonst nicht zu machen pflege; es schien blos der Widerspruch aus ihr entfernt, daß der Mensch fortwährend im Stande sein soll, einen Strich durch die Rechnung Gottes zu machen und die Erfüllung der göttlichen Plane zu vereiteln.

Man hat der Hegel'schen Philosophie den doppelten Vorwurf gemacht, daß sie das Subject, den Einzelnen zu hoch und zu niedrig stelle; zu hoch, nicht nur, weil sie, wie alle pantheistischen Systeme, dem Menschen einen Antheil an dem unmittelbaren göttlichen Leben leiht, sondern noch mehr, weil sie in menschlichen Thätigkeiten, in Kunst, Religion, Philosophie die höchste Wirkungsform des absoluten Geistes findet; zu niedrig dagegen, weil sie rücksichtsloser als irgend eine andere Theorie, die Individualität mit ihrem subjectiven Fühlen, Meinen und Wollen den allgemeinen socialen und kosmischen Mächten unterordnet. Ich will hier nicht

untersuchen, was an dem einen und dem andern Vorwurf wahr und begründet ist; aber das kann ich sagen, daß uns jenes angebliche schwellende Gefühl eigenen Götterthums völlig unbekannt war; eine Eigenschaft, die man nicht nur mit allen andern Menschen, sondern am Ende auch mit den Thieren, Pflanzen, Metallen zu theilen hat, könnte ja Niemand hochmüthig machen; und von unserem eigenen philosophischen Denken bildeten wir uns entfernt nicht ein, daß wir damit dem ewigen Weltgeist zu seinem Selbstbewußtsein behilflich wären. Weit wirksamer und hervortretender war die andere Seite der Sache, daß der Einzelne nur die flüchtige Welle, das verschwindende Atom in dem unendlichen Weltproceß sei, ohne den Anspruch auf eine selbständige Geltendmachung seiner Individualität, ohne Bürgschaft für ihre Erhaltung und ihr Fortschreiten zu höheren Offenbarungen. Diese Forderung einer unbedingten Resignation hat für den jugendlichen Geist einen verführerischen Reiz, der sich für das gereifte Lebens- und Ichgefühl wieder verliert. Es mag dieß dieselbe psychologische Ursache haben, aus welcher der Jüngling die von Kraft und Gesundheit schwellenden Glieder, alle Hoffnungsträume einer reichen Zukunft leichter und williger der Gefahr und dem Kugelregen aussezt, als der Gebrechliche, dem Gegenwart und Zukunft nur Trübes bietet. Der Stolz der Entsagung und opferwilligen Hingabe verleiht bei sicherem Besiz eine angenehme Schwellung des Selbstgefühls.

Ich komme zu der unerquicklichsten und peinlichsten Seite des Studiums der Hegel'schen Schriften und Lehren,

zu der eigenthümlichen Form der Beweisführung und Gedankenentwicklung oder zu der sogenannten dialectischen Methode. Wenn man sich nemlich etwa vermaß, an einen strikten Hegelianer die Frage zu stellen: aber womit beweist Ihr denn die Wahrheit Eurer Behauptungen, so erhielt man eine vornehm abweisende, mit tiefen und dunkeln Orakelsprüchen versezte Antwort, etwa folgenden Inhalts: was man so gemeinhin unter Beweisen versteht, jenes Hin- und Herwägen von Gründen und Gegengründen, jenes Zurückführen der Sätze auf gemeinsame bereits erwiesene oder anerkannte Ausgangspunkte, das gehört nur in die niedrige Sphäre des verstandesmäßigen Erkennens. Für das philosophische Denken hat es keine Berechtigung. Die Wahrheit erweist sich durch die Darlegung ihrer selbst; dem Begriff kommt eine eigene, immanente Bewegung zu, welcher sich das Subject nur darbieten und aufschließen kann, indem es seine eigenen willkührlichen Einfälle zurückhält, und diese Bewegung wird ihrem inneren Wesen nach immer eine dreigliedrige sein. Die erste Stufe bildet dabei stets die unmittelbare, der gemeinen Vorstellung entnommene Auffassung eines Gegenstandes, wie er sich aus der Wahrnehmung, durch Aneinanderreihung verschiedener Eigenschaften oder Merkmale ergiebt. Diese Stufe gehört noch der Verstandessphäre an. Nun bemächtigt sich aber ein höheres Organ dieses Stoffs, die Vernunft, und übt daran eine doppelte Function, einmal eine critische, negative, dialectische, indem sie in jenen vom Verstand angenommenen Merkmalen innere Widersprüche entdeckt und heraushebt und damit den

Begriff in sein Gegentheil verkehrt, so daß das was man fest zu haben glaubt, wie zwischen den Händen zerrinnt, sodann aber auch eine positive, speculative Thätigkeit, indem sie es bei diesem negativen Resultat nicht bewenden läßt, sondern zu einem neuen Begriff, der höheren Einheit oder Vermittlung jener Gegensätze fortschreitet, mit welchem nun zugleich der Ausgangspunkt für eine Wiederholung ganz derselben dreigliedrigen Bewegung gegeben ist; wie sich denn in der That das ganze System von A bis Z durch unzählige Paragraphen in stets wiederkehrendem triadischem Rythmus fortwindet.

Ich kann nicht sagen, wie viel Mühe und Kopfzerbrechen es uns gekostet hat, diese sogenannte speculative Methode Hegels auch nur soweit in uns aufzunehmen, um zu begreifen, wie sie denn eigentlich von ihrem Urheber gemeint war. Es fragte einer den andern kopfschüttelnd: verstehst du es denn? bewegt sich der Begriff in dir von selbst und ohne dein Zuthun? schlägt er in sein Gegentheil um und springt daraus die höhere Einheit der Gegensätze hervor? Wem man dieß zutraute, der galt für einen speculativen Kopf. Wir andern standen nur auf der Stufe des Denkens in endlichen Verstandescategorieen. Denn das Prädicat verständigen Denkens, durch welches sich jezt Jedermann geehrt findet, galt damals sonderbarer Weise für einen Tadel. Wir suchten den Grund, warum wir diese Methode nicht recht verstehen konnten, in der Stumpfheit unserer eigenen Begabung und waren nicht so keck, ihn in der Unklarheit und den Mängeln der Methode selbst zu

vermuthen. Immerhin aber war es nicht allzuschwer, sich jenen dreigliedrigen Schematismus anzueignen; und es fehlte in keinem der philosophischen oder theologischen Aufsätze, die wir zu fertigen hatten, die obligate Dreitheilung, wobei gewöhnlich der erste Theil die herkömmliche Auffassung, z. B. das kirchliche Dogma, darlegte, der zweite daran allerhand Bedenkliches und Widersprechendes nachwies, der dritte oder speculative Theil aber, so gut es gehen mochte, die sogenannte höhere Einheit oder Vermittlung der Gegensätze vortrug.

Hätten wir damals schon jene „logischen Untersuchungen" eines neueren Forschers gekannt, die der dialectischen Methode Hegels den Todesstoß versezt haben, sie hätten uns vielleicht einen großen Dienst erwiesen. Ich kann aber freilich nur sagen, vielleicht. Denn es lebte und wirkte ja damals in Tübingen selbst ein Vertreter der alten und guten Logik, der das Blendwerk der neuen Dialectik, das Spiel mit dem Sein, Nichts und Werden, klar durchschaute und darlegte, der aber den jungen Adepten der neuen Weisheit einer veralteten Schule anzugehören schien, zumal da er seine scharf gedachten Sätze in schmuckloser, von Schematismus nicht ganz freien Weise vorzutragen pflegte.

Außer einem kleinen Häuflein von dem alten Stamm der Schule befaßt sich heute Niemand mehr mit dieser dialectischen Methode; sie gilt als eine Verirrung, als ein mit allzugroßer Zuversicht und Kühnheit unternommenes Attentat gegen die alte, weltgiltige, ewige Logik. Niemand glaubt mehr, daß der menschliche Intellect in zwei Vermögen,

Verstand und Vernunft, zerfalle, von denen das eine für wahr halten kann und muß, was dem andern als falsch erscheint. Seit Jahrtausenden hatte die Menschheit nach dem ersten aller Gesetze gedacht, daß Widersprechendes nicht sein und nicht gedacht werden könne, daß niemals ein Urtheil und das ihm entgegengesetzte zugleich wahr seien. Sie wird auch nach und trotz Hegel darnach die weiteren Jahrtausende fort denken, die ihr noch beschieden sein mögen. Was Hegel gegen die Sätze des Widerspruchs und des ausgeschlossenen Dritten vorbringt, sind Mißverständnisse oder bereits Verletzungen derselben. Fast auf jeder Seite der Hegel'schen Schriften ist zu lesen, daß A auch non A sei. Fast auf jeder Seite werden verwandte, aber scharf zu scheidende Begriffe, wie Gleichheit, Einheit, Identität auf der einen, Ungleichheit, Gegensatz, Gegentheil, Widerspruch auf der andern Seite unter sich verwechselt und verschoben. Niemand wird ferner daran glauben, daß die Begriffe selbst in ihm denken, daß es überhaupt ein Denken oder ein Gedachtes geben könne, ohne ein Etwas, was denkt.

Wenn wir es uns begreiflich machen wollen, wie ein so großer Denker dazu kam, an einer so eigenthümlichen Verirrung sein Leben lang festzuhalten, so müssen wir uns in die geistige Atmosphäre jener classischen Periode zurück versetzen. Unsere großen Philosophen von Kant an glänzen wohl überhaupt mehr durch die Tiefe, den Scharfsinn, die Kühnheit, als durch die Klarheit und Präcision ihres Denkens. Sie griffen gleich nach den höchsten Problemen, sie tauchten in die untersten Tiefen der Metaphysik; den Unter-

schied von Verstand und Vernunft steigerte man allgemein in einer Weise, die wir nicht mehr verstehen. Auch Kant hatte in den Antinomieen widersprechende Sätze als gleich wahr nachzuweisen gesucht. Der verführerische Reiz der mystischen Dreizahl, des Spiels mit Eins und Drei und Drei und Eins macht sich vielfach geltend. Auch Kant liebte die dreigliedrige Eintheilung. Fichte hat auf Thesis, Antithesis und Synthesis sein ganzes System aufgebaut. Die Philosophen waren fast alle ehemalige Theologen; die exacten Wissenschaften und ihre Methoden standen weit nicht so hoch wie jetzt. Dazu war man ohne viel Bedenken stets bereit, die Merkmale des Seins auch auf das Denken zu übertragen, sogar von einer Einheit des Seins und Denkens zu reden. In der realen Welt, der physischen und socialen, ist es ja so, daß Alles fließt, daß Extreme in einander übergehen, daß polare Kräfte sich bekämpfen und aus ihrem Streit ein neues Drittes hervorgeht. Dem Weltgang selbst läßt sich in der That ein Analogon jener dialectischen Methode beilegen. Beim Uebertragen auf den Denkproceß konnte man dann leichter übersehen, daß Gedanken fixirte Bilder sind, und daß, wenn man dem Denken, den Begriffen, die Flüssigkeit der realen Dinge beilegt, man denselben Fehler begeht, wie wenn man sagt, daß die gemalte Rose mit der wirklichen verwelke, das Porträt mit dem Original alt werde und sterbe.

Hegel hatte geglaubt, mit seiner dialectischen Methode dem menschlichen Denken einen festen Gang von innerer Nothwendigkeit zu leihen und hat sich darin gewaltig ge-

täuscht. Sie erwies sich vielmehr als ein Hauptschlüssel, ein Passepartout, der sich beliebig nach jeder Richtung verwenden ließ. Der eine seiner Schüler hatte vermittelst derselben die lutherische Dogmatik streng nach dem Richtscheit der symbolischen Bücher construirt; andere warfen damit das Christenthum und alle Religion über Bord. Hegel hatte in politischen Dingen eine streng conservative Richtung eingehalten, manche seiner Schüler huldigten den destructivsten Ansichten. Es ging zulezt Alles aus den Fugen und keine Schule hat sich in so radicale Gegensätze gespalten.

Auch für die Streitfrage über Hegel's Stil und Darstellung bildet diese Methode das entscheidende Moment. Niemand wird läugnen können, daß sich in Hegel's Schriften Stellen von großer Sprachgewalt finden, weittragende Gedanken in schlichtem monumentalem Ausdruck, die überraschendsten und geistvollsten Vergleichungen. Aber man wird solche Stellen doch fast nur da finden, wo sein Geist sich frei und ausgespannt von dem Joch der Methode bewegen kann, in den Vorreden, den Zusätzen und Excursen seiner Paragraphen. Wo das monotone Einerlei des dreitaktigen Stechschrittes beginnt, wird es dem Leser selten so wohl und wir vermissen oft schmerzlich genug jenes Lustgefühl, mit dem wir einer klaren, beflügelten, überwältigenden Gedankenentwicklung zu folgen pflegen.

Und so ist es auch zu wenig gesagt, wenn man die dialectische Methode nur die Achillesferse des Systems genannt hat. Dieß Bild sezt einen sonst makellosen und unverwundbaren Körper voraus, der nur eine einzige schwache

Stelle hat. Die Hegel'sche Methode gleicht aber mehr einem schädlichen Stoff oder Aussaz, der den ganzen Körper bis in die innersten Poren durchzieht und durchdringt, und allen Theilen ein krankes Element beimischt. Die Nachwelt wird Hegel's Schriften um dieser Methode willen unlesbar finden.

Dieß führt zu der lezten Frage: was bleibt überhaupt demjenigen aus dem Studium der Hegel'schen Werke als feste Errungenschaft übrig, der in jener dialectischen Methode ein Blendwerk, ja eine Verlezung der unvergänglichen logischen Grundgeseze erkannt zu haben glaubt, der dem ganzen System jede Beweiskraft absprechen muß? Erlauben Sie mir, darüber ein individuelles Votum noch in der Kürze auszusprechen. Man kann die Aufgabe des menschlichen Denkens nicht großartiger und universaler auffassen, als es Hegel gethan. Denn ein höheres Ziel können wir uns nicht vorstellen, als im Weltall die gegliederte Offenbarung der ewigen Vernunft, des Einen und höchsten Geistes darzulegen, wenn wir auch nie den Zweifel bewältigen werden, daß sich Wirklichkeit niemals aus rein intellectuellen Vorgängen erklären lasse; und wenn irgendwo möchte hier der Spruch gelten: in magnis voluisse sat est. Der Stufengang dieser Offenbarungen durch die verschiedenen Gebiete und Ordnungen des unbewußten und bewußten Lebens ist von keinem Denker besser und eingehender nachgewiesen worden. Der Gedanke, daß nichts starr und fest, sondern Alles in stetem Fluß und Werden begriffen ist, war nicht neu, aber die Idee der Entwicklung wurde von keinem

der früheren Philosophen tiefer und fruchtbarer erfaßt. Ebenso hat Hegel in einer Reihe einzelner Zweige der Philosophie schöpferisch und bahnbrechend gewirkt. Seine Leistungen sind hier allerdings von sehr ungleichem Werth. Seine Logik wird nur als ein interessanter aber mißlungener Versuch gelten, die alten Denkgesetze umzugestalten, die allgemeinen Begriffe und Denkformen, welche sich uns theils aus der Natur unserer eigenen Denkorgane, theils aus dem Stoff der Wahrnehmungen ergeben, so an einander aufzureihen, daß von dem einfachsten zum reichsten Begriffe fortgegangen und jede neue Stufe rein aus den vorangegangenen abgeleitet wird. Hegel's Naturphilosophie steht den heutigen Methoden der Naturforschung am fremdesten gegenüber; sie zeigte, wie gefährlich alles Construiren realer Erscheinungen aus allgemeinen Begriffen ist; denn Hegel hat die falschen und die richtigen Ansichten seiner Zeit in gleicher Weise als Denknothwendigkeiten deducirt. Gleichwohl hat der Grundgedanke, die Natur als erstarrten, nach dem Licht des Bewußtseins emporringenden Geist zu betrachten, eine tiefere Berechtigung, die durch die Unvollkommenheiten der einzelnen Deutungen nicht in Frage gestellt wird. Die Psychologie ist das Feld, in welchem Hegel's Leistungen am wenigsten original und schöpferisch sind. Sein Geist bewegte sich zu ausschließlich in den ätherischen Schichten der allgemeinen Begriffe, als daß er für die verschlungenen Windungen und Regungen der individuellen Seele das rechte Interesse und Verständniß hätte finden können. Er sah hier nur die Sphäre des Zufälligen und warnt davor,

die Eigenthümlichkeiten des Menschen zu hoch anzuschlagen. Es bleiben drei Gebiete übrig, in welchen Hegel's Leistungen Epoche machend und von unvergänglicher Geltung sind, die Aesthetik, die Rechtsphilosophie, die Philosophie der Geschichte.

Seine Aesthetik ist ein bahnbrechendes Werk, das zum erstenmal den ganzen Stoff gestaltend und ordnend bewältigt hat. Die dialectische Methode war hier bei rein intellectuellen Vorgängen, „in den heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen," fruchtbarer und berechtigter als anderswo. Man wird heutzutag kaum irgend ein ästhetisches Buch oder Urtheil finden, in welchem nicht Hegel'sche Gedanken offen oder versteckt eine Hauptrolle spielten. Dieß Verdienst wird dadurch nicht geschädigt, daß die Gegenwart das Bedürfniß hat, die ästhetischen Begriffe nicht mehr aus den fernen Wolken der Idee herunterzuholen, sondern von unten, auf der Grundlage physiologischer und psychologischer Thatsachen aufzubauen.

Hegel's Rechtsphilosophie ist in formeller Beziehung nach Gliederung und Anordnung des Stoffs das schwächste unter seinen Werken, aber zugleich das reichste an neuen und fruchtbaren Gedanken. Man hatte das Gute bis dahin nur entweder aus dem Gewissen der Einzelnen oder aus einem nicht weiter erklärlichen göttlichen Gebote, den Staat ebenso nur entweder durch ein Zusammentreten vieler Einzelwillen oder durch besondere göttliche Anordnung zu erklären gewußt. Hegel stellte den neuen Begriff des objectiven Geistes, der substantiellen Sittlichkeit auf. Das Gute ist ihm nicht ein bloßes Ideal, das nie und nirgends zu er-

fassen ist, sondern es ist da, es ist realisirt in den socialen Mächten und Ordnungen, die, nicht von menschlicher Willkühr abhängig, auf sich selbst ruhen und als die höheren Offenbarungsstufen des Weltgeistes über der niedrigeren Sphäre des subjectiven Geistes aufgelagert sind. Familie, Gesellschaft und Staat sind die realisirte Sittlichkeit; der Staatsidee selbst insbesondere hat Hegel die verlorene und vergessene Hoheit und Majestät wieder zurückgegeben; er unterwirft nicht den Staat dem Menschen, sondern den Menschen dem Staat. Der Staat ist nicht, wie nach modernen Theorieen, einem in periodischen Abstimmungen bestehenden allgemeinen Volks- oder Mehrheitswillen unter die Füße geworfen, sondern ruht auf seiner eigenen Autorität, die ihm Niemand leihen oder nehmen kann. Die Freiheit ist nicht Willkühr und Belieben des Einzelnen, sondern die Verwirklichung der sittlichen socialen Ordnung. Auch wem diese Anschauungen Hegel's ganz aus dem Herzen genommen sind, der wird doch immer noch etwas Wesentliches darin vermissen. Die socialen Ordnungen sind bei Hegel über der Sphäre des individuellen Lebens wie ein höheres Stockwerk ausgebreitet, ungefähr wie die Thierwelt über der Pflanze, das Menschliche über dem Thierischen. Unser moderner Naturalismus verlangt wenigstens, daß ihm die Treppen aufgezeigt werden, die von einem Stockwerk zum andern führen. Jener objective Geist, jene sittlichen Substanzen sind uns nur verständlich als die Massenwirkungen der socialen und metaphysischen Triebe, welche

neben den animalischen und egoistischen zur natürlichen Ausstattung der individuellen Seele gehören.

Noch größer vielleicht ist das Verdienst Hegel's um ein philosophisches Verständniß der Geschichte. Seine ganze Methode, die Grundanschauung, überall Entwicklung, Proceß, Fortschritt zu sehen, hatte hier ihre eigentliche Heimath und Berechtigung. Die Aufgabe, in dem Gang der Universalgeschichte festen Plan und Sinn zu finden, war zuvor nur als ein Postulat behandelt oder in allgemeinen Phrasen abgefertigt worden. Hegel's Philosophie der Geschichte, eine kleine, nur skizzenhafte Arbeit und in der Deutung des Einzelnen vielfach nicht genügend, ist doch der erste bedeutende Versuch, auch dieß unabsehbare, unfaßbare Gebiet dem menschlichen Erkennen zu erobern. Der Grundgedanke, in der Völkergeschichte eine Reihe von Weltanschauungen von steigender Vertiefung, von stetem Fortschritt im Sinn der Freiheit, der Herrschaft des Geistes über das Natürliche, sodann die führenden Volksgeister als die Träger und Darsteller dieser Weltanschauungen zu betrachten, ist bewußt und unbewußt in die ganze seitherige Geschichtsbehandlung übergegangen. Der größte Historiker unsers Volks und Zeitalters mag zwar mit Recht spotten über alle philosophischen Constructionen von Thatsachen, doch besteht seine eigene größte Leistung eben darin, dem Weltgang seine dialectische Methode abzulauschen und uns in künstlerischer Darstellung vorzuführen.

Der Sinn für politische und historische Erscheinungen war überhaupt nächst der immensen Befähigung zu abstrac-

tem Denken das stärkste Element in Hegel's geistiger Ausstattung. Er steht hierin über allen neueren Philosophen. Vor Fichte's überfliegendem Idealismus hat er den Umfang und die Gründlichkeit empirischen Wissens voraus. Es kam ihm darin vielleicht auch die praktische Schule zu Statten, die dem Altwürtemberger unsere damals sehr bewegten Verfassungskämpfe boten. Am Anfang dieses Jahrhunderts hat Hegel den Entwurf einer deutschen Reichsverfassung ausgearbeitet, in welchem die militärisch-diplomatische Einheit und die Gemeinsamkeit des Rechts- und Verkehrslebens für die unerläßlichen Hauptpunkte erklärt werden, freilich mit dem Zusaz, daß etwas derartiges in Deutschland mit friedlichen Mitteln niemals zu erreichen sein werde. Dem preußischen Staat, in dessen jähem Sturz durch die Jenaer Schlacht er eine gerechte Strafe politischer Unfähigkeit erkannte, wendete er sich nach seiner Wiedergeburt mit voller Wärme und einsichtsvoller Würdigung zu; er sah in ihm die Keime und Elemente des Staats, welcher der Idee entspräche. Ja ich sage nicht zu viel, wenn ich in den großen Ereignissen unserer Tage auch einen Triumph, eine Bewährung Hegel'scher Staatsweisheit sehe. Das Volk, dem die Hoheit und Autorität der Staatsidee ganz abhanden gekommen, das seit zwei Generationen den Staat zum Spielball der Parteien und Leidenschaften machte, das 12mal seine Staatsform erneuert hat, und nie anders als durch Gewalt und Meineid von oben oder unten, das in den wechselnden Stimmungen haltloser Massen noch die einzige Quelle aller öffentlichen Ordnung sieht, warf in

frevelhaftem Uebermuth dem Staate den Handschuh hin, der vor Allem auf das Pflichtgefühl und die Hingabe Aller an das Gemeinwesen aufgebaut ist, der allein sich das kostbare Gut eines ächten, nicht ungebundenen aber selbständigen Königthums zu bewahren wußte, dessen größter König sich nur des Staates ersten Diener nannte, dessen Fürstenhaus, wie kein anderes, von dem Bewußtsein eines Berufes, einer geschichtlichen Mission durchdrungen blieb. Der Kampf bot der erstaunten Welt das Schauspiel, wie wenn der eiserne Topf mit dem thönernen zusammenstößt; das eine Volk liegt in Scherben zerschmettert am Boden, mit Einem Schlage des höchsten socialen Gutes, des Staates selbst verlustig, das Chaos, den Abgrund der Anarchie vor Augen; das andere steht aufrecht, mit Siegeskränzen ohne gleichen überdeckt, eine glänzende Epoche seiner Geschichte abschließend, eine noch glänzendere eröffnend.

Noch in anderer Weise ist gerade jezt die Erinnerung an Hegel eine beziehungsreiche. Er ist ein Vermittler zwischen Nord und Süd unseres Vaterlandes. Bei uns geboren und gebildet, hat er dort gelehrt und gewirkt. Dem Norden hat er die neue Lehre von der selbständigen Hoheit der Staatsidee verkündigt; Tausenden, die im öffentlichen Dienst des preußischen Staates standen oder noch stehen, hat er die selbstlose Hingabe an die Allgemeinheit, an die sittlichen Substanzen, und den Maßstab der höchsten Gesichtspunkte für alles Wirken im Staat gelehrt. Ein schwäbischer Denker hat früh und zuerst in dem preußischen Staat die Anlage zu einem höheren weltgeschichtlichen Beruf ge-

ahnt, hat über ihn gleichsam die Weihe und den Segen des deutschen Gedankens ausgesprochen. Es handelt sich heute um neue und dauernde Bande zwischen Süd und Nord. Wozu unser großer Landsmann uns rathen würde, womit wir sein 100jähriges Gedächtniß am würdigsten feiern und ehren könnten — ich brauche es nicht auszusprechen.

Ueber das Rechtsgefühl.

6. Nov. 1871.

Wenn uns Jemand auf die Frage: was iſt das Recht? die Antwort giebt: was im Staat geſetzliche Geltung hat, jus est quod jussum est, ſo mag dieſe Auskunft immerhin für den Hausbrauch zureichen und der praktiſche Juriſt, wofern er überhaupt ein Bedürfniß nach einer ſolchen allgemeinen Begriffserklärung empfindet, wird vielleicht mit dieſer ſein Lebenlang auskommen können. Gleichwohl zeigt ſchon ein kurzes Nachdenken, daß jene Definition an dem ſchlimmſten Fehler leidet, ſich im Kreis zu drehen, und uns kaum etwas Weiteres ſagt, als wenn ſie einfach hieße: Das Recht iſt das Recht. Denn die Geſetze fallen ja nicht vom Himmel herab, ſondern die Menſchen müſſen ſie machen, und, damit die Geſetze das Recht enthalten können, es vorher in ſie hineinlegen, alſo ſonſt woher nehmen. Da wir uns auch niemals bedenken, manche Geſetze als ſchlechte und ungerechte zu bezeichnen, ſo müſſen wir offenbar in uns ſelbſt einen Maßſtab haben, um das Recht von dem, was nicht Recht iſt, zu unterſcheiden. Und wenn wir weiter nach dieſem Maßſtab fragen, ſo ſpricht man uns von einem ungeſchriebenen Natur- oder Vernunftrecht, das wir in uns

tragen, von einer Rechtsidee, einem Rechtssinn, Rechtstrieb, Rechtsbewußtsein, Rechtsgefühl. Und von einer solchen in dem Innern des Menschen enthaltenen Wurzel oder Quelle des Rechts sprechen nicht nur die Laien und die Philosophen, sondern auch die Juristen selbst können sich dieser Hypothese nicht entschlagen.

Einer der größten Meister des Fachs, der Stifter der historischen Rechtsschule, führt alles Recht in lezter Instanz auf das in einem Volk lebende gleiche Gefühl einer inneren Nothwendigkeit zurück, das sich nicht weiter erklären lasse; und es zeigt sich damit, daß dieselbe Wissenschaft, die sich ihrer logischen Stärke, ihrer klaren und präcisen Begriffe mit besonderem, nicht unberechtigtem Stolze zu rühmen pflegt, ihre letzte Stütze und Beglaubigung aus dem nebelhaftesten Elemente unseres Seelenlebens, aus einem Gefühle, welches sich einer weiteren Erklärung entziehe, ableiten soll.

Um also zu erfahren, was das Recht sei, werden wir von den Juristen weiter gewiesen an die Psychologen, um diesen die Fragen vorzulegen: was ist und wo steckt jenes eigenthümliche Etwas in uns, aus dem wir das Recht schöpfen und bemessen? ist es ein Gefühl oder ein Gedanke, ein Sinn oder ein Trieb, ein Einfaches oder ein Zusammengesezes? was sagt es aus und wieweit reicht seine Wirkung und Bedeutung für Leben und Wissenschaft? Allein wenn wir nun die psychologischen Lehrbücher nachschlagen, so werden wir in den meisten gar keine, in den andern theils unzulängliche, theils unter sich verschiedene Antworten auf jene Fragen finden; insbesondere werden wir uns bald

in die Lehre von den Erkenntnißkräften, bald in die vom Willen, bald in die von den Gefühlen verwiesen sehen.

Erlauben Sie mir, daß ich es in der Kürze versuche, eine Antwort auf jene Frage zu geben, daß ich dabei fremde Ansichten unerwähnt lasse, sowohl die, denen ich beipflichte, als die, denen ich abgeneigt bin, und daß ich dabei einige allgemeine Sätze als Postulate oder Lehrsätze vorausschicke. Denn es ist unvermeidlich, etwas weiter auszuholen. Ich wüßte aus der ganzen Psychologie keinen einzigen hieher bezüglichen Satz zu nennen, auf welchen man sich als auf einen allgemein zugestandenen berufen dürfte.

Spinoza sagt einmal: der Mensch erstrebt, will, verlangt oder begehrt nichts deßwegen, weil er es für gut hält, sondern umgekehrt, weil er es erstrebt, will, verlangt oder begehrt, hält er es für gut. Ich möchte diesem Satz eine weit größere Tragweite zuschreiben, als die sein Autor selbst ihm gab, und ihn gerade heutzutage, wo es eine so vorherrschende Uebung ist, alle psychischen Vorgänge von den Vorstellungen aus zu construiren und die Seele als einen passiven Tummelplatz innerer Bilder zu deuten, an die Spitze aller psychologischen Lehrbücher schreiben. Also: der Mensch will nicht etwas, weil er es für gut hält, sondern weil er es will, nennt er es gut.

Der Intellect, um diesen neuerlichen und bequemen Ausdruck für das Ganze unserer Erkenntnißkräfte zu gebrauchen, ist nicht das Primäre und Leitende in uns, sondern er nimmt nur eine secundäre und dienende Stellung ein. Alle seine Thätigkeiten sind nur formeller Art, und

bestehen in einem fortwährenden Bilden und Umbilden, Verknüpfen und Unterscheiden nach stets gleichen Formen und Gesezen. Seine Richtung, sein Stoff wird ihm durch den Willen, oder wie ich lieber sage, da es kein Wollen im Allgemeinen geben kann, durch die Triebe gesezt. Er ist für sich interesselos und keines ursprünglichen Werthurtheils fähig; und so wenig er uns von einem Wein oder einer Speise zu sagen wüßte, ob sie wohlschmeckend sind, wenn sich nicht an die Reize unserer Zungen- und Gaumennerven eine angenehme Empfindung anknüpfte, eben so wenig vermöchte er uns anzugeben, was gut oder schön, ja selbst nicht was wahr ist, wenn seinen Gebilden nicht eine Scala von eigenthümlichen Gefühlen der Lust oder Unlust zur Seite gienge. Die Triebe, die als organische Reize oder nach Art derselben wirken und durch einen ununterbrochenen Strom von Gefühlen ihrer Befriedigung oder Nichtbefriedigung mit einem Centralpunkt unseres psychischen Lebens in Verbindung stehen, sind die Directiven des Intellects und die Kräfte, die das ganze, bunte und verworrene Spiel unserer inneren Vorgänge wie an unsichtbaren Fäden leiten und beherrschen.

Daß es sich bei den Thieren so verhält, die Triebe das Leitende, die intellectuellen Kräfte das Dienende sind, giebt Jedermann zu. Und auch für jene Millionen, die sich nach des Dichters Wort nur beschäftigen, daß die Gattung bestehe, die ihr Lebenlang über die Motive von Hunger und Liebe, von Erwerb und Bequemlichkeit nicht hinauskommen, dürfte es nicht allzuschwer sein, dieß Zugeständniß

zu erlangen. Aber für die höheren Gebiete menschlicher Bestrebungen, wie Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft, ist, obgleich es dem Sprachgebrauch ganz geläufig ist, von sittlichen Trieben, von einem Wissens- und Erkenntnißtrieb, von einem religiösen Trieb zu reden, doch die Neigung vorherrschend, sie aus intellectuellen Vorgängen oder, als ob damit etwas erklärt wäre, aus der Erfahrung und geschichtlichen Entwicklung abzuleiten, gleichsam wie wenn die Form eines Triebs für diese Dinge nur eine trübe und unwürdige Quelle wäre. Ich muß gestehen, daß ich die Einsicht in das Wesen der Triebe, in den Primat des Willens als den eigentlichen Schlüssel zum Verständniß der einzelnen Menschenseele wie der Geschichte unseres Geschlechts betrachte, und daß mir jene höchsten Güter der Menschheit wie in die Luft gestellt und der beständigen Gefahr ihres Untergangs ausgesetzt erscheinen würden, wenn ich ihre Wurzel nur in dem schwankenden Elemente wechselnder Vorstellungen und zerfahrener Meinungen, nicht in festen Ansätzen unseres Willens, in unabweisbaren und unverlierbaren Forderungen unseres Gemüthes suchen dürfte. Und wenn dem so wäre, wenn Triebreize von höherer Natur zur menschlichen Mitgift gehörten, dann wären uns diejenigen, welche nur eine beliebige Anzahl von Jahrtausenden zur Verfügung fordern, um die Menschenseele aus der des Affen und des Protamnion allmälig herauswachsen zu lassen, vor Allem einen Beweis dafür schuldig, wie jemals durch den Kampf ums Dasein und das Mittel der Zuchtwahl der Trieb des Mitleids, das Gewissen, die Lust am Schönen,

der Drang nach Wahrheit, das Suchen der Gottheit habe entstehen können; sie müßten uns begreiflich machen, wie überhaupt in ein Geschöpf ganz neue Triebe, neue Quellen von Lust- und Unlustgefühlen hereinkommen können, ohne von Anfang an wenigstens in stillem Keim darin verborgen zu liegen.

Der Vorzug des Menschen vor dem Thier besteht für diese Auffassung weit weniger in einer schon ursprünglich höheren Intelligenz, als in dem reicheren, vielgestaltigeren Triebleben, dessen mannigfache Combinationen und Conflicte dem Intellect zahlreichere und schwierigere Aufgaben stellen, ihn zu immer höheren Leistungen anspornen und durch Festhalten und allmäliges Ansammeln seiner Errungenschaften im Lauf der Jahrhunderte weit über seine erste Stufe hinausheben. Denn der Intellect ist das Element der Bildung und des Fortschritts; während jede Generation wieder mit den gleichen Trieben geboren wird, verfeinern sich nur die Befriedigungsmittel des Triebleben, weil der Intellect mit jedem Geschlecht an einer neuen und höheren Stufe einsetzt und seine Arbeit beginnt. Im Menschen sind aber nicht nur die animalischen Triebreize der Selbsterhaltung und Selbsterweiterung, des Geschlechts- und Gattungslebens, der geselligen Gruppirung in reichster Gliederung vereinigt, sondern zu diesem Complexe elementarer Grundkräfte gesellen sich nun noch einige weitere Triebreize hinzu, die wir als dem Menschen eigenthümliche die humanen zu nennen pflegen. Sie treten nicht wie jene animalischen Triebe als ungestümme Forderungen unserer Natur auf, die sich bis zur brennenden Leidenschaft steigern lassen, sondern als sanftere

und mildere Reize. Aber als Ersaz für ihr schwächer sinnliche Triebgewalt haben sie ein von ihrem Auftreten unzertrennliches begleitendes Gefühl, daß die Lustempfindungen, die sie bieten, von anderer, reinerer, höherer Art seien, und sich den übrigen Lustreizen als die vornehmeren als die Werthgefühle gegenüberstellen. Ich glaube, daß wir drei solcher höheren Klassen von humanen Trieben unterscheiden müssen, die sich über den animalischen Grundstock unserer Kräfte noch wie höhere Stockwerke, die eine freiere Aus- und Rundsicht gestatten, erheben. Die erste davon ist das Mitgefühl, die Theilnahme an fremdem Wohl und Wehe und das Bedürfniß dieser Theilnahme von anderen, die Lust zu lieben und geliebt zu sein. Indem die Sprache diesen Zug unserer Seele den der Menschlichkeit nennt und von dem Mitleidlosen sagt, er sei kein Mensch und habe kein menschliches Herz, spricht sie es selber aus, daß an diesem Punkte das Grenzmerkmal unserer Gattung liegt. Den zweiten dieser humanen Triebe möchte ich den intellectuellen Functionstrieb oder auch den Erkenntnißtrieb, den Trieb der Beschaulichkeit nennen. Beim Thier ist der Intellect nur der stumme Diener, dessen Thätigkeit ganz in den Objecten der Begierden aufgeht; der Mensch aber betrachtet die Dinge auch um der Lust willen, die ihm das Betrachten selbst gewährt, ohne alle weiteren sachlichen Zwecke; an die Function, an das Spiel des Intellectes selbst knüpfen sich gewisse Reize, und zwar an den leichten, ungehemmten, normalen Gang seiner Bewegungen, an die Klarheit und Genauigkeit, an die Uebereinstimmung und den

Einklang der Vorstellungen Gefühle der Lust, an die Störungen seines Verlaufs, an das Verworrene, Dunkle, Widersprechende Gefühle der Unlust. Das glänzendste Erzeugniß dieses intellectuellen Spieltriebs ist die Sprache, die dem Thier nur darum fehlt, weil sein Intellect in der Dienstbarkeit aufgeht und die Betrachtung nicht um ihrer selbst willen begehrt wird. Diese beiden zu den animalischen Lustquellen hinzutretenden neuen Elemente würden, wenn sie allein stünden, den Menschen in einen unversöhnlichen hoffnungslosen Zwiespalt mit sich selber setzen; das Mitgefühl und die Selbstliebe würden immer Entgegengesetztes begehren und der Intellect könnte seiner Dienstbarkeit und jenem freien Spiel seiner Kräfte nie zugleich gerecht werden. Vor dieser Gefahr eines unseligen Dualismus bewahrt uns die dritte und letzte Klasse der humanen Triebe, die Krone und der Abschluß unserer natürlichen Ausstattung. Sie gibt sich kund in einem Verlangen nach Harmonie und Einklang unseres Lebens, nach Uebereinstimmung und Ordnung in dem bunten Chaos unserer inneren Vorgänge, in dem wechselnden Spiel von widerstrebenden Motiven. In der Idee der Ordnung, der Harmonie treffen Wille und Intellect von verschiedenen Wegen aus wie in ihrem gemeinsamen Ziel und Brennpunkt zusammen. Denn wie schon bei dem rein theoretischen Spiel unserer intellectuellen Kräfte die höchsten Lustgefühle sich daran knüpfen, wenn das Viele und Mannigfaltige, das isolirt Auseinanderliegende durch Gliederung, zugleich gesondert und verknüpft, sich zu einem Ganzen verbindet und in eine einheitliche Spitze ausläuft,

ebenso ergreift das Centrum unsers Seelenlebens, auf welches die Mannigfaltigkeit und der Gegensaz der Impulse störend und schmerzlich wirkt, die Idee des Einklangs und inneren Friedens als das höchste und lezte Mittel, seinen heißen Drang nach Glückseligkeit zu stillen und einen Schlußpunkt aller Lebenszwecke zu finden. Ich möchte diese lezte Forderung unseres Willens den Ordnungstrieb, den Trieb der Lebensharmonie nennen oder auch die Bezeichnung als Vernunfttrieb zulassen. Denn indem der Intellect diese lezte und höchste seiner Functionen übt, bei welcher seine Dienstbarkeit zur Freiheit wird, legt er auch den niedrigeren Namen des Verstandes ab und nimmt, obgleich die Form seiner Thätigkeit sich nicht verändert, den höheren Namen der Vernunft an.

Dieser Ordnungstrieb gliedert sich nun aber wieder in verschiedene Triebformen, je nachdem er auf die Sphäre des Willens oder des Intellects oder auf den Einigungspunkt beider, auf das Centrum der Seele gerichtet ist. Als contemplativer Ordnungstrieb sucht er die Einheit und Harmonie für die Weltbetrachtung; er erzeugt die Idee des Schönen und des Wahren, die Kunst und Wissenschaft. Als praktischer, auf den Willen bezogener Trieb sucht er die Einheit und Harmonie für die Bethätigung des Triebslebens; er erzeugt die Idee des Guten mit der Unterscheidung einer subjectiven und einer socialen Form, die Sittlichkeit und das Recht. Seine lezte Gestalt erreicht dieser Ordnungstrieb, wenn er Intellect und Wille, das Ich und die Welt zusammenfassend, unser ganzes individuelles Dasein

in eine lebendige Harmonie und Einheit mit dem Höchsten und Besten, was wir noch zu denken und zu ahnen vermögen, zu sezen sucht; er erzeugt die Idee Gottes und die Formen des religiösen Lebens.

Ich habe von einem sittlichen Ordnungstrieb gesprochen und bin damit nach langem, wie ich hoffe, nicht vergeblichem Umweg an die Stelle gekommen, die wieder zu unserem Thema führt. Es ist ein Treibendes, eine Kraft in uns, die gegenüber von dem bunten und wilden Spiel mannigfaltiger und widerstrebender Begierden in uns und um uns etwas Festes und Ordnendes fordert, die neben den vielen Dingen, die wir Güter nennen, weil sie einem unsrer Triebreize entsprechen, Ein Gutes, das Gute ergreift und allen übrigen Motiven als das allein Berechtigte mit dem Gefühl eines unbedingten Sollens entgegenstellt. Was dieß Gute sei, darüber gehen zwar Völker und Zeitalter weit auseinander; aber überall ist es eine Ordnung und feste Norm; überall enthält es eine Werthunterscheidung unserer Triebe, bei welcher die humanen Triebe höher geschäzt werden, als die animalischen, die socialen höher als die egoistischen. Im Essen und Trinken, in der Feigheit, dem Wankelmuth, der Lüge, in der Unempfindlichkeit für Ehre ist es niemals gefunden worden.

Dieser sittliche Ordnungstrieb ist nun auch wieder in zwei getrennte Formen gegliedert. Die eine derselben bezeichnen wir mit dem Namen des Gewissens. Es fordert den Einklang und die Harmonie unseres inneren individuellen Wollens; es stellt jene Idee des Guten, wie es

diese selbst gebildet oder durch Autorität und Ueberlieferung empfangen hat, allen andern Motiven als das zur Herrschaft Bestimmte, als das Gesollte gegenüber, und hält daran auch unterliegend fest. Neben dieser bekannten und unbestrittenen Erscheinung steht noch eine zweite Gestalt jenes sittlichen Ordnungstriebs, in welcher sich dieser, mit unseren socialen Trieben verschmolzen, nach Außen kehrt und die Idee des Guten als die beherrschende Macht des gesellschaftlichen Lebens vertritt. In ihren einfachsten und elementarsten Aeußerungen erkennen wir diese Triebform, wenn wir den Schwächeren mißhandelt sehen von dem Stärkeren, wenn Rache genommen wird an dem Schuldlosen, wenn eine Macht nach Laune und Willkühr ausgeübt wird. Das Gefühl, das uns bei solchem Anblick ergreift, ist von der passiven Form des Mitleids deutlich unterschieden; es äußert sich als Entrüstung und Empörung des Gemüths und ist von dem unmittelbaren Drang nach einer einschreitenden Handlung begleitet. Wir gewinnen dieß Gefühl nicht erst aus der Erfahrung, bei reiferer Ausbildung unserer Verstandeskräfte, sondern es tritt mit frischer und voller Energie schon in den ersten Lebensjahren auf, wenn der Vater die Kinder, der Lehrer die Schüler ungleich behandelt, den leichten Fehler schwer, den schweren leicht oder gar nicht rügt und den gleichen Fall heute so und morgen anders entscheidet. Wiewohl dieser Zug unsers Seelenlebens alle Merkmale eines Triebs, eines constanten Willensanfazes, einer drängenden inneren Kraft hat, so ist es doch üblich, ihn, da er sich als eine eigenthümliche Form von

Lust und Unlustgefühlen äußert, ein Gefühl und zwar nach dem Object, das er ins Leben ruft, das Rechtsgefühl zu nennen.

Gewissen und Rechtsgefühl sind die zwei einander coordinirten, verschwisterten Gestalten, in welche sich der sittliche Ordnungstrieb ausprägt. Beide äußern sich wie alle Triebe als ein dunkler unbestimmter Drang nach einer eigenthümlichen Art von Lust und Werthgefühlen, sie wirken als Druck auf den Intellect, dazu führende Vorstellungen zu erzeugen und leiten ihn hiebei durch die sein Thun, seine Annäherung oder Entfernung von seinem Ziel begleitenden Nuancen von Lust und Unlustgefühlen. Gewissen und Rechtsgefühl haben die Idee des Guten zu ihrem gemeinsamen Inhalt und Ziel; sie fassen es als ordnende Norm des Willens und wollen es zur Macht und Herrschaft bringen; sie sind Forderungen an das Gemüth, das Gute zu verwirklichen. Aber von dieser gemeinsamen ethischen Wurzel aus treiben sie verschiedene, deutlich gesonderte Zweige. Das Gewissen kehrt seine Forderung nur nach Innen; es wirkt auf das Gemüth der einzelnen individuellen Seele; das Rechtsgefühl wendet sich nach Außen; es will eine sittliche Ordnung verwirklicht sehen, nicht als ein ohnmächtiges inneres Wollen von zweifelhaftem Erfolg, sondern als eine herrschende, die Willkühr des Einzelnen überwältigende Macht, als eine sichtbare reale Erscheinung. Während das Gewissen nur die inneren Regungen und Vorgänge des Gemüths richtet und ordnet, sieht das Rechtsgefühl nur auf die That, die auf Andere Bezug hat und beachtet die Ge-

sinnung nur, soweit sie zum Verständniß der gegebenen äußern That dient. Während das Gewissen den einzelnen Fall für sich in seiner concreten Besonderheit prüft und ordnet, sieht das Rechtsgefühl in der einzelnen That nur die Gattung; es muß jeden Fall als einen allgemeinen denken und fordert Normen von genereller Geltung. Und zwar liegt in diesem characteristischen Zug des Rechtsgefühls nach Allgemeinheit sowohl ein ethisches als ein logisches Moment. Wie würde Dir der Fall erscheinen, wenn Du an der Stelle des andern wärst und wie wäre es, wenn Alle so handeln wollten; das sind die specifischen und ersten Fragen, die das Rechtsgefühl stellt. Jener erste unter den humanen Trieben, das Mitgefühl, welches uns fremdes Wohl und fremden Schmerz sympathisch mitempfinden heißt, verdichtet und verklärt sich im Rechtsgefühl zu einem allgemeinen Princip, zu dem Saz von der Gleichwerthigkeit aller Individuen; wenn der Fall der gleiche ist, so ist zwischen dem A und B, zwischen mir und dem andern kein Unterschied. Gleiche Fälle trifft die gleiche Regel. Dieß ist das eigentliche Grundaxiom des Rechtsgefühls und der erste fundamentalste aller Rechtssäze. Er enthält sowohl die logische Allgemeinheit als die ethische Gleichheit vor dem Gesez; er entspricht gleichmäßig der Forderung des Mitgefühls und des Denkgesezes. Hierin liegt nun aber auch, daß das Rechtsgefühl nicht, wie das Gewissen, auf die Verwirklichung der Idee des Guten in ihrem ganzen Umfang gerichtet ist, daß es die höchsten Ziele der Ethik zur Seite läßt und nur diejenigen Theile des Guten ergreift,

die sich in allgemeine, für Gleiches gleiche, auf äußere Handlung bezügliche und erzwingbare Normen fassen lassen; es strebt nicht nach dem idealen Ziel voller Verwirklichung der individuellen und geselligen Lebenszwecke, sondern es will nur die Grundlagen, den Unterbau schaffen und sichern, auf dem diese zarteren und beweglicheren Gebilde sich entwickeln mögen, aber diese Bestandtheile des Guten will es dann auch den Schwankungen des individuellen Meinens und Beliebens entrückt und in unantastbarer Kraft und Majestät festgestellt sehen. Die Gerechtigkeit erschöpft den Kreis des Guten nicht, aber sie ist die erste aller Tugenden. Das Recht ist nicht eine bloße Vorbedingung, sondern ein Theil und Stück des Guten selbst, und zwar sein Fundament. In dieser Stellung von Recht und Sittlichkeit liegt es nun auch, daß zwar in der Seele des Einzelnen Gewissen und Rechtsgefühl niemals in Collision kommen, weil das Gewissen den ganzen Inhalt des Rechtsgefühls in sich aufnimmt und nur nicht volles Genüge daran findet, daß aber in der Gesellschaft Recht und Moral wohl zeitweise auseinandertreten und in Widerspruch gerathen können, sei es, daß das Recht oder die Sitte einen Vorsprung in seiner Entwicklung hat. In dieser Weise läßt sich, wie ich meine, aus einer bloßen Beobachtung und Beschreibung des Rechtsgefühls oder aus der Zusammenstellung der ersten und elementarsten Gebilde, die der Intellect unter seiner Leitung hervorbringt, auch das Wesen des Rechtes selbst entwickeln. Denn ich möchte glauben, daß eine bloße Zusammenfassung der bezeichneten Merkmale des Rechtsgefühls zu einer Defi-

nition des Rechtes führt, wenn ich sage: das Recht ist eine gesellschaftliche Lebensordnung, durch welche die Idee des Guten zur äußeren Macht gestaltet wird, um nach allgemeinen, für das Gleiche gleichen Normen der menschlichen Handlungen die Grundlagen für die Erfüllung der menschlichen Lebenszwecke sicherzustellen.

Um das Wesen des Rechtsgefühls noch einen Schritt weiter zu verfolgen und vom Recht zum Staat zu gelangen, kann vielleicht eine Vergleichung einige Dienste leisten. Wenn wir einen Bienenstock betrachten, so macht er unverkennbar den Eindruck eines einheitlichen gegliederten Ganzen. Gleichwohl denken wir nicht daran, die Entstehung dieses Ganzen auf den Akt eines intelligenten Willens zurückzuführen, und auch das halten wir nicht für geboten, in die Seele der einzelnen Bienen, sei es als unbewußte Vorstellung oder in der Form eines instinctartigen Thuns den Plan oder Entwurf jenes Ganzen voraus zu verlegen. Wir begnügen uns dem einzelnen Thier die Triebe beizulegen, mit seinesgleichen zusammen und um ein die Fortpflanzung verbürgendes Individuum geschaart zu leben, eine Zelle von bestimmter Art und Construction zu bauen, die Zuckersäfte aus den Blüthen zu saugen, Vorräthe für den Winter zu sammeln und Aehnliches, aber das Ganze des Stocks entsteht uns nun einfach aus der Massenwirkung dieser individuellen Triebe; das gleichartige Thun der Einzelnen scheint sich uns von selbst zu diesem gegliederten Ganzen zusammenzuschließen, und zufällige Momente, wie die Gestalt des Baumes oder Korbes spielen ihre Rolle

mit; wenn dieß Ganze nun aber einmal vorhanden ist, dann wirkt es auf die einzelne Biene, die es hat machen helfen, doch wieder als ein neuer Factor zurück, bestimmt und modificirt im Einzelnen vielfach ihr Thun, giebt jenen Trieben eine besondere Form und Richtung und kann so schließlich fast als das Primäre erscheinen, obgleich es ursprünglich nur das Product vieler kleiner aber gleichartiger Kräfte war. Oder ich könnte an den Wald erinnern, der nichts ist als eine Vielheit beisammenstehender Bäume und doch ein Ganzes von eigenthümlichen Merkmalen wird und das Wachsthum des einzelnen Baumes mitbestimmt.

In gleicher Weise möchte ich nun behaupten, entsteht der Staat durch die natürliche Massenwirkung, als das spontane Gesammtproduct des in den einzelnen Gliedern einer gesellschaftlichen Gruppe vorhandenen Rechtsgefühls. Jener sociale Ordnungstrieb, der die Idee des Guten zur gesellschaftlichen Macht zu gestalten strebt, ruft, ohne daß in irgend einem Kopf schon die Vorstellung eines gesellschaftlichen Centralinstituts ausgebildet wäre, von selbst ein solches, wie durch den Massendruck vieler kleiner Kräfte nach Einem Punkte, ins Leben; es kann nun ein durch Zufall, ja durch Frevel entstandenes Gewaltverhältniß der Krystallisationspunkt einer sittlichen Ordnung werden, dem ein allgemeines Verlangen ein höheres Mandat von selbst entgegenbringt. Wenn dann aber diese sociale Macht einmal vorhanden ist und in einem individuellen oder collectiven Willen ihre einheitliche Spitze gefunden hat, dann löst sie sich von ihrer Entstehungsform ab; sie gestaltet

sich zu einem selbständigen socialen Eigenwesen und wirkt ihrer eigenen Natur gemäß auf die Einzelnen zurück; und jenem Rechtsgefühl, das in der Seele des Einzelnen gleich dem Gewissen nur ein zartes Gebilde ist und stets einen schweren Stand gegen den Andrang brennender Begierden hat, stellt sich nun in der öffentlichen Ordnung eine sichtbare Verkörperung seiner Zwecke gegenüber, an deren festen Pfeilern sich die Willkühr der Einzelnen bricht; und es ist in diesem Sinn berechtigt, von einem objectiv gewordenen Geist zu reden. Aber jener Massendruck des Rechtsgefühls ist nur die Wurzel der Staatenbildung; die Verwirklichung des Rechts ist nur die erste und wesentliche Function der Staatsgewalt. Die im Staat zum Volk geeinigte Menge führt ihm noch mancherlei geistige Interessen und Forderungen zur Beachtung zu; der Staat erweitert sich zu einem Träger und Organ des Volksgeistes, zu einem Universalinstitut für die Sicherung und Förderung aller Lebenszwecke. Damit tritt zu jenem primären Zweck der Rechtsverwirklichung ein weiteres Element von beweglichem, unbegrenztem, zufälligem Charakter hinzu, das nach der Verschiedenheit der Zeiten und Völker von engerem oder weiterem Umfang werden kann. Ich halte es für verwirrend, diese beiden Gebiete des Rechts und des Wohls zusammenzuwerfen, dem Rechtsbegriff einen so weiten Umfang zu leihen, daß er auch die ganze Wohlfahrtspflege in sich schließt, und zu diesem Zwecke Rechte auf Arbeit und Muße, auf Bildung, Gesundheit, Familienleben aufzustellen, die der Staat durch Hilfe und positive Veranstaltungen zu ver-

bürgen verpflichtet sein soll. Es fehlt bei diesem Gebiet der staatlichen Thätigkeit jenes Gefühl der inneren Nothwendigkeit, das alle Erscheinungen des Rechtslebens zu begleiten pflegt. Mein Rechtsgefühl fordert nicht, daß der Staat eine Universität gründet, oder daß er an derselben akademische Preise für wissenschaftliche Arbeiten der Studierenden aussezt, wohl aber fordert es, wenn er dieß einmal thut, daß er die Preise denen, welche die von ihm aufgestellten Bedingungen erfüllen, auch wirklich ertheilt, daß er den Verfasser einer preiswürdigen Arbeit, wenn er nach dem Statut zur Bewerbung nicht befugt war, zurückweist, daß er die Preise der besten Arbeit ohne jede Nebenrücksicht zuerkennt. Alles, was im Staat geschieht, soll mit Gerechtigkeit aber nicht aus Gerechtigkeit geschehen. Wohl fällt alles Recht schließlich unter den Begriff des Zweckmäßigen und einer Wohlfahrtspflege, schon weil es unter den Begriff des Guten fällt und das Gute nur als das wahrhaft Zweckmäßige, mit dem Ganzen der menschlichen Lebenszwecke im Einklang Stehende gedacht werden kann. Aber darum hat der Rechtsbegriff doch wieder innerhalb dieser weiten Sphäre seine engere specifische Begrenzung an jenen Aeußerungsformen des Rechtsgefühls, an der ethisch-logischen Forderung der Allgemeinheit und Gleichheit.

Wenn nun die hier vorgetragene Auffassung Wahrheit enthalten sollte, so würde das Recht mit den andern höchsten Gütern der Menschheit, Religion und Moral, Kunst und Wissenschaft in Einer Reihe stehen, aus Einer Quelle fließen, nemlich aus einem an die Spitze unseres gesammten Trieb-

lebens stehenden höchsten Trieb, der auf den Einklang aller unserer Seelenvorgänge, auf die Harmonie unseres Lebens und der Welt gerichtet ist, und zwar würde das Recht in einem bestimmten Zweig dieser Ordnungstriebe wurzeln, den wir das Rechtsgefühl nennen, der mit dem Gewissen zusammen die sittliche Anlage der menschlichen Natur bildet und die Idee des Guten zu realer Gestaltung führt. Das Recht ist hiernach wohl in seiner concreten Erscheinung etwas empirisch und geschichtlich Gewordenes, aber es stammt aus einem ursprünglichen Trieb und festen Willensansaz der menschlichen Natur, der sich, wie die anderen höheren Anlagen, erst allmälig im Lauf der Jahrtausende zur vollen und selbständigen Entwicklung seines Wesens heraufarbeitet.

Eine solche ideale Auffassung des Rechts liegt nun allerdings weit ab von dem gemeinen und populären Bewußtsein. Diesem erscheint das Recht als etwas, was die Juristen erfunden oder gemacht hätten und heute noch machen können, als verkörpert in der Gestalt eines Processes, der sich mit Hilfe von Advokaten vor dem Richter abspielt, eines Schrift- und Redestreites, in welchem es sich um die Ermittlung oder Vertuschung gewisser Thatsachen, um die Anwendbarkeit oder Auslegung von diesem oder jenem Paragraphen einer Vorschrift oder Urkunde handelt, bei welchem der schlauere und sachkundigere Theil zu siegen scheint, wo von sittlichen Zwecken, von einer Verwirklichung der Idee des Guten kaum ein Anklang an den Tag tritt, wo jenes Rechtsgefühl, das die Wurzel alles Rechtes sein soll, um seine Meinung gar nicht gefragt wird, und auch,

wenn es gefragt würde, vielleicht nichts Brauchbares zu sagen wüßte.

Man kann im Hinblick auf die praktische Gestaltung des Rechtslebens wohl zu der Frage kommen, welchen Werth und welche Stellung denn jenes Rechtsgefühl noch für die Rechtswissenschaft hat, ob es ihr nur den ersten Anstoß giebt, von dem im weiteren Verlauf der Sache nicht mehr die Rede ist, oder ob es der leitende bestimmende Faktor, der Führer auf dem ganzen Wege, die wirkliche und einzige Quelle der Rechtsbegriffe sein könne? Hierüber scheinen mir Mißverständnisse zu bestehen, bei welchen jenem psychologischen Ausgangspunkt bald ein zu großer, bald ein zu kleiner Spielraum überlassen wird.

Niemand wird, wie ich glaube, aus dem bloßen Rechtsgefühl oder, was ich hier für gleichbedeutend halte, aus der Idee, dem Begriff des Rechts auch nur einen einzigen concreten Rechtssaz abzuleiten vermögen, und die Versuche, im Wege der Begriffsentwicklung, der Deduction aus Axiomen und elementaren Säzen ein Rechtssystem, ein sogenanntes Natur- oder Vernunftrecht herauszuspinnen, sind mit Grund stets ein Gegenstand des Spottes von Seiten der Rechtsgelehrten gegen die Philosophen gewesen. Das Recht ist ein Ordnungsbegriff; zu einer Ordnung gehören aber immer zwei Dinge, etwas, was ordnet und etwas was geordnet wird; dieß Leztere ist die Substanz der Sache, der Stoff, der durch seine Natur das Thun des Ordnenden bestimmt. Der Stoff des Rechtes aber ist nichts weniger als die ganze unabsehbare Fülle aller menschlichen Lebensverhältnisse.

Das Recht erzeugt und schafft nicht etwa aus seinen Mitteln die persönliche Freiheit, das Eigenthum, die Familie, den Vertrag, sondern es findet diese Verhältnisse als Wirkungen des natürlichen Trieblebens vor; es zeichnet nur seine ordnenden Linien hinein; es regelt sie nach dem Princip der Coexistenz, nach den Bedürfnissen und sittlichen Grundanschauungen der Gesellschaft, und auch diesen letzteren Faktor schöpft es nicht aus sich selbst. So liegt für alles Familienrecht der Ausgangspunkt in physiologischen Thatsachen, wie dem Unterschiede der Geschlechter, den Gesetzen der Fortpflanzung, der Hilflosigkeit und dem allmäligen Wachsthum des Kindes. Diese physischen Grundlagen unterliegen nun einer sittlichen Gesammtauffassung, die durch die Gesittungsstufe des Zeitalters und Volkes bedingt ist, über die Stellung des Weibes, über den Umfang der väterlichen Gewalt, den Charakter der Ehe, die Grenze des Verwandtschaftsbands, die Beweglichkeit des Grundeigenthums u. s. w. Erst als drittes Element tritt nun das Recht hinzu, um diese Grundanschauung gegebener Thatsachen in die Gestalt fester, zwingender, allgemeiner Normen auszuprägen, dieselben nach allen Richtungen im Einzelnen durchzudenken, unter sich und mit den andern hereingreifenden Lebensverhältnissen in Einklang zu setzen, an den Kreuzungspunkten verschiedener Normen einen Ausgleich zu finden und so das gesammte Familienleben in die sociale Ordnung als ein homogenes Glied einzufügen. Das Rechtsgefühl wird nun zwar auf diesem ganzen Wege leitend oder begleitend, zustimmend oder abwehrend mitgehen, aber jene Kreuzungen

der Rechtssäze sind so mannigfaltig, die Verschlingungen der Lebensverhältnisse so unabsehbar, zumal auf den höheren Gesittungsstufen, das Bedürfniß haarscharfer und präciser Unterscheidungen wird ein so dringendes, daß dem Rechtsgefühl auf dieser langen Bahn bald der Athem ausgeht und es von einem logisch-technischen Element abgelöst werden muß. Das gesammte Rechtsleben entwickelt sich zu einem Specialfach, in welchem der rothe Faden des Rechtsgefühls zwar nie ganz abreißen kann, aber in den dichtverschlungenen Knoten der Casuistik schwer noch herauszufinden sein mag. Noch weit mehr tritt dieß bei dem historischen Theil der Rechtskunde hervor. Mit der Frage: was ist oder war thatsächlich geltendes Recht, hat das Rechtsgefühl nichts mehr zu schaffen; sie steht ganz unter dem Bann einer wissenschaftlichen Technik, unter dem Gesez der Hermeneutik und historischen Kritik, wiewohl sich behaupten läßt, daß auch hier noch ein sympathisches Nachempfinden der Recht schaffenden Absicht des Gesezgebers die grammatikalisch logische Deutung der Worte ergänzen kann.

Wenn aber so die Rechtswissenschaft sich im Verlauf ihrer Entwicklung von der ersten psychologischen Wurzel alles Rechtes ablösen mußte, wenn sich jenes einfache Rechtsgefühl, wo es doch den Versuch macht, mitzusprechen, gefallen lassen muß mit einem taceat mulier in ecclesia (das Weib soll schweigen in der Gemeinde) abgewiesen zu werden, so sind doch auch die Mißstände und Gefahren des anderen Extremes nicht zu unterschäzen. Wenn das Recht, wie kaum irgend etwas Anderes, Alle angeht und den Vollenden

wie den Widerstrebenden berührt und erfaßt, wenn unser landsmännischer Dichter, der doch selbst zur Zunft der Rechtsgelehrten gehörte, sagen durfte: „das Recht ist ein gemeines Gut, Es lebt in jedem Erdensohne; Es quillt in uns wie Herzensblut", so sollte man erwarten dürfen, daß die Wissenschaft und Verwaltung des Rechts sich in stetiger Fühlung mit dem Rechtsgefühl des Volkes hielte und wenigstens nicht bis zur Unverständlichkeit davon entfernte. Eine noch nicht lange, ja kaum vergangene Zeit zeigt uns in einem abstoßenden Bild, wieweit hier die Verirrung gehen konnte, wie sich die Rechtsverständigen zu einer Gelehrtenzunft mit einem der übrigen Welt unzugänglichen Apparat von Formeln und Distinctionen, schlimmer als die altrömischen Pontifices, absondern durften. Die Gegenwart ist auf dem Wege, auch hier Wünschen, die lange vergeblich gehegt wurden, entgegenzukommen und jene verlorene Fühlung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes wieder zu gewinnen. Hiebei betrachte ich es nur als zweifelhaften Gewinn, wenn die Laien in einem die Entscheidung einschließenden Umfang zur praktischen Rechtspflege berufen werden, da es immer ein Widerspruch und ein Mißtrauensvotum gegen die Wissenschaft bleiben wird, das unentwickelte und naive Rechtsgefühl dem geübten und ausgebildeten gleichzustellen, und doch die Verwaltung des Rechts nicht zum pädagogischen Mittel der Volkserziehung dienen darf. Von ungleich größerem Werth ist die Oeffnung der Gerichtssäle, die Mündlichkeit und Vereinfachung des Verfahrens, die Fertigung zusammenfassender Gesetzbücher in gemeinverständ-

licher Sprache, die Beseitigung eines verwirrenden Wustes von Land- und Sonderrechten. Ein großer Schritt bleibt aber in dieser Richtung zu thun übrig. Es muß jedem unbefangenen Sinn im höchsten Grad unnatürlich erscheinen, daß der praktisch eingreifendste, den Einzelnen am nächsten berührende Theil des Rechts in einer fremden, nur dem Gelehrten zugänglichen Sprache abgefaßt, einem längst hinter uns liegenden Volk und Zeitalter entnommen, auf durchaus abweichende gesellschaftliche Verhältnisse berechnet ist. Noch unbegreiflicher ist es aber, wenn gerade diejenigen, welche das im Volk thatsächlich lebende Gefühl einer inneren Nothwendigkeit zur Quelle und besten Stüze alles Rechts machten, nur allein der Gegenwart den Beruf und die Befugniß absprechen, ein verständliches und ihren Bedürfnissen entsprechendes Recht zu suchen. Es war ein unendlich großer Fortschritt, als zu einer Zeit, da das Latein noch eine allgemeine Welt- und Kultursprache war, an die Stelle zahlreicher, unzulänglicher Volksrechte, die auf vieldeutigen Symbolen und Sprüchen, auf wandelbarem Gebrauche ruhten, das römische Recht trat, das seinen universalen Charakter als thatsächliches Weltrecht schon durch Jahrhunderte bewährt hatte, das Meisterwerk eines Volkes, in welchem jenes der menschlichen Natur inwohnende Rechtsgefühl zuerst in der Welt einen selbständigen, von Religion, Politik und Moral abgelösten Ausdruck gefunden, das die Grundbegriffe des Rechts und dessen eigenthümliche Methodik für alle Zeiten festgestellt hat, das von nationaler Beschränktheit aus in sicherem und stetigem Gang, und mit

unvergleichlicher Schärfe und Consequenz zu einem System weltgiltiger Sätze hindurchgedrungen ist. Trotzdem konnte die Aneignung eines fremden und fremdsprachigen Rechts nur eine Nothhilfe, ein vorübergehendes Auskunftsmittel sein, das in dem Grade unhaltbar werden mußte, in welchem die lateinische Sprache selbst eine todte wurde und eine neue Zeit neue Lebens- und Wirthschaftsverhältnisse und eine neue Gesittungsstufe erzeugte. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist der Zeitpunkt für den Abschluß dieser Lehrjahre herangekommen; die Wissenschaft vermag die bleibenden und die vergänglichen Elemente jener werthvollen Ueberlieferung zu unterscheiden und die neuen Bedürfnisse und Anschauungen haben den alten Bau schon von Innen und Außen nach allen Richtungen durchbrochen und umgestaltet. Das deutsche Volk ist seit den Römertagen das erste, in welchem das Rechtsgefühl einen neuen Ausdruck von eigenthümlicher Kraft und Tiefe gefunden hat; nachdem es seiner Art gemäß zuerst bei Fremden in die Schule gegangen ist, mag es berufen sein, den Weg von einem nationalen zu einem universalen Recht zum zweitenmal zu finden, das innige Band von Recht und Moral, von Humanität und Logik noch fester zu knüpfen, als es einst dem römischen Volk gelungen war. Unser Volk hat in unerreichter Waffenthat dem romanischen Uebergewicht ein Ziel gesezt; es ist still und, wie wenn nichts geschehen wäre, zu den Werken des Friedens zurückgekehrt; nach verschiedenen Richtungen findet es hier die Aufgabe, an römischen Ueberlieferungen das Bewährte und das seinem

Geiste Fremde zu scheiden; ich schließe mit der Hoffnung, eine nicht ferne Zukunft werde Ursache finden, nicht blos das deutsche Schwert, den deutschen Fleiß, die deutsche Wissenschaft zu preisen, sondern auch das deutsche Rechtsgefühl und das deutsche Recht.

Ueber den Begriff des Volkes.

6. Nov. 1872.

Wer das Bedürfniß hat, in klaren und einfachen Grundbegriffen zu denken und dabei durch Beruf und Neigung darauf hingewiesen ist, sich mit den sogenannten socialen oder Gesellschaftswissenschaften zu beschäftigen, dem werden bei seinen Studien auch trübe und unerquickliche Stunden schwerlich ganz erspart bleiben. Denn diese Fächer, wiewohl sie weder an theoretischem Reiz noch in ihrer praktischen Tragweite hinter anderen zurückstehen, haben doch noch immer, sei es nun blos in Folge ihrer Jugend oder auch anderer Umstände, an einer eigenthümlichen Unsicherheit und Verschwommenheit ihrer ersten Begriffe zu leiden. Schon der Begriff der Gesellschaft selbst will sich schwer fest anfassen und scharf umgrenzen lassen; noch mehr scheint mir dieß bei dem vieldeutigen Worte „Volk" zuzutreffen, das uns doch auf Schritt und Tritt im Leben, wie in der Wissenschaft entgegentritt. Denn gleich die ersten und elementarsten Fragen der Logik und Grammatik, zu welcher Art und Klasse von Begriffen der des Volkes zu stellen sei, führen auf Schwierigkeiten. Ist es ein Gattungsbegriff, so daß der Einzelne sich zu seinem Volke verhielte

wie ein beliebiges Beispiel einer bestimmten typischen Form und dem Ganzen keinerlei Merkmale und Wirklichkeit für sich, sondern nur in den Einzelnen zukämen? Oder ist das Wort zu den Collectivnamen, zu jenen bloßen Summirbegriffen zu stellen, wo unter sich selbständige und verschiedene Dinge um Einer gemeinsamen Beziehung willen in eine numerische Einheit zusammengefaßt werden, wie etwa die Menge, der Haufen, das Publikum, die Zuhörerschaft? Oder ist ein Volk als ein Ganzes zu denken, zu dem sich die Einzelnen als seine Theile verhalten? und ist dieß Ganze vielleicht, nach der jezt so beliebten Analogie als ein Organismus zu fassen, dessen einzelne Glieder, für sich unfähig zu existiren, erst in der unendlichen Wechselwirkung unter sich und mit dem Ganzen sich zur lebendigen Einheit ergänzen? Und ist so schließlich nicht das Volk, statt eine Gattung zu bezeichnen, vielmehr selbst ein Individualbegriff, ein Einzelwesen von einer höheren Ordnung, wie wir alltäglich vorauszusezen scheinen, wenn wir vom Charakter, vom Geist, ja von einer Seele des Volkes reden? Jede von diesen Deutungen scheint etwas Richtiges zu sagen, keine eine einfache Zustimmung zuzulassen, keine das Wesen der Sache erschöpfend zu treffen. Aehnlich wie in früheren Jahrhunderten ein langer Streit darüber war, ob die allgemeinen Begriffe etwas wirklich Seiendes, Reales bezeichnen, oder bloße Namen, bloße Gebilde der menschlichen Denkprocesse seien, so scheinen sich jezt auf dem Gebiet der socialen Wissenschaften die Ansichten über die Frage zu spalten, ob die Gemeinschaften das eigentlich Reale und

Wirkende seien, oder die Einzelnen. Machen wir das Volk oder macht das Volk uns? sind wir, indem Jeder der Mittelpunkt des Weltalls zu sein glaubt, nicht vielmehr nur die flüchtigen Producte eines socialen Einzelwesens, eines Gesammtgeistes, der unabhängig von uns die Gesetze seines Blühens, Reifens und Absterbens in sich selber trägt? Und ist es in diesem Sinne berechtigt, wie man neuerlich versucht hat, neben die alte Seelenlehre, die von dem individuellen Geiste handelt, die Völkerpsychologie als eine neue und unabhängige Wissenschaft zu stellen?

Aber noch von einer zweiten, ganz anderen Seite her führt uns der Begriff des Volkes in Zweifel und Unsicherheit. Man hat es schon oft als einen Mangel der deutschen Sprache bezeichnet, daß sie für zwei so grundverschiedene Dinge, wie die Gemeinschaft der Abstammung und die des Staatsverbandes nur das Eine Wort, Volk, besitzt, während die anderen Sprachen beides genau auseinander zu halten wissen, und schon die Griechen das Eine ἔθνος, das andere δῆμος, die Römer jenes natio und dieses populus genannt haben. Wenn wir die Juden ein Volk nennen, obgleich ihnen die Gemeinschaft des Staats, der Sprache, ja selbst der Wohnräume fehlt, nur um der Stammes- und Glaubenseinheit willen, die Schweizer, obgleich sie ganz verschiedener Abstammung und Sprache sind, nur um des Staatsverbandes willen, und dann wieder die Polen, bei denen sich alles dieß gerade umgekehrt verhält, was bleibt denn noch als gemeinsamer Grundgedanke des Ausdrucks übrig? Und doch ist wenigstens die feinere und

besonnenere Redeweise auch wieder spröder und zurückhaltender in dem Gebrauch dieses Ausdrucks als andere Sprachen mit den übrigen. Jene Haufen von Individuen, welche die Steppen Asiens, die libyschen Wüsten, die americanischen Prairien weidend, raubend, jagend durchziehen, jene Genossenschaften von Negern und Polynesiern, deren Zusammenleben uns nur den Wechsel zwischen dumpf brütender Trägheit und wilden Ausbrüchen der Sinnenlust und Leidenschaft zeigt, jene Barbarennamen, welche, ohne eine Spur ihres Daseins zurückzulassen, in dem Dunkel der Jahrhunderte begraben liegen: wir nennen sie Horden, Stämme, ja auch noch Völkerschaften; aber das Wort Volk scheint uns zu gut für diesen Zweck, obgleich weder die Einheit des Stammes noch der Staatsgewalt fehlt, und wir gebrauchen es nur widerwillig und durch den Mangel unserer Sprache gezwungen. Denn das Wort geht uns nun einmal in jener trockenen, ethnographischen und politischen Bedeutung nicht auf; wir fühlen bei demselben einen warmen, herzschwellenden Oberton mitklingen, als ob von einem Vaterlande, einer geistigen Heimath die Rede wäre. Am liebsten würden wir den Schmuck dieses Namens ganz jenen Gruppen der Menschheit vorbehalten, welche eine eigenthümliche Anlage an Geist und Gemüth in festen und bleibenden Formen auszuprägen vermochten und in dem Drama der Weltgeschichte als Träger und Vertreter einer bestimmten und unvergeßlichen Art, die Räthsel des Menschenlebens auszulegen, einen besondern Act oder Auftritt ausfüllen. Wenn wir aber so eine gewisse Zuthat von geistiger

Bildung und Entwicklung mitdenken, so hat es doch das freie Spiel des Sprachgeistes auch wieder gefügt, daß wir das Volk in einen Gegensaz zu den höher gebildeten Klassen der Gesellschaft stellen und in diesem Sinne von Volksschulen, Volksbüchern, Volksschriften reden. Noch weiter und bedenklicher aber entfernt sich die Redeweise von den Ausgangspunkten des Begriffs, wenn diese Unterscheidung auf das politische Gebiet übergetragen und die numerische Masse als das vorgeblich wahre und eigentliche Volk den Trägern und Organen der Staatsgewalt, den Vertretern besonderer Lebenskreise und gesellschaftlicher Interessen entgegengestellt und in solcher Richtung von Volkswohl, Volkswillen, einer Volkspartei gesprochen wird.

Dieser flüchtige Ueberblick hat wohl gezeigt, daß der Begriff des Volkes, den die Wissenschaft so gut wie der tägliche Sprachgebrauch stets nach allen Richtungen hin verwendet, keineswegs so einfach und scharf umgrenzt ist, als er dem ersten Anblick erscheinen mag, daß er vielmehr jenem Chamäleon gleich in die verschiedensten Farben schillert, je nachdem man von der einen oder andern Seite her an ihn herantritt.

Ich beabsichtige nun nicht und wäre es wohl auch nicht im Stande, alle die Fragen und Räthsel, die ich hier angeregt habe, jezt der Reihe nach zu lösen, aber ich darf vielleicht Ihre Aufmerksamkeit für einige Bemerkungen in Anspruch nehmen, mit welchen ich versuche einige Klarheit in die Sache zu bringen.

Die Entstehung der meisten Völker fällt in dunkle,

unserer Forschung entrückte Vorzeit, aber auch wo sie durch geschichtliche Zeugnisse aufgehellt werden kann, zeigt man uns nur, wie diese bestimmte Verhältnisse geworden sind und pflegt den Grund, auf welchem alle Völkerbildung beruht, stillschweigend vorauszusetzen. Dieser kann nur in der natürlichen Anlage und Ausstattung der menschlichen Gattung liegen und ist nicht von dem Historiker, sondern von dem Psychologen nachzuweisen. Ich glaube mir nun, wie in einem früheren Fall, auch dießmal als Postulat das Zugeständniß erbitten zu müssen, daß alle wesentlichen Richtungen und Ziele menschlichen Denkens und Thuns ihre Wurzel nicht in intellectuellen Vorgängen, sondern in dunkeln Reizen und Trieben haben, welche als Quellen specifischer Gefühle von Lust und Unlust auf uns wirken und unsern Intellect nach bestimmten Richtungen hin in Bewegung setzen. So ist es denn auch von jeher üblich gewesen, den Menschen schon seiner ursprünglichen Anlage nach zu den geselligen Geschöpfen zu rechnen und ihm ausdrückliche Triebe der Geselligkeit beizulegen. Nur pflegt man es dabei zu unterlassen, diese geselligen Triebe einzeln zu nennen und nach Richtung und Wirkung genauer zu umgrenzen. Wie es unter den Thierarten solche giebt, die immer einzeln oder stets paarweise leben, solche, welche in kleinen Truppen oder Rudeln, oder welche in großen Heerden und Schwärmen zusammen sind, solche, welche sich nur für bestimmte Zwecke der Jagd oder Wanderung, oder welche sich bleibend zu einander gesellen, endlich solche, welche alle Lebenszwecke in gemeinsamer Ordnung und ineinandergreifender Arbeit

verfolgen, so kommt auch der menschlichen Gattung schon von Natur eine ganz bestimmte Form des gesellschaftlichen Zusammenseins zu. Es ist nicht richtig und wenigstens ungenau, diese einfach als einen Trieb der Geselligkeit zu bezeichnen. Läge in uns nur das Verlangen, uns an andere anzuschließen und folgerichtig an den größten Haufen am liebsten, so müßte wohl die Weltgeschichte ein ganz anderes Ansehen zeigen. Die menschlichen Wohnsitze wären möglichst nahe zusammen gerückt und würden sich gleichmäßig nach der Peripherie hin ausbreiten; es würde wohl Eine Sprache und Eine Kultur, jedoch von niedriger Entwicklung, herrschen. Es ist vielmehr ein Trieb der Gruppirung, der uns beseelt, nicht der Geselligkeit. Unser Drang geht nicht dahin, uns ins Unbegrenzte anzuschließen, sondern einer Gruppe anzugehören, in einen bestimmten Kreis einzutreten, der sich geschlossen und abgegrenzt gegen andere zu behaupten strebt. Dem Sich anschließen wollen ist untrennbar gleich das Sich abschließen wollen beigesellt. Unser Selbstgefühl zu dem einer Gruppe zu erweitern, in ihr aufzugehen, mit ihren Interessen die unsrigen zu verschlingen, das ist der Inhalt und die bestimmtere Form des menschlichen Geselligkeitstriebs. Ihr ist es zuzuschreiben, daß die Menschheit nicht Eine gleichförmige Heerde bildet, sondern in sich gegliedert und abgegrenzt ein Ganzes von unabsehbarer Mannigfaltigkeit und Abstufung darbietet, daß die fließend immer gleiche Reihe belebend abgetheilt ist, daß bestimmte Vorstellungskreise sich in ihrer vollen Kraft und Selbständigkeit zu festen und widerstandsfähigen Gestalten ausprägen.

In dem reichen Apparat von großen und kleinen Mitteln, durch welche die Weltordnung den Menschengeist ruhelos vorwärts drängt, nimmt diese Neigung, sich in eine Gruppe zu stellen, einen der ersten Plätze ein. Neue Ideen müßten sich in dem unabsehbaren Wogenschlag der Meinungen wie eine flüchtige Wellenfurche wieder verlieren, wenn dieser Drang nicht wäre, uns um ein aufgerichtetes Banner zu scharen, und mit dem Aufgebot aller Kräfte für das gemeinsam ergriffene Ziel einzustehen, ja zuletzt den ursprünglichen Zweck fast vergessend, nur darum, weil das Panier einmal aufgepflanzt ist und wir zu ihm stehen, noch fortzukämpfen. Wir treten damit fast blind und unbewußt in die Dienstbarkeit allgemeiner Gedanken. Von jenen Tausenden, die einst auf Tod und Leben darum gekämpft haben, ob in Christus zwei Naturen waren oder eine und ob sein Wesen dem des Vaters gleich oder nur ähnlich war, wie Wenige mochten auch nur die Streitfrage näher kennen und wie noch wenigere sich von dem Interesse Rechenschaft zu geben im Stande gewesen sein, das es für sie haben könne, ob die Frage so oder anders gelöst würde? Auf allen Blättern der Geschichte und in allen Gestalten, erhebenden und abstoßenden, tritt uns dieser Eifer um die Gruppe entgegen, als Vaterlandsliebe wie als politischer Partheigeist, als Glaubenseifer wie als Religionshaß, als Martyrthum und Sektengeist, als Standesehre wie als Kastenstolz, als Familiensinn und als Geschlechterhaß. Auch spielend noch sehen wir solchen Corpsgeist seine Ranken treiben, wenn die Jugend ohne sonst erkennbare Zwecke für den Namen ihrer

Gruppe, für ein farbiges Band mit ritterlicher Hingabe des Leibes und des Geistes Gaben einsetzt.

Denn das ist eben das Besondere und Folgenreiche, daß uns die Natur zwar die Neigung ins Herz gelegt hat, uns in eine geschlossene Gruppe unserer Mitgeschöpfe hineinzustellen, daß sie aber diesen Kreis selbst nicht in fester und unabänderlicher Weise uns vorgezeichnet hat. Die Gruppirungsmotive sind uns offen gelassen und wir sehen sie wechseln durch alle Zeitalter: ja man könnte denken, der Faden der Weltgeschichte wickle sich eben in der Reihe jener wechselnden zur Herrschaft gelangenden Motive für die menschliche Gruppirung ab. Es giebt wohl Eine Gemeinschaft, die als eine grundlegende, als die unerläßliche Vorbedingung für jede andere betrachtet werden kann; es ist das räumliche Zusammensein, die Möglichkeit des sprachlichen Verkehrs und der nächsten Hilfeleistung, ohne welche keine Gruppirung wohl denkbar ist. Wir finden uns durch die Geburt einem bestimmten Kreis zugewiesen, in welchem wir die ersten Eindrücke und Vorstellungsreihen, die erste Entwicklung unserer Kräfte empfangen. Dieß Band ist jedoch keineswegs ein zwingendes; es begründet zunächst weit mehr ein Verhältniß der Abhängigkeit als der Anhänglichkeit. Die Familie ist gar nicht für sich schon, wie man so oft preisen hört, sondern erst durch Hinzutritt einer höheren allgemeinen Gesittung, der Heerd und die Quelle sittlicher Empfindungen; sie begründet bei allen roheren Völkern nur ein Verhältniß brutaler Herrschaft, der Männer über die Weiber, der Eltern über die Kinder, gegen welches

uns das Familienleben der Thiere leicht als das Reinere und Höhere erscheinen kann. Und was ist für den Unterdrückten, den Leibeigenen, den Sclaven der Boden der Heimath, das Land der Väter, die Sprache des Gebieters, die er zu erlernen hat? Der Trieb der Gruppirung greift frei und nach allen Richtungen über die Grenzlinien dieser ersten Naturbande hinaus; wir haben noch weitere Bedürfnisse als das, in einer bestimmten Heerde heranzuwachsen.

Und hier ist eine andere Betrachtung einzureihen. Jene Neigung, einer geschlossenen Gruppe anzugehören, ist nicht die einzige Form unserer socialen Triebe. Es reiht sich ihr noch eine zweite an, die für unser Thema von gleich großer Bedeutung ist.

Es giebt eine sehr einfache und unscheinbare psychologische Thatsache, welche in ihren Wirkungen für das Verständniß aller gesellschaftlichen Erscheinungen von entscheidender Wichtigkeit ist. Wenn ich irgend einen Gedanken, eine Meinung, ein Urtheil gegen einen Andern ausspreche und sich hiebei die Uebereinstimmung dieses zweiten mit meiner Meinung ergiebt, sei es, daß er dieselbe schon unabhängig von mir in sich ausgebildet, oder auf meine Anregung willig in sich aufgenommen hat, so tritt in dem Vorstellungskreis von mir und von diesem Andern etwas Neues ein; es wird nicht blos eine Gleichheit und Uebereinstimmung constatirt, nicht blos für die Formel $A = B$ und $A + B = 2\,A$ ein neues Beispiel ermittelt, sondern durch das bloße Bewußtsein der Uebereinstimmung tritt

für beide Theile eine Verstärkung und Befestigung jener Vorstellungen ein. Der Akt erscheint uns nicht wie eine bloße Addition, sondern könnte uns eher an ein Multipliciren oder Potenziren erinnern; wir empfinden einen Zuwachs von Intensität, Klarheit und Sicherheit der Vorstellung, den wir zwar so wenig wie andere psychische Erscheinungen unter einen numerischen Ausdruck bringen können, aber deutlich genug im Bewußtsein als einen Gradunterschied empfinden. Mit der Zahl der Zustimmenden wächst in jedem derselben, wenn auch nicht in stetigem Verhältniß, die Zuversicht der gemeinsamen Gedanken. Wenn wir uns etwa als Bild und Veranschaulichungsmittel denken wollten, daß jeder unserer Vorstellungen und Vorstellungsgruppen auch ein bestimmtes Gebilde in unserem Gehirne, sei es eine jener zarten Fasern oder eine Windung und Verschlingung von solchen entspräche, so würden wohl die isolirten Vorstellungen dünnere und lösbarere, die gemeinsamen aber stärkere und widerstandsfähigere Gebilde hervorbringen und die herrschenden und allgemeinen Vorstellungen könnten wie feste und bleibende Geflechte heraustreten. Die Köpfe der Einzelnen wären Instrumenten zu vergleichen, auf welchen gewisse Saiten gleich gestimmt sind und die Luftschwingung, die gerade dieser Saitenstimmung entspräche, mit dem gleichen vollen Ton beantworten würden.

Ich glaube, daß man es als einen der elementaren Grundsätze für die Massenwirkung psychischer Kräfte bezeichnen darf, daß die Vorstellungen des Einzelnen durch

das bloße Bewußtsein der Uebereinstimmung mit Andern eine Verstärkung und Befestigung erleiden, welche dem isolirten Bewußtsein fehlt.

Bei näherem Hinsehen findet man jedoch noch eine Einschränkung oder Ergänzung dieser Regel geboten. Sie wirkt weit schwächer in der Sphäre des niederen Triebslebens als in der des höheren. Ob die Luft warm oder kalt, ob eine Speise wohlschmeckend ist oder nicht, darüber bedarf unser unmittelbares Gefühl keiner Bestätigung und würde auch durch fremden Widerspruch nicht irre gemacht. Auch über Fragen persönlicher Vortheile und Interessen fehlt uns die Zuversicht des eigenen Urtheils nicht. Wir fühlen uns hier von Andern nur insoweit abhängig, als uns ihr Urtheil über unsere Gesinnung und Handlungsweise nicht gleichgiltig läßt und unser Selbstgefühl ihren Haß oder ihre Mißachtung nicht leicht zu ertragen vermag, sondern sich erst in dem Wiederschein fremder Meinung selbst besitzt und genießt. Anders ist es auf dem Boden der idealen Güter, im Streben nach Wahrheit und Schönheit, nach Recht und Sitte, nach Gottesgemeinschaft. Hier trifft unser Blick nicht mit dem sicheren Instinct, wie bei jenen niedrigeren Interessen, das was unser Herz sucht und will; unsicheren Tritts steht der Einzelne vor den tausend Möglichkeiten, die sich vor ihm ausbreiten, und sucht zagend und meist vergeblich in sich selbst den sicheren Wegweiser. Wir empfinden einen Trieb nach Ergänzung und Anerkennung, nach einer geistigen Anlehnung; wir möchten für unsere Gefühle und Gedanken einen festen Halt suchen in

der Zustimmung derer, die mit uns leben und vor uns gelebt haben. Je größer der Kreis der Zustimmenden ist und jemehr der Inhalt zugleich den besonderen Bedürfnissen und Richtungen des Einzelgeistes entgegenkommt, desto fester, sicherer, ausgeprägter werden jene Vorstellungsreihen, desto dominirender, um bei dem obigen Bild zu bleiben, die ihnen entsprechenden Stränge oder Knoten der Gehirnfasern. Und hier ist es denn, wo der Genius seine Stätte findet, der einem weiten Kreis vorfühlt und vordenkt, der das, was alle suchen und vermissen aber nicht finden, tiefer und klarer empfindet und ihm den typischen Ausdruck zu leihen weiß, in welchem alle die Lösung des Räthsels willig hinnehmen. Zwar können sich auch diese lichtbringenden und bahnbrechenden Geister jenes allgemeinen Triebs nach geistiger Anlehnung nicht entschlagen; auch sie müßten an sich selbst irre werden, wenn sie Niemandes Zustimmung fänden, aber was ihnen die Gegenwart versagt, suchen sie in der Vergangenheit oder erwarten von der Zukunft den Wiederklang gleichgestimmter Geister.

Sollte es nun nicht aus einer einfachen Massenwirkung dieses individuellen Triebes nach geistiger Anlehnung erklärbar sein, wie jene allgemeinen Ideen des Wahren und Schönen, des Rechts und des Guten und der Gottheit in allen den wechselnden, besonderen Gestalten, welche sie in verschiedenen Kreisen und Zeiten angenommen haben, entstehen konnten, wie insbesondere der Anschein erwachsen mußte, als ob diese Ideen, obgleich sie ihren Ursprung nur Einzelnen und einer unendlichen Wechselwirkung zwischen

Einzelnen verdanken, dennoch ihre Realität nicht in den Köpfen dieser Einzelnen hätten, sondern zwischen und über denselben selbständig in den Regionen einer höheren Geisteswelt schwebten? Wie bei optischen Vorgängen und Visionen lösen wir die festen Gebilde unseres Innern von uns ab und projiciren sie nach Außen, daß sie uns wie Autoritäten und geistige Mächte gegenübertreten. Man könnte das Bild von einem großen See gebrauchen, der obgleich ihn nur die tausend kleinen Quellen, die sich aus Regen, Schnee und Gletscherwasser bilden, ursprünglich gefüllt haben und fortwährend speisen müssen, dennoch uns als ein selbständiges gewaltiges Phänomen von eigener Kraft und Schönheit gegenübertritt, zu dem sich jene Bäche und Flüßchen, die in ihn einmünden, nur wie ein schmückendes Anhängsel verhalten. Und doch würde dieß Bild zu wenig sagen, da jene Bäche doch immer nur gebend und nicht empfangend sind, während jene idealen Güter dem Einzelnen wie Offenbarungen geboten zu werden scheinen, die ihren subjectiven Ursprung abgelegt und vergessen haben. Die große Lehre vom objectiven Geist, welche die Wissenschaft als ein unverlierbares Gut betrachten darf, wird in dieser Deutung vielleicht verständlicher als bei ihrem Urheber selbst, welcher jene geistigen Mächte ganz abgelöst von allem subjectiven Thun und ohne Vermittlung nur als höhere Offenbarungsstufen in der dialectischen Selbstentwicklung des absoluten Geistes erscheinen läßt und ihnen damit allen realistischen Zusammenhang entzieht. Ebenso läßt aber auch diese Entstehungsweise begreifen, wie jene idealen Güter, Wissenschaft

und Kunst, Recht, Moral und Religion ihre Selbständigkeit unter einander entwickeln und behaupten können, wie Eines dem Andern vorauseilen oder von ihm überholt und zurückgedrängt werden kann, wie diese Collisionen zwischen Religion und Staat, Recht und Sitte, Wissenschaft und Glauben, durch die Unlust und den Zwiespalt, den sie dem einzelnen nach Harmonie und Einheit verlangenden Gemüthe bereiten müssen, die Menschheit in fortwährende unruhige Bewegung versezen und zu den wichtigsten Reizmitteln ihres Fortschritts gehören.

Wenn wir uns nun neben diesem Verlangen nach geistiger Anlehnung noch jenes Triebes der Gruppirung erinnern und als Drittes oder eigentlich Erstes die natürlichen Unterlagen aller menschlichen Geselligkeit, das räumliche Zusammensein, den sprachlichen Verkehr, den Austausch der Bedürfnisse und Genußmittel nebst den geographischen Einflüssen und der Vererbung der Eigenschaften hinzudenken, welche zwar für sich kein Band der Gemüther, aber eine Verflechtung der Interessen und Gewöhnungen bewirken, an die sich leicht höhere Beziehungen anlehnen, so haben wir, wie ich glaube, die Elemente beisammen, welche die Psychologie als die ersten und wirksamsten Keime der Völkerbildung aufzuzeigen vermag. Wir sehen wie vielerlei zusammentreffen muß, um alle Vorbedingungen des vollen Begriffes zu vereinigen, wie dieser aber auch Abstufungen in sich zuläßt, je nachdem das eine oder andere jener Elemente noch fehlt. Nicht jeder Ort, wo man geboren ist, ist eine Heimath, nicht jedes Land der Väter auch ein Vaterland. Ich kann durch die Gemeinschaft von

Staat und Recht an solche gekettet sein, deren Sprache ich nicht verstehe, deren Sitte, Bildung und Glauben mir fremd ist. Die menschliche Freiheit steht wieder über allen diesen einzelnen Anziehungskräften; ich kann mich von Allem losreißen, zu den Fremden gehen und mit König Davids Ahnfrau sprechen: Dein Volk sei mein Volk und dein Gott sei mein Gott. Der Begriff des Volks ist nicht durch rein objective Merkmale fest umgrenzt, sondern er erfordert auch die subjective Empfindung. Mein Volk sind diejenigen, die ich als mein Volk ansehe, die ich die Meinen nenne, denen ich mich verbunden weiß durch unlösbare Bande. Und hier ist eine Theilung, ein Zwiespalt der Empfindungen möglich; das eine Motiv kann mich zu diesem, das andere zu jenem Kreise hinziehen; der Glaube kann mich einer Gruppe zuweisen, von der mich der Verband der Gemeinde, des Staats, der Sprache, der Abstammung trennt. Aber unser Gemüth wird jede solche Theilung und Gebrochenheit seiner Stimmung als eine Störung empfinden und beklagen; es wird stets von einer stillen Sehnsucht begleitet sein nach einer vollen einheitlichen Lebensgemeinschaft. Es wird ihm als ein ideales Ziel die centrale, alle Lebensziele umschließende Gruppe vorschweben, in welcher alle die einzelnen Gruppirungsmotive ihren Halt- und Sammelpunkt finden, in der wir das volle Bewußtsein haben: dieß sind die Unsern, die Angehörigen, zu denen wir stehen, mit denen wir ausharren, deren Geschick wir theilen, von denen zu scheiden ein unerträglicher Gedanke wäre.

Dieß ideale Ziel der Universal-Gruppe, der vollen

Lebensgemeinschaft ist es nun, was unser deutsches Wort Volk in seinem tieferen Sinn bezeichnen will, ohne sich darum auch jenen unvollkommeneren Formen, die durch die einzelnen Hauptmerkmale bestimmt werden, zu verschließen. Und so mögen wir es uns immerhin gefallen lassen, wenn im naturgeschichtlichen Sinn jede durch einen auf Abstammung und Sprache gegründeten Typus sich von ihren Nachbarn abgrenzende Gruppe, und im politischen Sinn jede durch Eine Staatsgewalt beherrschte Menge ein Volk genannt wird. Wir müssen dann, wenn auch mit widerstrebendem Gefühl, die verwirrenden Folgerungen dieses Sprachgebrauchs hinnehmen, daß der Einzelne zu zwei oder drei Völkern gehört und gesagt werden kann: das belgische Volk besteht aus zwei, das englische und schweizerische aus drei, das östreichische und russische aus — ich weiß nicht wie vielen — Völkern. In jenem volleren Sinn kann Niemand zu mehr als Einem Volk gehören, wohl aber auch zu gar keinem. Nicht jede natio, nicht jeder populus begründet in ihren Gliedern das Gefühl der vollen Zusammengehörigkeit; die einen werden nie zu einem Volk, die andern erst nach langen inneren und äußeren Kämpfen; die einen entschwinden aus der Erinnerung der Menschheit, wie wenn sie nie gewesen wären; die andern graben auch über die Dauer ihres physischen Bestandes hinaus das Gedächtniß ihres Wirkens für alle Zeiten in die Tafeln der Geschichte ein.

Es ist Vieles, was zusammentreffen muß, um jenem Ideal zu entsprechen und die Wirklichkeit bietet uns immer nur eine annähernde Lösung. Ein Land, groß und frucht-

bar genug, um eine dichte, zahlreiche, zum Selbstschutz gegen alle Nachbarn befähigte Menge zu ernähren, von mannigfaltiger Gliederung, um eine vielseitigere Entwicklung des wirthschaftlichen und intellectuellen Lebens zu gestatten; auf diesem Boden eine sprachgeeinigte Bevölkerung, die ihn bebaut und erkämpft hat und sich durch gemeinsame Thaten und Leiden verbunden weiß; diese Menge geschützt und geordnet durch eine einheitliche Staatsgewalt, die ihrem Schooß entsprungen, mit ihren Interessen und Erinnerungen verwachsen ist, und nun auf der Grundlage dieser gesicherten Staatsordnung die Blüthe und Pflege aller jener idealen Güter der Menschheit, des intellectuellen, sittlichen und religiösen Lebens in freien und mannigfachen Formen, auch in Gegensätzen und Kämpfen, über welche sich das befestigte Gemeingefühl überlegen und versöhnend ausbreitet — dieß heißt, ein Volk sein. Es ist ein Ziel, des Schweißes der Edlen werth, die Sehnsucht von Jahrhunderten, von allen jenen bloßen Stamm-, Sprach- und Staatsgenossenschaften gesucht und erstrebt, von wenigen und meist nur auf kürzere Dauer erreicht; ein Urbild menschlichen Daseins, das den Dichtern und Denkern aller Zeiten vor der Seele stand. Mit kühnem und vielleicht die Bedingungen der Wirklichkeit überfliegendem Geistesschwung hat ein deutscher Denker, Fichte, ein solches Ideal gezeichnet, in jener achten seiner Reden an die deutsche Nation, welche die Ueberschrift trägt: was ein Volk sei in des Wortes höherer Bedeutung, und worin er Volk und Vaterland als Träger und Unterpfand der irdischen Ewigkeit darstellt. Und der Dichter, dem der Vorwurf ge-

macht werden will, daß er nur dem individuellen Gefühl und Geistesleben, nicht auch dem der Gemeinschaften ein volles Verständniß entgegengebracht habe, läßt denjenigen seiner poetischen Helden, welchem er am meisten den Hauch des eigenen Geistes geliehen hat, sich vermessen, daß er niemals ruhen und ewig rastlos fortstreben, ja ewig verloren sein wolle, wenn er zum Augenblick sprechen würde: verweile doch, du bist so schön, und er läßt Faust seinen Einsaz verlieren, als er in gemeinnüziger That der Weisheit höchsten Schluß erkennt und jenen Augenblick als eingetreten erklärt bei dem Gedanken: Solch ein Gewimmel möcht ich sehen, Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.

Von dieser Unterscheidung niedrigerer und höherer Formen des Volksthums aus kann es nun vielleicht auch gelingen, auf jene am Eingang erwähnten Fragen über die logische und grammaticalische Natur dieses Begriffes eine Antwort zu finden. Jene ungeschichtlichen Horden und Stammgenossenschaften, denen jede innere Entwicklung zu fehlen scheint, wo seit Jahrhunderten bei stets gleicher Beschäftigung und engstem Vorstellungskreis jeder Einzelne in gleicher Weise als Typus des Ganzen dienen kann, mögen wir immerhin als bloße Varietäten einer Race oder Species betrachten, bei welchen das Ganze keinen weiteren Zweck erkennen läßt, als das stets gleiche Beispiel der Gattung immer von Neuem zu erzeugen, zumal da wir kleine Abweichungen und langsame Umbildungen ja auch bei den Organismen der Thier- und Pflanzenwelt nicht mehr als ausgeschlossen ansehen sollen. Eine Schilderung

der Eigenschaften, Sitten und Gebräuche von Kamtschadalen und Papuanegern, von Karaiben und Irokesen macht uns einen sehr verwandten Eindruck, wie wenn wir in der Naturgeschichte von Bibern, Känguruhs und Gorillas lesen, wenigstens insoweit als jeder Einzelne den Typus seiner Art in gleicher Weise vertritt. Wenn sodann in ganzen Staaten und Reichen ein auf rohe Gewalt und Willkühr gestützes Regiment über eine träge, passive, auf die engen Beziehungen eines stabilen Privatlebens beschränkte Masse geführt wird, so wüßte ich nicht zu sagen, warum auf eine solche Volksmenge ein höherer Begriff als der eines Collectivnamens angewendet werden sollte. Wo dagegen ein Kulturvolk alle Kräfte und Anlagen der menschlichen Natur in eigenthümlichen Formen und in der lebendigsten Wechselwirkung der Theile und des Ganzen fortentwickelt, da könnte sich zwar vielleicht eine nüchternere Auffassung noch mit der Analogie eines Stromes, eines Waldes, eines Gebirges begnügen, wo auch dem Ganzen Eigenschaften zukommen, die das Einzelne nicht hat, und das Einzelne sich ebenso gebend als empfangend verhält, doch mag man, wenn man die Unähnlichkeiten dabei nicht ganz vergessen will, auch das höhere und in einzelnen Beziehungen zutreffendere Bild eines Organismus gebrauchen. Wenn man aber mit diesem Bild nun vollends soweit Ernst machen will, daß man das Volk zu einem Individualbegriff, zu einem beseelten Einzelwesen von einer höheren Ordnung der Geisteswelt steigert, dem gegenüber von den atomistischen wechselnden Individuen die wahre und eigentliche

Realität zukomme, dann gestehe ich mit meinen Gedanken zu solcher Höhe nicht mehr nachfolgen zu können. Von einem Volksgeist, Volkscharacter, einer Volksseele können wir nur in demselben Sinn reden, in welchem wir dieß auch vom Geist eines Zeitalters, vom Charakter einer Gegend, Versammlung, von der Seele eines Gedichtes thun. Der Gedanke, eine Völkerpsychologie als eine besondere und coordinirte Wissenschaft neben die seitherige Seelenlehre zu stellen, ist zwar von geistvollen Männern erfaßt und zu begründen versucht worden, er wird sich aber schwerlich auf die Dauer zu behaupten vermögen. Die Characteristik der Kulturvölker wird der Historiker auch in Zukunft unter *seine* Aufgaben stellen; die der ungeschichtlichen Horden und Stämme wird er dem Anthropologen und Geographen abtreten; die eigenthümliche Wechsel- und Massenwirkung der psychischen Individualkräfte in der Gesellschaft ist das besondere Gebiet, ja das Grundthema der socialen Wissenschaften. Psychologie wird es immer nur Eine geben. Ein geistiges Einzelwesen ohne die einheitliche Spitze eines Selbstbewußtseins wird aber allen denen ein phantastischer Begriff bleiben, welche sich einen Willen ohne ein Wollendes, Gedanken ohne ein Denkendes nicht vorzustellen im Stande sind. Wohl giebt es eine Form, in welcher sich ein Volk zum lebendigen, denkenden und wollenden Einzelwesen zu entwickeln vermag; es ist dies die Institution des Staats, in welcher ein einheitlicher, ordnender, intelligenter Wille die Kräfte, Anlagen und Richtungen eines Volks zur realen äußeren Gestaltung bringt, und das Volk zu einem

beseelten, persönlichen Wesen wird. Darüber hinaus liegt nichts Faßbares mehr.

Gestatten Sie mir diese Bemerkungen über mein Thema noch mit einigen flüchtigen Bildern aus dem Buch der Geschichte zu beleben. Der Gedanke, ein Volk zu sein in des Wortes höherer Bedeutung, als geschlossene Gruppe sich die höchsten Aufgaben vor Augen zu stellen und mit Unterordnung aller andern Zwecke zu verfolgen, ist niemals ernster und großartiger erfaßt und ausgeführt worden, als von den Kindern Israels. Hier war, wie Fichte will, Volk und Vaterland Träger und Unterpfand einer irdischen Ewigkeit, und das Volksleben wie ein permanenter Dienst im Heiligthum betrachtet. Wenn es diesem Volk gleichwohl zu keiner Epoche seiner Geschichte gelungen ist, sein theoretisches Ideal auch nur annähernd in die Gegenwart einzuführen, wenn sich die Hoffnung dieser Verwirklichung früh genug auf die unbestimmte Zukunft, auf die Erscheinung eines Retters und Gesalbten des Herrn zurückzog, so lag der Grund hievon wohl auch in äußeren Dingen, in der Lage und Kleinheit des Gebiets, der Nähe mächtiger Nachbarn, in der allen Priesterstaaten eigenthümlichen Vernachlässigung kriegerischer Eigenschaften, aber doch noch weit mehr in den inneren Mängeln jenes Ideals selbst, in der Enge des Gesichtskreises, in der Unmöglichkeit, bei Verachtung oder Unkenntniß von Wissen und Kunst, von höherer Geselligkeit, von Mannigfaltigkeit der Beschäftigung, dem Leben noch irgend einen concreten Inhalt zu geben, an dem sich jene stetige Beziehung auf das Göttliche lebendig

beweisen konnte, so daß nach Befolgung all der vielen Gebote und Verbote dem Einzelnen kein weiteres Ziel vor Augen gestellt werden konnte, als ruhig unter seinem Feigenbaum zu sitzen und dereinst zu seinen Vätern versammelt zu werden oder in Abrahams Schooße zu liegen. Dennoch hat dieß Volk noch vor seiner Auflösung als Staat der Welt die vollendetste Frucht menschlichen Gemüths und Geistes zurückgelassen und bewährt nun seit langen Jahrhunderten der Zerstreuung die wunderbare Gruppirungskraft seiner Stammes- und Glaubenseinheit.

In anderer Weise, mit helleren Augen, mit freierem Geiste haben die Hellenen, der intelligenteste unter allen Zweigen der Menschheit, die Aufgabe ergriffen, in den Sammelpunkt des geschlossenen Volksstaats die Erfüllung aller menschlichen Lebenszwecke zu verlegen. Niemals ist der Einzelne mehr im Ganzen aufgegangen und nie hat er von diesem Ganzen einen reicheren Gehalt und Schmuck seines eigenen Lebens zurückempfangen als in jenen Städterepubliken an den Ufern des Eurotas und Ilyssus. In dauerhafteren, aber gebundeneren Formen bewegte sich diese Hingebung in Sparta, wo die Aufgabe nur schien, einer Kriegerkaste die bleibende Herrschaft im eroberten Land und die politische Leitung der Nachbarstaaten zu sichern. In flüchtigeren, aber reicheren und glanzvolleren Gestalten drängte sich die athenische Volksherrschaft von rasch erstiegener Höhe noch rascher dem Abgrund ihrer inneren Widersprüche entgegen, wußte aber im Sinken und Erlöschen noch mehr zündende und leuchtende Funken des Geistes in die

Welt hinauszusprühen, als andere Völker in langen Jahrtausenden zu erzeugen vermocht haben.

Wenn bei den Juden die Stammeseinheit Alles, bei den Griechen noch Vieles galt, so war sie bei den Römern schon von Anfang an nicht vorhanden; hier ist der Staat nicht aus dem Wesen des Volkes, sondern das Volk erst aus der Entwicklung des Staates herausgewachsen; sie sind das erste Beispiel eines nicht ethnographischen, sondern politischen Volks. Bei gleicher Bürgertugend aber größerer Achtung vor der geschichtlich gewordenen und selbstgeschaffenen Ordnung, wußten sie zuerst das Privatleben von dem öffentlichen als eine Sphäre gleicher persönlicher Freiheit scharf und streng abzugrenzen und der Logik allgemein anwendbarer Principien zu unterwerfen, aber troz dieser Scheidung und durch dieselbe ihrem Staatsgebäude eine Stärke und Dauer zu geben, die niemals wieder erreicht worden ist. Das Weltreich aber, das sie durch die kluge und rücksichtlose Verwendung dieser gewaltigen Mittel gründeten, ist das Grab ihrer eigenen und aller Völkerfreiheit geworden, und Jahrhunderte hindurch mußte sich jener unausrottbare Trieb der Gruppirung auf die localen und geselligen Zwecke, die Philosophenschulen, die geheimen und offenen Kulte und Secten zurückziehen und hier um so tiefere Wirkungen üben, je mehr ihm bei reichen Schäzen der Bildung der natürliche Spielraum entzogen war.

Das Meiste und Beste aber von Allem, was unsere bildungsstolze Gegenwart aufzuweisen hat, stammt immer

noch aus der Erbschaft jener drei Völker des Alterthums, Juden, Griechen und Römer.

Das dunkle Jahrtausend, dessen vieldeutigen Inhalt wir unter dem unbestimmten Namen des Mittelalters zusammenzufassen uns gewöhnt haben, führt zwar ganz neue Völker auf die Weltbühne, aber doch zunächst nur, um sie zu mischen, zu zersetzen und in die Dienstbarkeit der alten Ueberlieferungen zu bringen. Wenn wir uns an den Menschen jener Zeit die Frage gerichtet denken: wer bist Du und zu wem gehörst Du, so würde er wohl zuerst mit den Worten des lutherischen Catechismus geantwortet haben: ich bin ein Christ, und hätte, wenn man noch weiter fragte, hinzugefügt: ich bin der Dienst und Lehensmann des Grafen oder Abtes So und So. Das weiteste und allgemeinste Band der Religion, und wieder das engste und nächste der localen Beziehungen waren die herrschenden Motive der Gruppirung; in der großen Mitte zwischen beiden lag nichts. Hiefür fehlte schon die nöthige Vielseitigkeit unmittelbarer Berührungen. Für die meisten Menschen war der Besuch des nächsten Jahrmarkts oder Wallfahrtsortes das größte Reiseziel und bedeutendste Erlebniß. Nicht blos Sprachen, sondern schon Dialekte bildeten die Grenzen des Verständnisses. Für die leitenden Klassen war das Latein lebende und Welt-Sprache.

Aber langsam und in der Stille bereiteten sich neue Anschauungen vor; gegen Ende des Mittelalters treten die neueuropäischen Kulturvölker aus der verworrenen Masse als geschlossene Gruppen heraus, zunächst die Spanier, die

Franzosen, die Engländer. Bei ihnen allen gieng die Bildung eines neuen Volkes aus zuvor getrennten Stämmen und Provinzen Hand in Hand mit der Ueberwindung äußerer oder innerer Feinde und der Erstarkung einer einheitlichen Staatsgewalt; die Grenzlinien der Stämme verschwanden hinter der politischen Einheit. Aus dem weiten Hintergrund gleichartiger Bildung hebt sich zuerst wieder das besondere Volksthum in kräftiger Schattirung ab.

Auch die Deutschen, die damals an Macht, Wohlstand und Bildung hinter keinem der Nachbarn zurückstanden, nahmen um dieselbe Zeit, nachdem sie so lange bei äußerer Herrschaft doch in allen geistigen Dingen die Schüler der romanischen Völker geblieben, den Anlauf, diese Lehrjahre abzuschließen und eine Gestaltung ihres religiösen und politischen Lebens zu suchen, die ihrem jezt entwickelteren Eigenwesen entspräche. Welchen Erfolg dieser Versuch hatte, wie wir uns daran verbluteten, wie wir in zwei große Lager gespalten, zerrissen in Hunderte von Territorien, deren meiste man nicht Staaten, sondern Zerrbilder von Staaten nennen konnte, den Hohn und frechen Uebermuth des nur durch seine Einigung stärkeren Nachbars ertragen mußten, wie wir an uns selbst zu verzweifeln anfiengen, wie dann langsam ein Stern der Hoffnung aufgieng, ein geistiges Band der Sprache, Litteratur und Wissenschaft die getheilten Stämme umflocht, wie das Verlangen, endlich ein Volk zu werden und ein Vaterland zu haben, allgemeiner und brennender wurde, wie zulezt die Erfüllung eintrat in Formen und Wegen, die Manchen unerwünscht, für Alle überraschend

und überwältigend waren, — wem brauche ich alles dieß zu sagen? Ein Volk für den Ethnographen sind wir ja schon längst und immer gewesen, sogar wenn man darauf Werth legen wollte, reiner und weniger gemischt, als die andern alle; ein politisches Volk hätte uns Jemand in den Zeiten unserer großen Kaiser auch nennen können, nur fehlte das Bewußtsein davon und die geistige Selbständigkeit; ein Volk im ächten wahren Sinn des Worts, dem wir uns angehörig wissen und empfinden, das uns ein Vaterland giebt, sind wir erst durch die neuesten Ereignisse geworden; es sind dafür nicht alle, aber die entscheidenden Bedingungen erfüllt worden.

Man sollte denken, daß unsere ganze bisherige Geschichte nur eine Einleitung, nur Wander- und Lehrzeit war und jezt erst die Meisterjahre angebrochen wären. Wir haben nicht Zeit rückwärts zu schauen und sehen uns gleich vor die größten Aufgaben gestellt. Vieles könnte uns hiebei ängstlich machen, aber Eine Bürgschaft des Erfolges muß ich nennen, da ihre Erwähnung zugleich den Abschluß meines Themas bildet.

Wie der Einzelne nichts Großes vollbringt ohne Vertrauen auf sich selbst und ein gewisses Gefühl seines Werthes, der Werth seiner Leistungen aber keineswegs von dem Maaß dieses Selbstgefühls abhängt, so ist auch bei den Völkern der Nationalstolz, das Hochgefühl der eigenen Größe nur ein unentbehrliches Mittel, aber nicht der Zweck der Sache. Nicht darin besteht die Bedeutung eines Volkes in der Entwicklung der Menschheit, daß es für sich etwas ganz

Besonderes und Unvergleichliches zu sein glaubt, sondern daß es für eine bestimmte Seite und Form des allgemeinen Menschenideales einen vollen und für alle Zeiten mustergiltigen Ausdruck findet und den in der Natur unserer Gattung begründeten Reichthum vielfacher und gleichwerthiger Gestalten menschlichen Daseins zur Anschauung bringt. Die Idee der Menschheit steht noch höher als alles Volksthum; in dem Geisterreigen ahnender Völker breitet die Menschheit die Fülle ihres Inhaltes aus. Nun hat aber noch nie die eigenthümliche Gemüthsart eines Volkes zu dieser Idee der Menschheit eine directere Beziehung gehabt als die der Deutschen. Andere Völker dienten ihr ohne es zu wissen und zu wollen. Uns aber hat der besondere Gang unserer Geschicke dahin geleitet, jenes Ziel unmittelbar und mit Bewußtsein als unser Wahrzeichen aufzustellen. Man hat uns so oft gescholten, daß wir das Eigene nicht zu schätzen wissen und das Fremde bewundern; eine rechte Dosis von Nationalstolz uns einzuimpfen, hat niemals gelingen wollen, und nachdem wir die größten Thaten fertig gebracht, lassen wir uns kaum für eine Erinnerungsfeier daran erwärmen. Mit dem besten Willen bringen wir es nicht dahin, das Fremde zu verachten, den Haß der Feinde mit der gleichen Erregung zu erwiedern; wir können nicht davon lassen, das Gute zu suchen und anzuerkennen, wo es auch sei. Vom Weltbürgerthum, von einer Weltlitteratur aus sind wir zum Bewußtsein unserer nationalen Aufgabe geführt worden. Die Poesie keines Volkes hat so direct nach den Höhen der Menschheit den Blick ge-

richtet; die Wissenschaft keines andern hat einen so universellen und internationalen Charakter. Zur Nation euch zu bilden, hat uns Schiller gesagt, ihr hofft es, Deutsche, vergebens; bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus. Manche unserer Eigenschaften halten uns auf oder ziehen uns vom Ziele ab, aber dieser ideale Zug, die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit und Humanität wird uns immer wieder auf die rechte Straße weisen. Und bei diesem eigenthümlichen Zug nach dem allgemein Menschlichen hin dürfen wir vielleicht hoffen, daß wir in den schweren Kämpfen und Aufgaben, die unserer warten, nicht allein sein werden, ja daß der Genius der Menschheit als stiller Bundesgenosse an unserer Seite stehen wird.

Ueber die Lehre von den Seelenvermögen.

6. Nov. 1873.

Man sollte denken, die Psychologie könnte und müßte die Königin aller Wissenschaften sein, und wer die höchste irdische Erscheinung, den Menschengeist zu deuten wüßte, für den würde auch Natur und Welt kein Räthsel mehr bieten. In Wirklichkeit aber ist bekanntlich die Seelenlehre noch gar weit entfernt, einen so hervorragenden Plaz unter ihren Schwestern einzunehmen. Wiewohl sie auch in diesem Stand der Erniedrigung noch allen andern Wissenszweigen die Ausgangspunkte und lezten Bürgschaften ihrer Erkenntniß zu bieten hat, so ist sie doch im Ganzen unter diesen wie der schwerste, so auch der unvollkommenste. Ich wüßte wenigstens keine Wissenschaft, die noch ärmer wäre an festen, allgemein anerkannten, und von jedem neuen Forscher ohne Weiteres vorausgesezten Wahrheiten. Und zwar trifft die Unsicherheit vielleicht noch weniger die einzelnen empirischen Erscheinungen, die uns im praktischen Leben vorkommen, als die Anfänge und die allgemeinsten grundlegenden Begriffe. Nicht nur die Fragen über das Wesen der Seele sind bestritten, ob überhaupt eine Seele als ein Ding und reales Etwas anzunehmen sei oder ob

dieser Begriff nur als ein zusammenfassender Name für eine Reihe von Vorgängen und Erscheinungen einer inneren Wahrnehmung gebraucht werde, sondern schon die allerersten, auch nur summarischen Unterscheidungen und Eintheilungen dieser inneren Vorgänge machen uns die größten Schwierigkeiten. Ich denke hier an die bekannte Lehre von den Seelenvermögen. Die Meisten von uns haben wohl in der Schule gelernt oder in Büchern gelesen, daß der menschlichen Seele drei Grundvermögen beizulegen seien, die wir am häufigsten mit den drei kurzen Worten, Denken, Fühlen, Wollen bezeichnet hören, wobei jedoch für Denken auch Vorstellen oder Erkennen, für Wollen auch Streben oder Begehren, seltener für Fühlen auch Empfinden gesagt wird. Diese Lehre macht den Anspruch, daß durch sie für alle Vorgänge unseres psychischen Lebens eine erschöpfende Eintheilung geboten sei, so daß, was auch immer unser Bewußtsein als einen Act innerer Erfahrung zu unterscheiden vermag, entweder ein Vorstellen oder ein Begehren oder ein Fühlen oder ein aus zwei oder allen drei solchen Elementen Gemischtes sein müßte. Sie will aber noch weiter damit sagen, daß jene drei Thätigkeiten einander gleichgeordnet, daß somit keines aus dem andern abgeleitet sei, sondern alle drei auf einen gemeinsamen Ursprung, nemlich eben die Seele zurückweisen.

Es wäre nun in der That ein großer Schritt in der Entwicklung einer noch so unfertigen Wissenschaft, wenn diese Unterscheidung von drei Grundvermögen der Seele wirklich feststünde. Sie hätte dann wenigstens einmal festen Boden

unter den Füßen, es wären die ersten Pfeiler eingeschlagen, das Fundament, auf dem sich weiter bauen ließe und die psychologischen Begriffe schwebten nicht mehr so haltlos und zerfahren in der Luft. Allein es fehlt noch gar viel daran, daß jener Saz von den drei Seelenvermögen bereits als ein sicheres Besizthum der Wissenschaft anzusehen wäre und es stehen ihr noch mancherlei und erhebliche Einwürfe gegenüber. Befremdlich ist es schon, daß er noch von so jungem Datum, kaum 100 Jahre alt und nach kurzer Herrschaft schon wieder lebhaft bestritten ist. Man sollte denken, daß eine einfache Grundwahrheit früher und allgemeiner erkannt und einmal erkannt nicht wieder bestritten worden wäre. Die Philosophen des Alterthums sprechen bald von zwei, bald von drei oder vier Grundkräften der Seele, wobei sie zwar wohl theilweise an das eine oder andere jener drei Vermögen anstreifen, aber doch im Wesentlichen von andern Gesichtspunkten ausgehen. Besonders beliebt und dem populären Verständniß naheliegend erschienen immer Zweitheilungen, sei es, daß man in der Erinnerung an den Gegensaz von Körper und Geist oder von Thierischem und Menschlichem die Sinnlichkeit und Vernunft unterschied und dabei zur Sinnlichkeit nicht blos die Wahrnehmungen, sondern auch die Empfindungen und Begierden, zur Vernunft auch das vernünftige Wollen rechnete, oder daß man nur animus und mens, Sinn und Trieb, Verstand und Charakter, Herz und Kopf, Wille und Vorstellung auseinanderhielt. Das Gefühl wurde lange nicht als eine besondere ebenbürtige Seelenthätigkeit anerkannt, sondern lief wie ein

blinder Passagier, ein zufälliges und beiläufiges Anhängsel, das einer besonderen Beachtung weder fähig noch werth erschien, mit nebenher.

Wenn auch nicht ohne anstreifende Vorläufer, war es zuerst Kant, der jene Trias von Seelenvermögen festgestellt und zur Anerkennung in den psychologischen Lehrbüchern gebracht hat, und sie liegt seinen drei Hauptwerken in der Weise zu Grunde, daß er in der Kritik der reinen Vernunft das Erkenntnißvermögen, in der Kritik der praktischen Vernunft das Begehrungsvermögen, in der Kritik der Urtheilskraft das Gefühlsvermögen darauf hin untersucht hat, welche unter den jedem dieser Vermögen zukommenden Begriffen der Erfahrung entnommen und welche als ein eigener, ursprünglicher, aprioriſcher Besiz des Menschengeistes zu der Erfahrung hinzugebracht und in sie hineingelegt werden. Während nun diese Kantische Theorie im Allgemeinen sowohl in die deutsche Wissenschaft als in den Begriffsvorrath der gebildeten Klassen Eingang gefunden hat, begegnete sie auch mancherlei Anfechtungen, besonders einer scharfen und einschneidenden Kritik von Seiten Herbarts und seiner Schule. Der Widerspruch kehrte sich hiebei weniger dagegen, daß man überhaupt die verschiedenen Vorgänge des Seelenlebens in jenen drei Klassen zur Uebersicht und für den praktischen Gebrauch unterbringen könne, als daß an die Stelle der einheitlichen und einfachen Seele drei von einander unabhängige Grundkräfte gesezt werden, deren ineinandergreifendes Zusammenwirken nur wieder durch die Annahme weiterer, eben hiezu dienender Vermögen begreiflich gemacht werden könnte. Die positive

Deutung des Seelenlebens, wie sie in dieser Schule üblich ist, stellt sodann die Vorstellungen und deren Bewegungen an die Spize der Psychologie, so daß auch alles Fühlen und Begehren nur als ein abgeleiteter, durch Druck und Spannung, durch Steigen und Sinken von Vorstellungen veranlaßter Zustand der Seele erscheint.

Da nun diese Auffassung eine weite Verbreitung und großes Ansehen in der deutschen Philosophie der Gegenwart gewonnen hat, und jedenfalls der kritische Theil der Herbartschen Sätze noch Beachtung finden wird, wenn das, was an die Stelle der alten Lehre gesezt werden soll, als Ganzes wenige Anhänger mehr zählen dürfte, so erscheint die frühere Theorie immerhin nicht mehr als eine sichere Errungenschaft, wofür sie eine Zeitlang gelten konnte, sondern als ein fraglicher und erschütterter Besiz der Wissenschaft, und es ist weder eine überflüssige, noch, wie ich glaube, eines allgemeineren Interesses entbehrende Aufgabe, die Berechtigung der Lehre von den drei Seelenvermögen zu prüfen und zu besprechen. Erlauben Sie, daß ich ohne jeglichen Anspruch, etwas Erschöpfendes oder Abschließendes über ein so weitgreifendes Thema zu sagen, Ihnen einige Ansichten darüber vorlege.

Es schien mir immer für mancherlei psychologische Fragen lehrreich und fruchtbar, darauf zu achten, welche Methode wir anzuwenden und welcher Ausdrücke wir uns zu bedienen pflegen, wenn wir ein menschliches Individuum in Worten beschreiben und von andern unterscheiden wollen. Wenn es sich nur um eine Schilderung der körperlichen Eigenschaften handelt, so erscheint das Verfahren sehr ein-

fach. Jeder Steckbrief, den wir in der Zeitung lesen, jedes Signalement in einem Reisepaß giebt uns darüber Auskunft. Es werden, wie Sie wissen, dabei eine mäßige Zahl von Rubriken schablonenhaft aufgestellt, neben Geschlecht und Alter in der Regel die Größe, die Figur, die Haare nach Farbe und Fülle, Stirne, Nase, Augen, Wangen, Mund, Zähne und in jeder dieser Rubriken wird ein kurzes Prädikat beigefügt, das ein quantitatives Verhältniß, eine Dimension, eine Farbe oder Aehnliches ausdrückt, wie z. B. groß, dicht, breit, schwarz u. s. f. So grob nun auch die Umrisse eines so gezeichneten Bildes sind, so ist es doch überraschend, daß es durch so einfache Mittel mit einem Dutzend Worte gelingt, ein Individuum von Hundert Tausenden, ja Millionen auszusondern. Man sieht daran wie alle Individualität nur darin liegt, daß Merkmale, welche Allen zukommen, nur in verschiedenen Maaßen und Graden, sich bei dem Einzelnen in einer bestimmten Mischung und Combination dieser Maaße zusammenfinden. Unzählige junge Männer mögen eine untersetzte Figur und dabei blaue Augen haben; wenn aber hinzugefügt wird, blonde und krause Haare, so sind es schon nur Wenige, die diese vier Merkmale theilen; und so geht es fort, wenn ein fünftes, sechstes, siebentes Kennzeichen hinzutritt; der Kreis wird immer kleiner, die Möglichkeit der Combination immer größer; jeder einzelne Zug für sich kommt Unzähligen zu, aber dieser bestimmte Complex von Zügen ist ein Unicum.

Sollte nun diese Methode, die für die körperliche Characteristik so praktische Dienste leistet, nicht auch für die

psychische oder geistige Seite anwendbar sein? Sollte die Einzigkeit des Individuums hier in etwas Anderem bestehen als daß Gattungsmerkmale sich in dieser bestimmten Mischung ihrer Arten und Maaße doch nur dieß Einemal begegnen? Allein wenn wir dieß versuchen, so stoßen wir gleich auf die Schwierigkeiten: wie heißen denn die Rubriken, die in die Schablone einzutragen wären, die Prädikamente, die jenen Signalements der Steckbriefe entsprechen würden? Die Sprache bietet uns zwar eine Unzahl von psychologischen Begriffen, aber sie decken oder durchkreuzen oder widersprechen sich und jede Auswahl erscheint willkührlich und mangelhaft. Machen wir nun die Probe mit den drei Grundkräften oder Seelenvermögen, so sehen wir uns sofort enttäuscht. Wenn ich von irgend Jemand fragen wollte, was hat er für ein Vorstellungs- oder Gefühls- oder Begehrungsvermögen, so muß ich die Fragstellung als eine falsche, wo nicht alberne erkennen. Denn welche Art von Prädikaten ich auch gebrauchen will, groß oder klein, schwach oder stark, eng oder weit, still oder bewegt, oder was sonst, so entsteht ein Widersinn. Denn Niemand hat ja ein Begehrungsvermögen nur im Allgemeinen, sondern Alle begehren, aber der eine dieses, der andere jenes und Jeder von dem, was er begehrt, das Eine wieder lebhafter und heftiger als das Andere. Den Einen freut es, wie uns der Dichter sagt, den Staub von Olympia aufzuwirbeln, den Andern das Korn von der libyschen Tenne in seine Scheune zu sammeln. Niemand begehrt Alles, Jedermann Etwas und Vieles. Ebenso ist es mit dem Vorstellen und

Fühlen. Alle stellen vor, alle fühlen, aber ihr Vorstellen und Fühlen ist ein in so mannigfaltiger Weise abweichendes, daß wenn ich das Ganze mit einem einzigen Prädikat verbinden wollte, es ungefähr lauten müßte, wie wenn Jemand sagte: das Pflanzenreich ist gut oder es ist schlecht, es ist giftig oder wohlschmeckend, groß oder klein.

Um nun festere und brauchbarere Anhaltspunkte zu gewinnen, versuchte ich eine rein empirische, oder wenn man will, statistische Methode anzuwenden. Ich bemerkte mir alle Formeln und sprachlichen Ausdrücke, durch welche wir einzelne Menschen zu characterisiren pflegen, mochten sie nun in Büchern oder im Leben, bei Dichtern oder Geschichtschreibern, für hervorragende oder alltägliche Persönlichkeiten, in deutschen oder in anderen mir bekannten Sprachen begegnen, und ich sah jedes der Merkmale darauf an, was eigentlich damit gesagt, welche Seite des Seelenlebens dadurch bestimmt werden wolle. Man hat auf diesem Wege rasch Hunderte von Prädikaten zusammen, aber man ist bald überrascht zu bemerken, daß sie sich doch in nur wenige Klassen oder Gruppen ordnen lassen, denen auch die vereinzelten Nachzügler, auf die man später noch stößt, unschwer einzureihen sind.

Wenn wir von Jemand aussagen, daß er von den Gegenständen seiner sinnlichen Wahrnehmung sich die Gestalt, Größe und Farbe leicht und sicher einpräge, den Ort dieser Wahrnehmung oder einen einmal zurückgelegten Weg nicht wieder vergesse, oder daß er Sinn für mechanische Causalität habe, jede Maschine schnell begreife, oder daß

er gut erzähle oder seine Meinungen überzeugend darzulegen und gegen Einwürfe zu begründen wisse, daß er leicht Sprachen lerne, daß er seine Vorstellungen vielfältig unter einander in immer neue Combinationen bringe, oder daß er Anlage für Mathematik habe, aber einer abstracten Gedankenbewegung nur schwer zu folgen vermöge, so ist leicht zu erkennen, daß wir mit diesen und hundert ähnlichen Prädikaten den Intellect eines Menschen kennzeichnen, seine intellectuellen Anlagen und Kräfte, die Vorstellungsreihen, die sein Bewußtsein erfüllen, aber nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach ihren formalen Seiten, ihrem Fluß, dem Grad ihrer Bestimmtheit, der Art ihrer Bewegungen und Verknüpfungen.

Von einer ganz andern Art sind dagegen Prädikate wie die folgenden. Wir hören von Jemand, daß es ihm eine wichtige Herzensangelegenheit sei, gut und viel zu essen, eine noch wichtigere, gut und viel zu trinken, oder daß er für die Triebreize des sexuellen Lebens in hohem Grade empfänglich sei, oder er sei sehr sparsam und auf Nichts so sehr, wie auf die Vermehrung seines Vermögens bedacht; er sei gesellig und könne keine Stunde allein sein; für seine Handlungsweise sei es ein entscheidender Punkt, was die Leute darüber sagen. Eben dahin gehören aber auch die Urtheile, es sei Jemand gutherzig, mitleidig und könne keine Fliege leiden sehen, oder er sei wißbegierig und interessire sich für wissenschaftliche Fragen auf diesem oder jenem Gebiet; er liebe die Musik und die Gaben der Poesie, während ihn die bildenden Künste kalt lassen; sein

Rechtsgefühl sei stärker entwickelt als die Empfänglichkeit für die Regungen des Gewissens, sociale und politische Fragen beschäftigen ihn lebhafter als kirchliche und religiöse Dinge. Alle diese und ähnliche Prädikate, so buntscheckig und fremdartig sie sich neben einander ausnehmen, haben doch den gemeinsamen Ausgangs- und Sammelpunkt, daß sie angeben, auf was ein Mensch sein Interesse und seine Aufmerksamkeit richtet, welche Motive ihn bestimmen, was er für Güter hält, die er erstrebt, was für Uebel, die er vor anderen vermeidet, oder mit andern Worten, sie sagen uns, welche unter den verschiedenen in die menschliche Natur eingepflanzten Triebreizen, auf denen alle unsere Vorstellungen von Gütern des Lebens ruhen, auf ein Individuum eine stärkere, und welche eine schwächere Wirkung ausüben; sie bieten uns zusammen die Scala des menschlichen Triebslebens mit Angabe der den einzelnen Trieben zukommenden Stärkegrade; sie geben den Inhalt, die Ziele und Zwecke, in welche wir den Werth des Menschenlebens zu sezen pflegen.

Es giebt nun aber noch eine dritte Art von Unterscheidungsmerkmalen der Persönlichkeiten. Der eine erscheint uns lebhaft und leicht erregbar, der andere ruhig und still, bei jenem wie bei diesem können die einzelnen Eindrücke und Regungen flüchtig oder nachhaltig sein. Auch die Empfänglichkeit für Lust und Unlustgefühle hat sehr verschiedene Grade; und wie wir den Körpern eine verschiedene Wärmecapacität beilegen, indem das gleiche Maaß zugeführter Wärme bei dem einen Körper eine schwächere,

bei dem andern eine stärkere Erwärmung hervorbringt, so gelangt bei gleichem Anlaß der eine leichter, der andere schwerer zu einem Gefühl der Lust; der eine hofft immer das Beste und sieht den Weltlauf in rosigem Lichte; der andere fürchtet immer das Schlimmste und blickt in die Welt wie durch ein getrübtes Glas. Ebenso kann der Eine den vollen Schwerpunkt aller seiner psychischen Kräfte in sein momentanes Thun verlegen; er tritt muthig, mit gesammelter Gegenwart des Geistes für das ein, was ihn bewegt; der andere ist verzagt, unschlüssig, zerstreut oder zerfahren. Der eine giebt sich immer wie er ist und trägt sein Herz auf der Zunge; der andere ist verschlossen und schwer zu enträthseln. Diese und eine Menge ähnlicher Bezeichnungen mit allen dazwischenliegenden Nuancen des Maaßes drehen sich alle um Einen Punkt; sie drücken die Grade, die Formen und Arten jener inneren Erregungen aus, von welchen alle übrigen psychischen Vorgänge begleitet sind und durch welche sie erst die unsrigen, auf ein innerstes Centrum, das Ich, bezogen werden und die entweder angenehmen oder unangenehmen Zustände dieses Ichs bilden. Einen Theil dieser Prädikate pflegen wir unter dem schwankenden Begriff des Temperaments zusammenzufassen, den ganzen Complex der Eigenschaften aber, die sich auf die Art beziehen, in welcher das Centrum unseres inneren Lebens, das Ich, von den Vorgängen desselben berührt und afficirt wird, bezeichnen wir mit dem Namen der Gemüthsart oder des Naturells.

Neben diesen drei Grundformen von Bezeichnungen, durch welche wir Menschen zu characterisiren gewöhnt sind,

giebt es zwar noch mancherlei andere Prädikate, die in praktische Anwendung kommen; sie sind aber alle entweder Mischformen und Zusammensezungen aus jenen drei Klassen, oder sind es überhaupt nicht rein psychologische Merkmale. Wenn wir Jemand musicalisch nennen, so legen wir ihm zweierlei bei, eine Neigung und eine Fähigkeit, die Freude an der Musik und einen entwickelten Tonsinn, d. h. die Fähigkeit, Töne und ihre Intervalle zu unterscheiden und eine Reihe derselben zu einem Ganzen zusammenzufassen. Wenn ich Jemanden das Prädikat eines Philosophen ertheile, so seze ich bei ihm, was der Name besagt, Liebe zur Weisheit und Befähigung für abstractes Denken voraus. Im Ehrgeiz liegt Beides, ein hervortretender Trieb nach Auszeichnung und eine Gemüthsart von tiefer Erregbarkeit. Wenn wir Jemand einen tüchtigen, brauchbaren, ausgezeichneten Menschen, einen Andern einen Schlingel oder Taugenichts nennen, so messen wir dabei das Ganze seiner psychischen Eigenschaften an den allgemeinen oder besonderen Zwecken des praktischen Lebens und ziehen nur das Schlußfacit aus einer nicht näher ausgeführten, aber vorausgesezten Prüfung derselben. Wenn wir dagegen Jemand als Orthodoxen oder Freigeist, als conservativ oder Democraten bezeichnen, so wollen wir ihn damit überhaupt nicht im psychologischen Sinn characterisiren, sondern wir drücken damit nur seine Stellung zu allgemeinen Zeitfragen aus, die noch durch ganz andere Factoren bedingt sein kann. Im Uebrigen habe ich noch kein menschliches Prädikat finden

können, das nicht einem jener drei Elemente oder einer Combination derselben zuzutheilen wäre.

Wir hatten vorhin gesehen, daß sich die Lehre von den drei Seelenvermögen ganz unbrauchbar erwies, um durch irgend eine Art von Attributen derselben Individuen zu characterisiren, was dieselbe doch unzweifelhaft leisten müßte, wenn die menschliche Seele aus diesen drei Grundkräften zusammengesezt wäre. Dagegen hat sich uns eine andere Dreiheit ergeben, die ich mit den Namen Intellect, Triebleben und Gemüthsart bezeichnet habe, und ich brauche wohl kaum noch darauf aufmerksam zu machen, daß uns hier unter abweichender Form doch nichts Anderes als jene Trias von Vorstellen, Wollen und Fühlen entgegentritt, daß der Intellect dem Vorstellen, die Triebe dem Begehren, die Gemüthsart dem Fühlen entsprechen. Der Unterschied liegt nur darin, daß wir nicht auf drei Vermögen oder einheitliche Grundkräfte, sondern auf drei Gruppen unter sich gleichartiger Erscheinungen geführt wurden, auf drei Klassen von psychischen Vorgängen, Functionen, Lebensäußerungen, die zusammen unser Seelenleben ausmachen. Der Hauptgedanke jener alten Lehre, die Unterscheidung der drei Seelenthätigkeiten des Vorstellens, Wollens und Fühlens schien sich zu bewähren und nur eine etwas veränderte Gestalt anzunehmen.

Man kann nun zwar gegen die hier angewendete Methode den Einwurf erheben, daß sich auf diesem Wege eine vollständige Aufzählung der psychischen Thatsachen und Merkmale gar nicht gewinnen lasse und es sich in der

Psychologie überhaupt nicht um dasjenige handeln könne, wodurch sich ein Mensch vom andern unterscheide, sondern was allen gemeinsam sei. Und in der That giebt es mancherlei Prädikate, welche wir niemals für menschliche Charakteristik anwenden, obgleich sie nur etwas vollkommen Zutreffendes besagen würden. Denn wir werden wohl niemals über Jemanden bemerken hören, daß ihm der Schnee weiß, das Eisen hart, das Feuer heiß, der Himmel blau erscheine, oder daß er ein und dasselbe Urtheil nicht zugleich zu bejahen und zu verneinen vermöge, daß er die Gesundheit der Krankheit, die Lust dem Schmerz vorziehe, daß ihm die Befriedigung seiner Wünsche angenehm, deren Vereitlung unangenehm sei, daß für ihn sein Ich den Mittelpunkt seines inneren Lebens bilde. Dieß würde uns vorkommen, wie wenn in einem körperlichen Signalement von Jemand angegeben würde, daß sich seine Nase unterhalb der Augenlinie aber oberhalb des Mundes befinde. Es kann nun allerdings sehr lehrreich für den Psychologen sein, sich auch eine Sammlung von solchen menschlichen Prädikaten anzulegen, die wir niemals zu denken, zu lesen oder zu hören pflegen, weil die Sprache uns nicht dazu dient, das Selbstverständliche zu sagen. Er wird jedoch dabei im günstigsten Fall nicht mehr erreichen als durch die Sammlung der Unterscheidungsmerkmale. Denn eine nähere Betrachtung von diesen ergiebt, daß sie die gemeinsamen Merkmale der Gattung oder Art immer schon voraussezen und mit andeuten. Alle geistigen Signalements, wie sie auch lauten mögen, drücken immer ein Plus oder Minus

von einem allgemein menschlichen Merkmal aus und denken ein Mittleres als den Nullpunkt hinzu, von dem aus die Stärkegrade nach zwei Seiten hin bestimmt werden. Mögen wir Jemand dumm oder gescheidt, lebhaft oder still, offen oder verschlossen, geizig oder verschwenderisch, muthig oder feig nennen, so denken wir immer einen Durchschnitt als Maßstab mit und eine Liste aller Abweichungen enthält daher zugleich auch alle psychischen Merkmale des typischen, mittleren Menschen, dessen Seelenleben der Psycholog zunächst im Auge hat. Kein einzelner Mensch kann Eigenschaften haben, die nicht in der Gattung liegen, wozu ein Keim und Ansaz nicht in Jedem zu treffen wäre, sei es auch nur so, wie der Taube wenigstens Ohren, der Blinde wenigstens eine Augenhöhle, Brauen und Lider hat.

Auch unter denjenigen, welche in der Anerkennung jener drei Grundfunctionen übereinstimmen, bestehen übrigens noch große Meinungsverschiedenheiten über die weiteren daran sich knüpfenden Fragen. Verhält sich die Seele in jedem Augenblick vorstellend, strebend und fühlend zugleich, oder thut sie bald das Eine bald das Andere, so daß jede dieser Functionen auch unterbrochen werden und ruhen kann. Wenn die Psychologen hierauf je nach ihrer Selbstbeobachtung verschiedene Antworten geben, so kann ich nicht glauben, daß in einem Punkte von solcher Bedeutung ein Unterschied zwischen dem einen und andern Individuum Statt findet, sondern nur daß die Frage selbst verschieden aufgefaßt und namentlich der Begriff des Wollens oder Begehrens bald in einem engeren bald in einem weiteren Sinn ver-

standen worden ist. Wenn uns ein scharfer und besonnener Denker, wie Bona Meyer, versichert, daß nach seiner Selbstbeobachtung er viele Vorstellungen habe, denen weder ein Begehren noch ein Gefühl von Lust oder Unlust zur Seite gehe, und ebenso Gefühle und Empfindungen, die von keinem Vorstellen begleitet seien, so wird dieß in dem Sinne, wie es gemeint ist, wohl Jeder bestätigen. Wir sehen täglich Personen und Sachen und nehmen Vorstellungen davon in uns auf, die uns völlig gleichgiltig lassen, keine Spur von Streben, von Lust oder Unlust in uns erregen. Auch kann ich füglich in meinem Zimmer eine behagliche Empfindung von Wärme haben, ohne mir den Ofen oder das Feuer oder den Thermometer oder irgend etwas damit Zusammenhängendes vorzustellen. Allein das trifft nicht die Frage, die eigentlich gemeint ist. Nicht darum handelt es sich, ob ein einzelnes Vorstellen ohne ein ebendarauf bezügliches Streben oder Fühlen vorkommt, sondern ob ein Zustand der Seele nachweisbar ist, in welchem sie nur vorstellt oder nur begehrt oder nur fühlt ohne irgend ein Mitklingen oder Wirken der andern Functionen. Und dieß, glaube ich, ist zu verneinen. Wenn ich ein Haus, die Wiese, den Wald gleichgiltig ansehe, so geschieht dieß nur, wenn und solange ich diesen Dingen nur eine schwache und getheilte Aufmerksamkeit schenke und zugleich an andere Dinge denke; sobald ich die volle, gesammelte Aufmerksamkeit dahin lenken würde, so könnte dieß nur in Folge eines Motivs, eines Interesses, also eines Strebens geschehen, und es würde diesem Streben ein seinem Erfolg oder Nichterfolg entsprechendes Gefühl

zur Seite gehen. Man spricht von der Seele als einem einfachen Wesen und von der Enge des Bewußtseins, welche die Fixirung der Aufmerksamkeit stets nur auf Einen Punkt gestatte; ich will darüber hier keine Meinung aussprechen, aber jede unbefangene Selbstbeobachtung scheint mir zu bezeugen, daß wenigstens auf unsere normalen und alltäglichen Seelenzustände das Prädikat der Einfachheit nicht anwendbar, daß vielmehr stets Verschiedenes gleichzeitig nebeneinander in uns vorgeht und auch die Richtung der Aufmerksamkeit nur ausnahmsweise eine ganz ungetheilte ist. Wenn ich mich entschließe einen Spaziergang zu machen, um frische Luft zu schöpfen, so begleitet dieß Wollen, ohne noch weiter ins Bewußtsein zu treten, die ganze Ausführung des Vorsazes, und die Beine vollziehen diesen, zwar ohne besondere Weisung hiefür zu bedürfen, aber doch unter dem stetigen Druck jenes Wollens, da sie sonst sofort stille stehen müßten. Auf dem Wege drängen sich mancherlei Sinneswahrnehmungen auf von Flur, Wasser, Wald, von Menschen und Thieren; dabei ist Luft, Boden, Temperatur theils angenehm theils unerfreulich. All dieß wird vorgestellt und empfunden, aber doch nur nebenbei, mit schwacher Betonung. Die Gedanken selbst sind ganz wo anders; sie bewegen sich entweder um eine persönliche oder berufliche Angelegenheit oder um die Arbeit des Tages, oder gehen sie auch ihrerseits spazieren in freiem Spiel von Erinnerungen, Planen, Betrachtungen leichterer oder ernsterer Natur; die ganze Reihe dieser Vorstellungen ist begleitet von leichten Modulationen angenehmer oder unangenehmer

Gefühle, die von dem Inhalt und Verlauf dieser Vorstellungen erregt werden. Diese wechselnden Gefühle selbst aber haben wieder zu ihrer Unterlage eine mitgebrachte, sei es behagliche oder unbehagliche Grundstimmung des Gemüths, die ihrerseits wieder theils durch dauernde Ursachen, theils durch besondere Anläße, Tageserlebnisse, körperliches Befinden ꝛc. bedingt ist. Alles dieß tritt nicht zusammen in Eine Beleuchtung des Bewußtseins, kann aber durch nachträgliche Reflexion und Analyse aufgedeckt werden; als Niederschlag des ganzen Complexes von inneren Vorgängen bleibt vielleicht nur eine leichte Modification der mitgebrachten Stimmung zurück, aber Vorstellen, Fühlen und Wollen laufen immer gleichzeitig neben einander her, und ich muß glauben, hiemit nicht eine blos individuelle Erfahrung gezeichnet zu haben. Wenn meine Zuhörer meinen Worten folgen und die durch dieselben angeregte Reihe von Vorstellungen an sich vorübergleiten lassen, so scheint es, wie wenn hiebei nur von einer rein intellectuellen Thätigkeit die Rede sein könnte; aber es war ein Motiv, ein Interesse erforderlich, um Sie in diesen Saal zu führen, sei es der Wißbegierde oder der Unterhaltung oder um zu sehen oder gesehen zu werden oder was sonst. Dieß Motiv bedingt Ihre Aufmerksamkeit und kann sie allein festhalten; sobald es entschwindet oder nachläßt, so werden auch die Gedanken sofort eine andere Richtung einschlagen. Diesem Streben und Vorstellen geht nun aber eine Scala von Gefühlen, angenehmen oder unangenehmen oder gemischten zur Seite, je nachdem Sie meine Ansichten einleuchtend oder unklar

und zweifelhaft fanden, Sie leichter oder schwerer hören und folgen können u. s. f. Die Trias kehrt so überall wieder. Das Gefühl kann niemals pausiren, denn es ist das eigentliche und innerste Leben, die centralste unter den Functionen der Seele. Es hat eine unabsehbare Mannigfaltigkeit je nach dem Stärkegrad und den Quellen seiner Erregung, sowie durch das Zusammenwirken und die Mischung verschiedener Reize, aber es gewinnt bei jedem Menschen einen Grundaccord, den wir die Gemüthstimmung nennen, welcher als der gewohnte Mittelzustand mit dem Bewußtsein so verschmilzt, daß nur die größeren Abweichungen nach der einen oder andern Seite deutlicher heraustreten und speciell von uns bemerkt werden. Ebenso muß immer ein Interesse, ein Trieb in uns wirken, wäre es auch nur, wenn alle anderen Reize ruhen, der horror vacui, der Trieb, der Langeweile zu entgehen, die Leere des Daseins auszufüllen und sich den Intellect etwas vorträumen oder aufspielen zu lassen. Denn auch dieser kann nie zur Ruhe kommen; bald in Sinneswahrnehmungen, bald in Reproductionen, in Umbildung und Verknüpfung derselben zu inneren Bildern oder abstracten Zeichen und Formen zieht eine ununterbrochene Reihe von hellen oder trüben, bestimmten oder verschwommenen, einfachen oder combinirten Vorstellungen wie in einem Schattenspiel an der Leuchte des Bewußtseins vorüber; und ich weiß nur die einzige Ausnahme von der allgemeinen Regel, daß bei hoch gesteigerten Empfindungen von Schmerz oder Lust die intellectuelle Thätigkeit für Augenblicke wie gelähmt erscheint

und bei den heftigsten Erregungen das Bewußtsein ganz entschwinden kann.

Wenn aber das beständige Zusammensein dieser drei Seelenthätigkeiten die normale Grundthatsache ist, so muß auch in der gewöhnlichen Lehre der Ausdruck „Seelenvermögen" schon darum unhaltbar erscheinen, weil es sich nicht um bloße Möglichkeiten oder Fähigkeiten handelt, die der Mensch ausüben und auch wieder nicht ausüben kann, je nachdem es ihm beliebt, etwa wie wir ein Sehvermögen haben, dessen Thätigkeit wir sistiren können, wenn wir die Augen schließen. Der Mensch *kann* nicht blos in jedem Augenblick vorstellen, fühlen und wollen, sondern er muß es thun; es ist ihm gar nicht möglich, das Eine oder Andere zu unterlassen, und jeder Versuch, den wir hiezu machen, ist sofort wieder ein Streben, ein Vorstellen und ein Fühlen.

Den Vorwurf der Herbartschen Schule gegen die Lehre von den Seelenvermögen, daß sie an die Spize einer Wissenschaft eine Dreiheit seze, ohne von derselben einen Weg zu der Einheit der Seele, die doch vorausgesezt werden muß, angeben zu können, müssen wir nun freilich bei dieser Auffassung in verstärktem Grade auf uns nehmen. Denn nicht nur drei, sondern eine viel größere Zahl von Kräften oder Eigenschaften, deren keine auf die andere zurückzuführen ist, mußten wir gelten lassen. Denn gerade wie im körperlichen Leben die blauen Augen neben scharfem oder schwachem Sehvermögen, neben dichten oder dünnen, hellen oder dunkeln, schlichten oder krausen Haaren, neben guten oder schlechten Zähnen u. s. f. vorkommen, so zeigt uns auch die Erfah-

rung eine Reihe von Eigenschaften psychischer Art, bei welchen jeder Stärkegrad mit jedem Stärkegrad aller andern vereinbar ist. Mit einem guten Ortsgedächtniß oder stark entwickelten Tonsinn kann viel oder wenig Einbildungskraft, ein scharfes oder stumpfes Denkvermögen, kann jede Art von Begierden oder von Gemüthseigenschaften verbunden sein. Die zarteste Mutterliebe kann mit Bosheit oder Herzensgüte, mit Geiz oder Verschwendung, mit Muth oder Verzagtheit, mit jedem Maaße von intellectueller Begabung zusammenbestehen. Zwei Erscheinungen aber, deren Steigen oder Sinken keinerlei Rapport zu einander zeigt, können auch in keinem Causalzusammenhang mit einander stehen und auf keine einheitliche Quelle zurückgeführt werden.

Wenn in einer Wissenschaft die Forschung auf eine Mehrheit oder Vielheit von Kräften oder Erscheinungen führt, die weder auseinander noch aus einer gemeinsamen Wurzel abzuleiten sind, so ist dieß Ergebniß zwar immer ein unvollkommenes, da es der Forderung einer systematischen Einheit nicht entspricht, aber es ist darum noch kein falsches. Denn alle Erkenntniß beginnt mit dem Unterscheiden. Willst im Unendlichen dich finden, mußt unterscheiden und dann verbinden, so mahnt uns der Dichter. So lange es uns nicht gelungen ist, das Unterschiedene auch wieder zu verknüpfen, müssen wir uns zwar bescheiden, dem Ziele noch fern zu sein, aber doch können wir, sobald nur die Unterscheidung eine richtige war, der Wahrheit näher stehen, als alle jene Versuche, von allgemeinen Begriffen und Principien aus im Wege einer Construction,

die doch immer nur durch verstohlenen Seitenblick auf die empirischen Thatsachen zu Stande kommt, zu dem Reichthum und der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, des wirklichen Seelenlebens gelangen zu wollen.

Uebrigens ist es ja gar nicht einmal so, daß um jener Vielheit von Kräften willen unser ganzes Wissen von der Menschenseele in Stücke auseinanderfallen müßte. Das Athmen und Verdauen, das Sehen, Hören, Riechen und Schmecken gehen auch nebeneinander her, ohne daß wir sie auseinander oder von einem dritten herzuleiten wüßten und doch erscheint es uns nicht als ein Widerspruch, dabei den einheitlichen Organismus des Menschenkörpers festzuhalten. Ebenso wenig hindert uns eine Mehrheit von coordinirten Kräften und Thätigkeiten, die Seele des Menschen als Einheit, als ein reales Etwas zu denken, und ich wüßte nicht, warum ich, etwa aus theoretischen Scrupeln über den Begriff des Dings und seiner Eigenschaften, mir die Seele nicht als eine lebendige Monade denken dürfte, die ihr Wesen in verschiedenen, von einander gesonderten aber in einander wirkenden Functionen bethätigt und auseinanderlegt. Ein Ich, das Glückseligkeit fordert, das nach dem höchsten Lustgefühl der Selbstbethätigung unablässig hindrängt — darin scheint mir der innerste Kern und das Wesen der individuellen Seele zu liegen, das ist ihre centrale, alles Andere beherrschende Function. Worin aber dieß Glück, diese geforderte Lust zu suchen ist, das ist in diesem ersten aller Merkmale noch nicht enthalten. Es ist eine Reihe von Trieben, von angeborenen Willensansäzen

und Strebungen, in welchen dieß gesuchte Glück bestimmte Formen und Gestalten gewinnt. Die Triebe sind die gesonderten, specifischen Quellen der Lustgefühle und des Begriffs von Lebensgütern; sie sind von der mannigfaltigsten Art, sie erstrecken sich auf das animalische, gesellige und geistige Leben und können durch diese Mannigfaltigkeit unter sich in Spannung und Zwiespalt gerathen; sie wirken als organische Reize; dunkel und unbewußt kennen sie selbst die Objecte nicht, auf welche sie gerichtet sind, aber sie üben einen Druck nach der Richtung hin, in welcher diese zu suchen wären und kommen nicht zur Ruhe, bis sie gefunden sind. Der Intellect ist das Vollzugsorgan für dieß Wollen; durch ihn tritt das Ich in Rapport mit der Außenwelt, erkennt und beleuchtet seine eigenen Zustände und verwirklicht alle Lebensziele. Die Erfolge und Nichterfolge dieses Wollens und Vorstellens werden von dem Glück und Lust fordernden Centrum als seine Zustände empfunden, durch eine fortwährende, wechselnde, innere Erregung, die wir Gefühl nennen, aber nicht näher beschreiben können, begleitet und geleitet. Diese Gefühle sind das innerste Leben der Seelenmonade selbst; sie vergleicht die Arten und Grade der Lust und Unlust, die aus den verschiedenen Trieben fließt, und giebt im Fall ihrer Collision den Ausschlag dahin, wo sie das höchste Gefühl von Lust und Werth des Lebens erwartet. Im Trieb und Intellect tritt die Seele in Beziehung zur Außenwelt und gewinnt den Inhalt des Glücks, das sie sucht; im Gefühl ist sie genießend und leidend bei sich selbst. An der Spize des Ganzen

steht die Centralkraft des lustwollenden Ichs. Streben, Vorstellen und Fühlen aber sind die ineinandergreifenden Formen, in denen die Grundkraft sich bethätigt. Eine Location derselben ist widersinnig, da jedes todt ist ohne das andere, aber das Fühlen steht dem Centrum am nächsten, das Vorstellen am fernsten, obgleich dieß erst Licht, Leben und Wirklichkeit schafft und das Band zum Weltganzen knüpft. Die Gefühle sind darum auch nichts weniger als bloße Nebenproducte des Vorstellens und Wollens; vielmehr liegen in ihnen die feinsten und lezten Entscheidungen, die Abmessung des Werths der Güter des Lebens; ja selbst die Erkenntniß der Wahrheit, die zwingende Kraft einer logischen Beweisführung hängt in lezter Instanz an einem Gefühl von Befriedigung über den leichten und normalen Ablauf einer Vorstellungsreihe.

Eine solche Auffassung des allgemeinsten Charakters unsers Seelenlebens, so mangelhaft sie noch sein mag, scheint doch dem Bilde, das Jedem die unbefangene innere Erfahrung bietet, näher zu liegen als jene kunstvollen Schultheorieen, bei welchen wir das Gefühl nicht loswerden können, daß hier Nebendinge zur Hauptsache gemacht werden und umgekehrt, und daß an die Stelle all der lebenswarmen Empfindungen, in denen wir unser Selbst mit seinem Wohl und Wehe und den Sinn und Zweck unsers Daseins zu genießen glauben, ausgebeinte und abgeblaßte Schemen und mechanische Bewegungen, die unserem Bewußtsein ganz fremd und gleichgiltig sind, gesezt werden. Die Philosophen haben mit einer eigenthümlichen Schwierig-

keit bei der Beobachtung ihrer Seelenzustände zu thun; sie sind ja gerade dadurch Philosophen, daß bei ihnen die auf die intellectuellen Functionen selbst gerichteten Strebungen, wie der Erkenntnißtrieb, der bei den meisten Menschen hinter die praktischen Begierden ganz zurücktritt, in hervorragender Weise zur Entwicklung gelangt sind und jedenfalls stehen sie während der philosophischen Thätigkeit selbst ganz unter der Herrschaft dieses Motivs und alle andern Triebe bleiben solange im Hintergrund. Die Gefühle aber, welche den Functionen der höheren und geistigen, namentlich der beschaulichen Triebe zur Seite gehen, sind ihrer Natur nach nicht stürmisch und lebhaft bewegt, sondern haben nur den Charakter von zarten und sanften Modulationen der Stimmung, die den Gang der Meditation in kaum merklicher Weise afficiren. Die Seele erscheint daher dem Philosophen leichter als dem Dichter oder dem gewöhnlichen Bewußtsein als ein erkennendes Wesen, in welchem die Vorstellungen frei und nur nach ihren inneren logischen Beziehungen ihr Spiel treiben. Es ist dieß aber ungefähr, wie wenn wir das Leben und Treiben auf den Straßen einer Stadt nach der Stille eines Sonntagsmorgens, oder das Klima eines nördlichen Küstenstriches nach den halcyonischen Tagen beurtheilen wollten. So nur kann ich es verstehen, wie ein so scharfer und tiefsinniger Denker wie Herbart in der kühlen Stimmung der abstractesten Gedanken darauf verfallen konnte, Fühlen und Wollen nur als beiläufige Nebenerfolge von Stößen und Püffen, von Klemmungen und Verschmelzungen, vom Steigen und Sinken seiner Vorstellungen anzusehen.

Es sieht nun zwar nur wie eine harmlose, theoretische Frage aus, ob Wollen und Fühlen selbständigen Ursprungs oder nur Folge von Bewegungen der Vorstellungen sind, ob dem Denken der Primat in unserem Seelenleben zukomme, oder ob es andere gleichgeordnete oder stärkere Kräfte neben sich gelten lassen muß, aber sie ist vielmehr von eminenter praktischer Bedeutung und Tragweite. Die ganze Lebensauffassung, die Frage, wie der Mensch auf den Menschen wirken kann, in der Erziehung, in der Gesellschaft, in der Leitung des Völkerlebens wird dadurch eine andere. Es würde, wie ich glaube, bedenklich aussehen um Moral und Religion und alle höhere Bildung, wenn ihre Macht über die Gemüther nur auf logischen Argumenten, auf der Unanfechtbarkeit des Zusammenhangs in einer Reihenfolge von Vorstellungen beruhte, wenn sie nicht ihre eigenen selbständigen Wurzeln in unserer Seele tiefstem Grunde hätten. Glücklicher Weise verhält es sich so und der Irrthum ist nicht so gefährlich, wie er scheint; aber ein Geschlecht und Zeitalter, das von der Voraussezung ausgeht, daß Wollen und Fühlen vom Vorstellen stammt und von ihm aus zu leiten ist, kann dabei immerhin manche wundersame Irrfahrten und unerfreuliche Erfahrungen machen.

Ich wünsche Sie nun davon überzeugt zu haben, daß, was Sie in der Schule oder sonst von den drei Seelenvermögen gehört haben, keine Irrlehre war, daß zwar der Name eines Vermögens und die Vorstellung von drei einheitlichen Grundkräften daraus fernzuhalten ist, unser

Seelenleben aber in Wahrheit sich beständig und ausschließlich in den drei Grundformen von Fühlen, Wollen und Vorstellen bewegt, auch daß die Zumuthung, neben dieser Dreiheit die Einheit der Seele festzuhalten, noch keineswegs die Schwierigkeiten einer Trinitätslehre in sich schließt. Es müßte nur die Mangelhaftigkeit meiner eigenen Darstellung Schuld sein, wenn meine Polemik gegen den Primat des Vorstellens den Eindruck gemacht hätte, als ob ich überhaupt den Werth des Denkens herabdrücken wollte, aber das glaube ich schließlich vor einer Zuhörerschaft, deren größter Theil mehr, als es in andern Lebenskreisen gefordert wird, auf die Pflege der intellectuellen Thätigkeit hingewiesen ist, noch betonen zu dürfen, daß selbst am Suchen und Finden der Wahrheit, die doch so ganz im Reich der Vorstellungen zu liegen scheint, ein richtiges Denken keinen größeren Antheil hat als ein richtiges Fühlen und Wollen.

Ueber das Verhältniß der Politik zur Moral.

6. Nov. 1874.

Ueber das, was wir zu thun und zu lassen haben, sind wir bekannter und glücklicher Weise nicht ausschließlich auf die Schärfe und Klarheit unsers Denkvermögens angewiesen, sondern wir haben einen inneren Führer an jenen natürlichen Gefühlen, die unbewußt sofort nach der einen oder andern Seite hindrängen, die, obwohl keineswegs unfehlbar, doch nicht leicht gänzlich irre gehen und nicht selten auch auf schwierige und verwickelte Fragen, lange bevor der Verstand der Verständigen eine Lösung gefunden hat, mit blindem Takt eine Antwort geben. Aber anders ist es, wenn man diese Gefühle dann zur Rede stellt und Rechenschaft verlangt über ihr Thun; da ergeht es ihnen wie dem Nachtwandler, der zuvor mit sicherem Tritt auf dunkeln und gefahrvollen Wegen geschritten ist, aber dann plözlich aufgeweckt, verwirrt und rathlos vor uns steht und nicht zu sagen weiß, wie er hieher gekommen ist. Etwas Aehnliches widerfährt uns bei dem Thema, für welches ich heute Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen möchte. Ist die Politik, d. h. die freie Leitung des Staatsganzen dem Sittengesez untergeordnet oder hat

sie eigenen und unabhängigen Gesezen zu folgen und giebt es demnach Handlungen, die in der Politik erlaubt, in der Moral verboten sind und umgekehrt?

Unser natürliches Gefühl, wie es sich in den geläufigen und vorherrschenden Meinungen und Anschauungen kundgiebt, wird die erste Frage von der Unterordnung der Politik unter das Sittengesez, ohne auch nur einen Augenblick zu schwanken, mit einem entschiedenen Ja beantworten. Aber es wird dann auch, sei es mit wirklichem oder nur scheinbarem Widerspruch, die zweite Frage von den hier erlaubten und dort verbotenen Handlungen zu bejahen geneigt sein. Wenigstens preisen und verehren wir die Männer, welche ihr Volk aus der Knechtschaft, aus Zerrissenheit und Ohnmacht befreit, und auf eine höhere Stufe der Wohlfarth, Macht und Freiheit gehoben haben, ohne zu verkennen und dadurch beirrt zu werden, daß es dabei nicht ohne List und Gewalt, ohne Blut und Eisen, ohne Mittel, die wir sonst verwerfen, abgegangen ist. Umgekehrt tadeln wir den Fürsten, der voll von Geist, edlem Streben und sittlichem Zartgefühl, die Aufgaben, die sein Volk und Zeitalter ihm zu stellen schienen, unerkannt und unerfüllt gelassen hat. Wenn wir nun aber jene Gefühle zur Rede stellen und befragen: wie kommt ihr dazu, die unbedingte Verbindlichkeit des Sittengesezes zwar im Allgemeinen zu behaupten, aber im Besonderen nicht gelten zu lassen oder den Saz, daß der Zweck die Mittel heilige, zwar als Princip zu verabscheuen, aber im Einzelnen darnach zu verfahren, dann werden sie antworten: das wissen

wir nicht, das müßt ihr uns nicht fragen; wenn ihr Theorie haben wollt, so wendet euch an eure Gelehrten, schlagt in euren vielen Büchern nach, was sie davon sagen.

Wenn wir aber diesem Rathe nun folgen und bei den Theoretikern Umfrage halten, da zeigt sich, daß die Schwierigkeiten nun erst recht wachsen, statt abzunehmen und wir gerathen in ein Labyrinth der widersprechendsten Meinungen und Deutungen. Es ist dabei auch keineswegs so, wie man vermuthen möchte, daß auf der einen Seite die Politiker und Staatsrechtslehrer, auf der andern die Philosophen und Moralisten stünden, daß jene für die Sonderrechte der Staatskunst, diese für den Primat des Sittengesezes stritten, sondern es verhält sich eben so oft umgekehrt. Ein unübertroffener Meister der praktischen Politik, Friedrich der Große, hat mit dem wärmsten sittlichen Eifer gegen die Lehren Machiavells und für die Alleinherrschaft der Moral gekämpft; freilich hat er dieß Buch noch als Kronprinz geschrieben und die Politik des Königs ist, wenn auch nicht in den Fußstapfen Machiavells, doch dunklere und verwickeltere Pfade gegangen, als der jugendliche Autor von Schloß Rheinsberg sich mochte träumen lassen; wobei wir uns nicht verhehlen können, daß Mit- und Nachwelt den Büchern des Königs geringere Bewunderung zollt als seinen Thaten. Um dieselbe Zeit hat ein edler Denker von unantastbarer sittlicher Reinheit, Christian Garve, von seinem Studier- und Krankenzimmer aus das unabhängige Recht der Politik mit Kühnheit und Scharfsinn verfochten und sich in seinen geschichtlichen Belegen am liebsten und

häufigsten auf die Thaten seines großen Königs berufen. Auf der andern Seite ist einer der ersten Staatsrechtslehrer unserer Zeit, einst eine Zierde unserer Hochschule, erst vor Kurzem noch mit der größten Entschiedenheit für die Unterordnung der Politik unter die Moral eingetreten. Auch unter den Geschichtschreibern alter und neuer Zeiten finden wir die doppelte Richtung vertreten; die einen lieben es, ihre Erzählungen mit einer fortlaufenden sittlichen Kritik und mürrischen Strafpredigt zu begleiten; bei andern scheint uns der sittliche Maßstab oft ganz zu entschwinden und sie wissen auch für unverantwortliche Handlungen mehr und bessere Motive aufzufinden, als die Handelnden selbst vielleicht sich nur gedacht haben mögen.

Ich will mich nun auf den Versuch beschränken, die Fragen richtig zu stellen, jene Aussagen unsers natürlichen sittlichen Gefühls näher zu deuten und zu prüfen und die Mittelglieder aufzusuchen, die zwischen deren scheinbaren Widersprüchen vielleicht eine Verbindung herstellen.

Die ersten Schritte auf diesem Wege sind nicht schwer. Außer Frage steht wohl vor Allem die universelle Geltung der sittlichen Anforderungen. Es kann überhaupt Niemand und auch keine Gattung freier menschlicher Handlungen geben, welche außerhalb oder gar über dem Sittengesez stünde. Das Gewissen, jenes Gefühl eines unbedingten Sollens begleitet schlechthin unser gesammtes Wollen und unser Inneres kann an keiner Stelle einen blinden Fleck bergen, der seiner Leuchte verschlossen bleiben könnte. Wenn also alle Politik von Menschen gemacht wird und aus

deren freien Entschließungen hervorgeht, so muß sie auch in ihrem ganzen Umfang unter die Controle des Gewissens und unter die Herrschaft sittlicher Gesetze fallen. Der Staatsmann kann nicht in zwei Menschen zerlegt werden, von denen der Nichtpolitiker ein Gewissen hätte, der Politiker aber nicht. Vielmehr ist sehr leicht das gerade Gegentheil nachzuweisen. Wir halten in allen Dingen den für stärker verpflichtet, der für Andere zu handeln hat, als der nur seine eigene Sache führt. Meinen eigenen Vortheil außer Acht zu lassen, gereicht mir nicht zum Vorwurf; als Vormund oder Verwalter fremden Gutes werde ich im gleichen Fall strafbar. An den Entschließungen der Staatslenker hängt das Wohl von Millionen; wie ihr Mandat das höchste ist, so ist auch ihre sittliche Verantwortung die größte und schwerste.

Hiemit ist jedoch nur der Politiker unter das Sittengesetz gestellt, nicht auch seine Politik. Dem Staatsmann wird nur der höchste Grad von Pflichtgefühl auferlegt, aber der Inhalt seiner Pflichten ist ihm damit nicht bezeichnet. Es schließt sich an jenen ersten Satz sogleich ein zweiter an, der nicht ebenso allgemein erkannt und zugestanden, aber im Grunde gleich unanfechtbar ist.

Wir pflegen in der Regel unter dem Sittengesetz nichts anders zu verstehen, als den Inhalt der Pflicht- und Tugendlehre, den Inbegriff der Normen, nach denen der Einzelne sowohl seine eigenen inneren Gemüthszustände, als sein Verhalten gegen seine Nebenmenschen zu ordnen hat. Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen und deinen

Nächsten wie dich selbst, das ist der Inbegriff des christlichen Sittengesezes nach des Meisters eigenen Worten. Aber auch alle philosophischen Systeme, auf welchen Wegen immer sie die sittlichen Grundbegriffe finden und begrenzen, kommen doch schließlich dahin, in irgend einer Form dem natürlichen, egoistischen Willen des Einzelnen Schranken zu sezen und ihm seine Stellung in der menschlichen Gesellschaft als einem dienenden Glied eines Gemeinwesens anzuweisen. Das Sittengesez ist, sei es in reinerer oder trüberer Gestalt, für den Einzelnen ein Gesez der Liebe.

Es wäre nun aber ebenso unlogisch als unausführbar, an das Gemeinwesen selbst die gleichen Anforderungen zu stellen, wie an dessen dienende Glieder. Jenes „Du sollst" und „Du sollst nicht" in den zehn Geboten und in aller Gesezessprache hat seinen guten Sinn nur, wenn der Staat der gebietende, der Einzelne der angeredete Theil ist. Der Staat selbst hat ja keine Eltern, die er ehren müßte; er lebt in keiner Ehe, die er brechen könnte. Das „Du sollst nicht tödten" kann nicht an den gerichtet sein, der selbst und allein das Schwerdt zu führen hat, um den Mörder zu strafen, der Millionen dafür aufwenden muß, um die wirksamsten Mordinstrumente für den Fall der Selbsthilfe vorzubereiten. Ebenso muß der Staat, um seine Aufgaben zu erfüllen, sich gelüsten lassen nach unsern Häusern und Aeckern, nach Ochs und Esel und all unserer Habe, ohne den Einzelnen zu fragen, wie ihm dieß gefalle.

Und wie sollte das, was von der Nächstenliebe gilt, auch auf das Verhältniß des Staats zu andern Staaten

anwendbar sein? Keines von allen den Banden, welche die Einzelnen unter einander umschließen, verknüpft die Staaten unter sich. Wenn hier auch idealere Ziele offen zu halten und zu erstreben sind, so stehen jene einander doch thatsächlich wie im Naturzustand gegenüber, fremd, zur Vorsicht und zum Mißtrauen genöthigt, wie Wanderer, die sich in der Einsamkeit begegnen; sie haben keine höhere ordnende und richtende Gewalt über sich. Der Spruch, den andern zu lieben, wie sich selbst, kann hier gar keine Anwendung finden. Demjenigen, der ihm einen Streich giebt auf den rechten Backen, den linken auch darzubieten, ist der Staat so weit entfernt, daß er vielmehr bemüht sein wird und muß, auch schon dem nur drohenden Streich mit einem möglichst energischen Gegenschlag zuvorzukommen. Der Nachbarstaat kann in die äußerste Bedrängniß versetzt werden, durch Elementarereignisse, feindlichen Einfall, innere Zerrüttung; ob unser Staat ihm beistehen wird, hängt gar nicht von dem Grad jener Hilfsbedürftigkeit, sondern einzig davon ab, ob wir dieß unserem Interesse entsprechend finden; nach Umständen haben wir sogar Ursache, uns über dessen Schwächung zu freuen oder daraus Vortheile zu ziehen, wo nicht gar über ihn herzufallen. Mit Einem Worte, das ganze Kapitel von den Liebespflichten und damit das Hauptstück aller Moral fällt für die Staaten aus. Nicht auf Liebe Anderer, sondern auf die Selbstliebe, auf die Erhaltung und Entwicklung der eigenen Macht und Wohlfarth sind sie angewiesen, und wenn man hiefür den freilich wenig passenden Namen „Egoismus" ge-

brauchen will, nun so ist Egoismus das Grundprincip aller Politik.

Wenn wir aber so den Staat von allen Liebespflichten entbinden mußten, so sollte man denken, daß er um so strenger und unverbrüchlicher seinen Rechtspflichten nachzukommen habe. Wenn er Niemanden Wohlthaten zu erzeigen schuldig ist, so müßte er um so sicherer sich aller Rechtsverletzungen zu enthalten, seine Verträge, Zusagen und Verbindlichkeiten zu erfüllen, sich als Glied einer großen über ihm stehenden Rechtsordnung zu betrachten und verhalten haben. Und in der That, wer sollte die Geltung des Rechtsprincips nicht als die oberste Norm alles Staatslebens anerkennen? Das Recht ist ja das Element, in dem der Staat sich bewegt, das Rechtsgefühl ist die lezte Wurzel seiner Existenz; die Mißachtung des Rechts ist die Untergrabung seines eigenen Fundaments.

Gleichwohl ist das Verhältniß des Staats zum Recht ein wesentlich anderes, als das des Einzelnen, des Staatsbürgers. Ueber diesem steht das Recht als eine ihn beherrschende Macht, der er sich unter allen Umständen zu fügen hat. Es liegt unvergleichlich mehr daran, daß das Recht, auch das unvollkommene, Geltung habe als daß der Einzelne Schaden leide oder gar zu Grunde gehe. In diesem Sinn müssen wir uns sogar das fiat justitia, pereat mundus gefallen lassen. Der Staat aber steht wohl unter der Rechtsidee, die er als ein Höheres über sich anzuerkennen und zu verehren hat, aber das concrete, besondere Recht der jeweiligen Gegenwart steht nicht über ihm; dieses

hat er überkommen oder gemacht; es ist sein Werk und Product. Es ist auch nicht fertig und abgeschlossen, sondern der Entwicklung und Vervollkommnung ebenso fähig als bedürftig. Er hat das mangelhafte Recht zu ändern und das bessere an seine Stelle zu sezen. Allerdings soll auch diese Aenderung nur in den Formen erfolgen, welche im Recht selbst hiefür vorgesehen sind, und wohl dem Staate, dessen innere Einrichtungen so einsichtig und glücklich geordnet sind, um jede unabweisbar gewordene Veränderung in den legalen Formen zu ermöglichen oder dessen Verträge mit andern Staaten ihrer Form nach kündbar, in ihrem Inhalt erträglich sind. Wie aber, wenn das Eine oder Andere nicht der Fall ist, wenn eben diejenigen, deren Vortheile bei der nothwendig gewordenen Aenderung eine Einschränkung erleiden sollen, auch das Recht haben diese Aenderung zu verhindern? Soll dann der Staat in ruhiger Ergebung zusehen, wie sich die Uebel und Mißstände, um deren Beseitigung es sich handelt, von Tag zu Tag drohender und unerträglicher gestalten? Wenn der deutsche Bund den veränderten Bedürfnissen eines anderen Geschlechts, den Forderungen eines gesteigerten Nationalgefühls nicht mehr genügte, der Bundesvertrag aber auf ewige Zeiten abgeschlossen und unkündbar, zu seiner Veränderung Einstimmigkeit erforderlich, ein einstimmiger Beschluß aber niemals zu erwarten war, weil jeder denkbare und wirksame Vorschlag dem Interesse irgend eines Theiles zu nahe treten mußte, wie war da herauszukommen, was sollte geschehen? Bei dem gordischen Knoten wäre für

Alexander neben der kunstmäßigen und der gewaltsamen Lösung noch die dritte Möglichkeit geblieben, ihn ungelöst liegen zu lassen wo er lag. Aber die politischen Verwicklungen lassen sich nicht bis auf Weiteres zu den Akten legen, sondern sie drängen wie lebendige Kräfte auf eine Entscheidung hin, die, wenn der friedliche Weg abgeschnitten ist, auf dem der Gewalt, durch Blut und Eisen erfolgen muß. Die tiefe Kränkung und Entrüstung, mit welcher die Verletzten, noch mehr das schmerzliche Gefühl, mit welchem auch die Zustimmenden und Gewinnenden einen solchen Act des Rechtsbruches begleiten, zeigen deutlicher als alles Andere, daß der Staat im Recht wurzelt und es zu den traurigsten Collisionen der Pflichten gehört, wenn das Nothrecht der Politik das anerkannte und gegenwärtige Recht auf die Seite drängt, aber an der Sache selbst wird mit allem Bedauern nichts geändert.

Die Begriffe und Grenzen von Nothstand und Nothwehr sind schon im gemeinen Recht schwer genug genau zu bestimmen, doch bildet hier wenigstens die unmittelbare, drängende Gefahr des Augenblicks ein festes Merkmal. Der Staat aber hat nicht blos der gegenwärtigen, sondern auch schon der drohenden Gefahr zuvorzukommen. Nur selten handelt es sich für ihn gleich um Sein oder Nichtsein, sehr oft aber um Schwächung seiner Macht oder Unabhängigkeit, um die Wahrung von Interessen, deren Preisgebung seine ganze künftige Entwicklung untergraben müßte. Für ihn kann ein Nothstand vorliegen, wo es uns gar nicht einfiele, ihn für den Privaten gelten zu lassen. Der überschuldete,

zahlungsunfähig gewordene Staat, dem eine weitere Steigerung der Steuerlast seiner Unterthanen als unmöglich erscheint, kann sich nicht wie der Bürger verganten lassen, er kann nicht seine Festungen, Arsenale und Flotten, seine Sammlungen und öffentlichen Gebäude, ja nicht einmal seine Wälder und Eisenbahnen unter den Hammer bringen; er kann sich auch nicht in das Armenhaus weisen und auf seine Competenz beschränken lassen, sondern er muß im Weg der Selbsthilfe die Forderungen auf das Maaß seines Könnens nach eigenem Ermessen herabsezen, wobei fast niemals die Theilfragen eine zweifellose Entscheidung zulassen werden.

Oder, um ein anderes Beispiel zu wählen, wenn die süddeutschen Staaten am Anfang dieses Jahrhunderts, nachdem sie zehn Jahre lang für Kaiser und Reich gekämpft und seit dem preußischen Separatfrieden ihre Länder als einzigen Schauplaz des Kriegs allen Drangsalen von Freund und Feind preisgegeben hatten sehen müssen, dem siegreich vordringenden, übermächtigen Gegner, der nur zwischen Bündniß und Verderben die Wahl ließ, Heerfolge leisteten, wenn sie sodann acht Jahre später, als der Glücksstern des neuen Attila erbleicht war, wieder von ihm abfielen und dabei noch den Gewinn des alten Bündnisses in das neue hinüberzuretten vermocht haben, so war dieß Verhalten zwar nicht schön und hochherzig zu nennen, die Geschichtschreiber werden es nicht preisen, die Dichter können es nicht verherrlichen, aber schön und edel sind auch die Prädikate nicht, um welche die Staatskunst zu buhlen hat;

dafür war es richtig und pflichtgemäß, der Nothlage eines zu eigenem Widerstand unfähigen Staates entsprechend; und jene Fürsten oder ihre Rathgeber hätten eine weit schwerere sittliche Verantwortung auf sich gezogen, wenn sie, um für sich das Hochgefühl ritterlicher Treue und Standhaftigkeit davon zu tragen, ihre Länder dem Verderben, ihre Staaten der Zerstücklung oder dem Untergang ausgesezt hätten.

Eine unbedingte Pflicht des Staats, die von ihm eingegangenen oder anerkannten Verträge zu halten, läßt sich nicht behaupten. Wer kann läugnen, daß das Recht und der Besizstand, wie ihn die in Geltung stehenden europäischen Verträge und Friedensschlüsse geschaffen haben, in nicht wenigen Fällen nur verjährten Raub und ungerechten Gewinn darstellt und jedenfalls in den Augen der Besiegten niemals für Recht gelten wird? Der sonst übliche Begriff der Verjährung ist überhaupt im Völker- und Staatenleben gar nicht zu brauchen. Es giebt Rechtsverlezungen, die fast sofort, andere die niemals verjähren. Daß die schönsten Länder des Erdkreises, die Wiege des christlichen Glaubens, die ersten Size und Pflanzstätten einer edleren Menschlichkeit von einem Barbarenvolk, unter dessen Rossehufen das Gras verdorrt, unterjocht sind, daß zehn Millionen Christen der edelsten Stämme als rechtlose Rajas dem Uebermuth und der Habsucht türkischer Paschas verfallen sind, das ist für uns nach vier Jahrhunderten und troz zahlreicher Verträge und Bürgschaften der Großmächte immer noch nichts anders als eine brutale Thatsache ge-

worden und wird es bleiben, bis der Tag der Abrechnung gekommen sein wird. Dagegen war es auch eine unzweifelhafte Rechtsverletzung, daß und wie den geistlichen Souveränetäten in und außer Deutschland ein Ende gemacht worden ist, aber die Verjährung hatte begonnen, noch bevor die Tinte aufgetrocknet war, deren die Dekrete bedurften.

Ja es giebt ein Vernunftrecht neben dem geschriebenen, ein Recht der Zukunft neben dem der Vergangenheit, mögen nun auch diese Säze so gefährlich lauten, als sie wollen. Es ist die Aufgabe der Staatskunst, das geschichtlich gegebene Recht in das vernünftige überzubilden, wenn es sein kann, in den Formen des Rechts, wenn nicht, auch ohne sie.

Und so sind wir denn schließlich für die Rechtspflichten zu demselben Ergebniß gelangt, wie für die Liebespflichten. Wohl steht die Politik, wie alles menschliche Handeln, unter der Herrschaft eines sittlichen Sollens, aber die Moral, welche dem Einzelnen seine Tugenden und Pflichten vorzeichnet, ist für die Lenkung des Staatsganzen nicht zu gebrauchen. Diese Moral und die Politik gehen schon in der Wurzel auseinander. Für den Einzelnen im Staat gilt das Princip der Selbsthingabe, für den Staat das der Selbstbehauptung. Der Einzelne dient dem Recht; der Staat handhabt, leitet und schafft dasselbe. Der Einzelne ist nur ein flüchtiges Glied in dem sittlichen Ganzen; der Staat ist, wenn nicht dieses Ganze selbst, doch dessen reale ordnende Macht; er ist unsterblich und sich selbst genug. Wir müssen in *diesem* Sinne die erste Frage, ob die Politik der Moral untergeordnet sei, mit Nein, die andere, ob sie

ein selbständiges und unabhängiges Princip ihres Handelns in sich trage, mit Ja beantworten, und wir wiederholen damit nur den wahren Sinn des alten Satzes: salus publica suprema lex esto, der Erhaltung und Wohlfarth des Gemeinwesens ist jede andere Rücksicht untergeordnet.

Nun aber, wenn wir so die Politik von der Privatmoral völlig abgelöst haben, ist damit nicht überhaupt jeder sittliche Halt und Boden verloren und stehen wir nicht schon ganz auf der schiefen Ebene, die uns unaufhaltsam in den Abgrund von Machiavellis verrufenen Lehren führt, daß für politische Zwecke auch Verbrechen zu den erlaubten Mitteln zu rechnen seien? Man kann von unserem Thema nicht wohl reden, ohne die Machiavellifrage, sei es auch nur im Vorübergehen, zu berühren.

Während sonst der Welt nachgesagt wird, daß sie das Strahlende zu schwärzen liebt, zeigen viele moderne Schriftsteller, und vielleicht die deutschen vor allen andern, die umgekehrte Neigung, das Schwarze weiß zu waschen oder zu brennen, und die in der Geschichte mit irgend einem Flecken oder Brandmal behafteten Personen in eine so günstige Beleuchtung zu stellen, daß sich das überlieferte Bild in das Gegentheil verkehren müßte. So ist es schon lange und nach dem Vorgange großer Autoritäten üblich geworden, den Verfasser des berühmten Buches vom Fürsten zum nationalen Patrioten zu verklären, der nur Italiens Heilung suchte, dessen Zustand aber so verzweifelt fand, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben. Man kann zu einer solchen Auffassung allerdings durch jenes

glänzende Schlußcapitel von der Befreiung Italiens verleitet werden, aber doch nur wenn man es isolirt betrachtet und einseitig zum Ausgangspunkt seines Urtheils macht. Ich vermag mich aber so wenig zu überzeugen, daß der Gedanke an Italiens Einheit und Freiheit der Leitstern in Machiavellis Leben und Schriften war, daß ich vielmehr jenen Abschnitt nur als ein rednerisches Ornament, als den effektvollen und beschönigenden Abschluß einer so vielfach anstößigen Schrift auffassen kann. Machiavell war Politiker und Menschenkenner genug, um dem jungen Mediceer, für den er sein Buch schrieb, um dem florentinischen Staat nicht im Ernst die Aufgabe zu stellen, die spanischen und französischen Heere aus Italien hinauszuwerfen; wohl aber konnte es von psychologischer Wirkung und den persönlichen Zwecken der Schrift dienlich sein, dem jungen Mann eine solche Aussicht in blendende Beleuchtung zu rücken. Denn das ist ja eben der Grundmangel aller dieser politischen Rathschläge, daß von idealen Zielen, von Menschenwerth und Menschenglück, von sittlichen Zwecken des Staats gar nicht die Rede ist, sondern sich Alles stets nur um die Frage dreht, wie gelangt man zur Herrschaft im Staat, sei es eine Parthei oder ein Einzelner, wie behauptet man das Errungene, wie macht man seine Gegner unschädlich, und daß von all dem gesprochen wird, wie wenn eine Anweisung, Festungen zu belagern oder Schach zu spielen, abzufassen gewesen wäre. Ehrgeiz und Herrschsucht aber gehören in die Privatmoral, nicht in die Politik, die vom Staatswohl handelt. Bei aller Bewunderung, die man dem klaren und

scharfen Denker, dem classischen Schriftsteller zollen muß, kann man doch Machiavellis Lehren das Prädikat der Verruchtheit und seinem Charakter das der Unlauterkeit nicht ersparen. Einen Cäsar Borgia zu verherrlichen, nicht etwa abgesehen von seinen Frevelthaten, sondern eben weil er keine Scheu trug diese zu begehen, ist Lästerung und Verrath gegen alle sittlichen Ideen der Menschheit, für welche jeder Versuch einer Beschönigung zurückzuweisen ist. Es sind zwei sehr verschiedene Dinge, ob ich sage: der Staat als der Schlußstein aller sittlichen Ordnung kann nicht nach den Normen der den Einzelnen im Staat betreffenden Moral geleitet werden, oder ob es heißt: um die Herrschaft im Staat zu erringen oder zu behaupten, darf man auch vor Verbrechen nicht zurückscheuen.

Es ist scheinbar ein großer, in Wahrheit aber nur ein kleiner Schritt von Machiavell zu der sogenannten Jesuitenmoral, wornach der Zweck die Mittel heiligen und eine sonst und an sich verwerfliche Handlung dann zulässig sein soll, wenn sie einem höhern Zweck, der Verherrlichung Gottes, in majorem Dei gloriam, dient. Groß scheint der Unterschied, weil hier doch wenigstens von höheren Zielen die Rede ist und das Princip, daß Niederes dem Höheren zu dienen habe, nicht anzufechten wäre; aber er wird verschwindend klein, weil dieß angeblich Höhere in Wahrheit doch auch wieder nur die Herrschaft ist, blos die hierarchische statt der politischen. Ein wirkliches Reich Gottes auf Erden im Lichte des christlichen Glaubens, eine wahre Gesellschaft Jesu könnte doch nur ein Reich der Wahrheit, der Liebe

und Gerechtigkeit sein, und daß zu dessen Gründung und Ausbreitung auch Lüge und Frevelthat sollte dienen können, ist zu widersinnig als daß es Jemand auch nur im Ernst behaupten könnte. Wenn man aber an die Stelle der Religion den Begriff der Kirche, und an die Stelle der Kirche den einer gesellschaftlichen Beherrschungsanstalt sezt, die mit dem Staat zu concurriren, ihn schließlich zu verdrängen und zu ersetzen bestimmt ist, dann muß man allerdings, um eine so unnatürliche und widerspruchsvolle Macht ins Werk zu sezen, bei dem florentinischen Großmeister in die Schule gehen und lernen, mit welchen Mitteln Herrschaft über Menschen am sichersten gegründet und behauptet wird; nur muß man des Scheines wegen, was Machiavell selbst ja auch gelegentlich empfiehlt, das was der Meister nackt und unverblümt mit anerkennenswerther Ehrlichkeit herausgesagt hat, mit dem Mantel frommer Redensarten und täuschender Sophistik verhüllen und verbrämen.

Denn das ist ja unläugbar ein Kern von Wahrheit oder vielmehr die richtige Fassung für die Heiligung der Mittel durch den Zweck, daß die niedrigeren Güter und Ziele menschlichen Strebens den höheren unterzuordnen und aufzuopfern sind. Ohne diesen Saz kann man überhaupt zu keinem Sittengesez gelangen; die Unterscheidung von niedrigeren und höheren Trieben und Strebungen der Menschennatur ist der einzig mögliche Ausgangspunct aller Ethik. Wenn nicht ein Maßstab in uns läge, um den Werth menschlicher Handlungen und Eigenschaften gegen einander abzuwägen, so wäre nicht einzusehen, wie wir jemals von

dem Begriff eines Gutes zu dem des Guten gelangen könnten. Ja in die Metaphysik hinüber sind wir genöthigt diese Unterscheidung zu verpflanzen; jeder Versuch einer Theodicee hat stets darin seinen Ausgangspunkt genommen; in die Gedanken des Weltenschöpfers selbst tragen wir sie hinauf, wenn uns der Dichter von ihm sagt:

Der Freiheit
Entzückende Erscheinung nicht zu stören,
Läßt er der Uebel grauenvolle Schaar
In seinem Weltall toben.

Die Politik aber kann dieses Princip so wenig entbehren, daß sie vielmehr fast ausschließlich in der Anwendung und Durchbildung desselben besteht. Das Interesse eines Einzigen oder Weniger ist dem Vieler oder Aller unterzuordnen. Das Gut der individuellen Freiheit ist den Einschränkungen unterworfen, welche das Gemeinwohl erfordert, aber die Möglichkeit eines Mißbrauchs rechtfertigt keine allgemeinen Verbote. Die sittlichen Güter des Volkes sind vor allem Andern zu wahren und hochzuhalten. Es ist besser, daß das Gesez in der Anwendung auf einen einzelnen Fall zu materiellem Unrecht führt, als daß es verlezt und mißachtet wird, aber große und allgemeine Interessen sind dem Buchstaben des Gesezes nicht aufzuopfern. Das Interesse des fremden Staats kann nur insoweit Beachtung finden als es mit dem des eigenen vereinbar ist. Die Erhaltung des Staats rechtfertigt jedes Opfer und steht über jedem Gebot.

Ueberall wo der Staatsmann eine Entscheidung zu treffen hat, steht er vor diesen oder ähnlichen Sätzen; er

hat zwischen verschiedenen vorliegenden Möglichkeiten eine Wahl zu treffen, das kleinere Uebel dem größeren, das größere Gut dem kleineren vorzuziehen.

Eine Theorie des politischen Sollens, eine Staatssittenlehre oder politische Ethik könnte wohl nur in einer vollständigen Zusammenfassung und tieferen Begründung eben solcher Sätze, wie die angegebenen, bestehen; sie wäre eine vergleichende Werthabmessung der menschlichen Güter und Zwecke nach ihrer Bedeutung für das Wohl des Ganzen, eine politische Güterlehre, an welche sich entsprechend eine Pflichten- und Tugendlehre anzuschließen hätte. Das Ideal einer sittlich gesunden Gemeinschaft stünde dem der sittlich gesunden Menschenseele, das die Moral entwirft, zur Seite.

Es ist nun aber wohl auch einleuchtend, daß, wenn wir die Politik von der Moral abgelöst und ihr ein eigenes Princip des Sollens zuerkannt haben, sie damit noch keineswegs aus dem Kreis der sittlichen Ideen überhaupt heraustritt oder gar in einen Widerspruch zum Moralischen treten und zum Unmoralischen werden kann. Sie steht mit dem, was wir gewöhnlich allein Moral zu nennen pflegen, als ein ihr coordinirtes Glied gemeinsam unter dem höheren Begriff einer Ethik oder Sittenlehre im weiteren Wortsinn.

Ob wir uns aber nicht überhaupt oft unnöthige Schwierigkeiten machen, indem wir die in bestimmten Worten einmal fixirten Begriffe recht geflissentlich zu scharfen Gegensätzen unter einander steigern und den fließenden und beweglichen Charakter der realen Erscheinungen, für welche jene Worte doch nur ein Merkzeichen sein sollen, ganz aus

dem Auge verlieren? Politik, Recht und Moral, die wir so gerne recht weit und scharf auseinanderrücken, sind nur die eng verschlungenen Zweige Eines Stammes; ihr gemeinsamer Grundbegriff ist die Ordnung der menschlichen Triebe und Handlungen nach einem in uns gelegten Maßstab ihres verschiedenen Werthes. Die Politik hat das thatsächlich gegebene Recht theils zu wahren theils weiterzubilden; das Recht ist derjenige Theil des Guten, der dazu geeignet ist oder erscheint, zu einer allgemein giltigen und zwingenden Norm des menschlichen Zusammenlebens gestaltet und erhoben zu werden. Das Gute selbst aber ist schließlich nur wieder das wahrhaft Zweckmäßige und Vernünftige, das was ächtes und allgemeines Menschenglück schafft und bedingt, was die Menschheit fördert und zur Entwicklung ihrer edelsten und höchsten Kräfte führt. Und damit weist auch der Begriff des Guten im Kreislauf wieder zu den Aufgaben der Politik zurück.

Alle diese Begriffe sind nicht in sich fertig und abgeschlossen, sondern in den lebendigen Fluß der Geschichte hineingestellt, und unter sich in ununterbrochener und innigster Wechselwirkung. Wohl haben wir im Gewissen als festen Ausgangspunkt das Gefühl eines unbedingten Sollens, den Glauben an die Existenz eines an sich Werthvollen und Guten; was aber dieß Gute wirklich und im Einzelnen sei, weiß das Gewissen von sich aus nicht; die Antwort darauf giebt dem Einzelnen die geschichtliche Entwicklungsstufe des Zeitalters und Volkes, dem er angehört. Ihm verschlingt sich Form und Inhalt in ein ungetrenntes Ganzes und

das Gebotene kleidet sich für ihn in das Ansehen einer höheren oder göttlichen Ordnung. Nicht weil es Jehova unter Bliz und Donner aus einer Rauchwolke vom Sinai verkündigt und mit eigenem Finger auf steinerne Tafeln geschrieben hat, sollen wir Vater und Mutter ehren, nicht tödten, nicht stehlen, nicht ehebrechen, sondern umgekehrt, weil wir in diesen Normen die ersten und bleibenden Grundbedingungen menschlichen Zusammenlebens, die Anfänge jeder sittlichen Ordnung des Friedens und der Gerechtigkeit erkennen, umgeben wir sie durch eine Uebertragung, die mehr ist als eine bloße Anbequemung an hergebrachte Vorstellungen, mit der Weihe göttlicher Befehle. Der Inhalt der Idee des Guten gelangt in der Geschichte zu wachsender Vertiefung und Befestigung; das Recht gleicht jenen Dämmen und Deichen, die das der Meeresfluth entrissene oder ausgesezte Land zum festen und dauernden Besiz machen; die Politik errichtet, sichert, erweitert diese Dämme; die Hauptarbeit dagegen, das neue Land zu gewinnen und das gewonnene anzubauen, ruht auf den Einzelnen, auf den individuellen sittlichen Kräften, die an dem bereits Errungenen Uebung, Bildung und Ansporn zu weiterem Vordringen gefunden haben. So dienen Politik, Recht und Moral nur Einem Ziele, dem Fortschritt der Menschheit.

Ich glaube jedoch hier die Einwendung zu hören, daß mit einer solchen Darstellung die Politik in eine ideale Höhe gerückt und den praktischen Schwierigkeiten und Fragen, an welche wir bei dem Verhältniß der Politik zur Moral zu denken pflegen, mehr ausgewichen als Genüge geleistet

scheine, daß es sich vor Allem darum handle, ob es zulässig sei im Interesse der öffentlichen Wohlfarth Handlungen zu begehen, welche Gesez und Moral unbedingt verbieten. Es ist zuzugeben, daß solche Collisionen nicht nur denkbar sind, sondern vielfach vorkommen und daß jede Theorie schuldig ist, auch nach dieser Seite hin Rede zu stehen.

Die Frage, ob verbrecherische Handlungen in politischen Motiven eine Rechtfertigung finden können, ist einfach durch die Hinweisung auf die Strafgeseze zu beantworten. Diese haben niemals unter den Bedingungen, welche die Strafbarkeit ausschließen, wie Nothwehr, Unzurechnungsfähigkeit, auch das Motiv politischer Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit aufgezählt; der Richter könnte diesen Beweggrund daher nur wie andere besondere Umstände der That bei der Strafausmessung in Betracht ziehen. Von ganz anderer Art und Tragweite dagegen ist der Fall, wenn Jemand im vollen Bewußtsein, etwas gesezlich Verbotenes zu thun, aber auch entschlossen dem Gesez die schuldige Sühne zu leisten, sich dem gemeinen Besten zum Opfer bieten zu sollen glaubt. Hierüber wird unser sittliches Urtheil nicht im Allgemeinen, sondern nur nach allen besonderen Umständen des einzelnen Falls zu richten wagen; es wird dem muthigen und verantwortungsvollen Entschluß eines General York die vollste Anerkennung nicht versagen, die That eines Stapf, einer Charlotte Corday von der eines Sand oder Blind unterscheiden, den Brudermord Timoleons, die Rechtsverlezung des Consul Cicero, die Thaten eines Brutus, eines Harmodius und Aristogiton je wieder nach anderem

Maaß zu würdigen haben. Es kann sich hiebei nicht blos darum fragen, wie die Sache etwa von dem Handelnden gemeint war, sondern wie sie wirklich lag. Bei politischen Handlungen von außerordentlichem Charakter, zu denen Niemand verbunden ist, ist Einsicht und Verständniß unerläßliche Pflicht und Thorheit wird zur verbrecherischen Anmaaßung. Für den Politiker ist überhaupt Klugheit nicht blos eine intellectuelle, sondern eine sittliche Eigenschaft und wem sie fehlt oder wer gar nicht beurtheilen kann, ob sie ihm fehlt, der versündigt sich schon dadurch, daß er nach einem Berufe greift, dem er nicht gewachsen ist und in dem er doch nicht blos seine eigene Sache zu führen hat.

Das Strafgesez läßt nun aber freilich noch viele Handlungen ungeahnt, die gleichwohl als unsittlich gelten müssen, so vor Allem das Lügen, das wir nach alten Traditionen als eine fast unerläßliche Beigabe der Politik und Diplomatie anzusehen gewöhnt sind. Wie stellt sich die Politik dazu? Ich möchte antworten: alle politische Thätigkeit beruht auf einem durch Geburt oder Wahl verliehenen Amt; kein Amt oder Dienstverhältniß aber kann zu unehrenhaften und sittlich unerlaubten Handlungen ermächtigen oder verpflichten. Auch wird der Staatsmann im inneren Staatsleben sowie im friedlichen Verkehr der Völker keinen Anlaß finden können, die Pflicht einer richtig verstandenen Offenheit und Wahrhaftigkeit zu verlezen. Die Kriegslage aber und schon die nur drohende Kriegsgefahr gehören dem Nothstand an, dessen Mittel durch das Völkerrecht und die Rücksichten einer natürlichen Humanität begrenzt sind. Ueber

diese hinaus noch die Forderungen des Edelmuths und einer romantischen Rittermoral hinzuzufügen, ist zweckwidrig und widerspricht der Stellung desjenigen, der nicht für sich sondern für andere, für Alle zu handeln hat. Großherzig und edelmüthig kann man nur auf eigene Kosten sein, nicht auf fremde. Wo Gewalt erlaubt ist, kann List nicht verboten sein; wen man tödten darf, den muß man auch täuschen dürfen, und wenn man mit beidem den gleichen Erfolg erzielen könnte, so müßte die Täuschung als das humanere und schonendere Mittel den Vorzug verdienen.

Man gelangt auf diesem Gebiete allerdings bald in die Reze einer difficilen Casuistik wie in jenen Fragenspielen der Moralcompendien über die Nothlügen oder ob der Schiffbrüchige, welcher einen Balken ergriffen hat, der nur einen einzigen tragen kann, einen zweiten, der denselben erfassen will, zurückstoßen dürfe. Ein gefeierter Staatsrechtslehrer findet es unanstößig, aus einem freiwillig angebotenen Verrath Nuzen zu ziehen oder Vertreter unseres guten Rechtes durch Geschenke zu gewinnen, erklärt aber die Bestechung fremder Beamten zur Begehung einer Pflichtwidrigkeit für unstatthaft. Es wird sich in solchen Dingen immer Vieles für und wider sagen lassen. Unter der Voraussezung, daß es sich nicht um den friedlichen, sondern um den feindlichen Verkehr der Völker handelt, würde mein sittliches Gefühl eine so haarscharfe Grenzlinie an dem bezeichneten Punkt nicht fordern oder begründet finden. Wenn ein Heerführer, der eine belagerte Festung mit Anwendung der furchtbarsten Zerstörungsmittel und unter Aufopferung

zahlloser Güter und Menschenleben in seine Hand zu bringen berechtigt und verpflichtet ist, die Möglichkeit, ihre Thore durch einen goldenen Schlüssel zu öffnen, zurückwiese, so würde diese Zartheit seines individuellen Gewissens doch nur auf Kosten Anderer seine Befriedigung finden und es lägen Gesundheit und Leben von tausenden seiner eigenen Landsleute und der Feinde auf der andern Wagschaale. Es wäre widersinnig im Krieg einseitig darauf zu verzichten, durch Bestechung Spione unter den Unterthanen des feindlichen Staats zu gewinnen. Es handelt sich hier um außerordentliche Lagen, in denen die höchsten Güter eines Staats oder einer Nation auf dem Spiele stehen, und denen, welche die Verantwortung tragen, nicht anzusinnen ist, über die Zwirnfäden der Casuistik zu stolpern.

Daß aber Politik und Moral, so unabhängig ihre Pfade in vielen Dingen neben einander herlaufen, doch aus Einer Quelle fließen und schließlich in ein gemeinsames Ziel einmünden, das sehen wir vielleicht am deutlichsten daran, daß ihre historische Entwicklung in einer stetigen gegenseitigen Annäherung besteht, daß die Moral immer politischer, die Politik immer moralischer zu werden, wenigstens die Tendenz zeigt. Für die christlich mittelalterliche Weltanschauung waren alle sittlichen Ideale das Monopol der Kirche; der Staat galt als mit dem Brandmal der Weltlichkeit geächtet und erniedrigt; er war auch darnach; es gab in ihm nicht sowohl Pflichten und Rechte, als Lasten und Forderungen. Auch die neuere Philosophie fand nur schwer den Weg, der Idee des Staats gerecht zu werden;

man begriff ihn nur als einen Assekuranzvertrag zum Schutz des Einzelnen; in der Moral war kaum von ihm die Rede. Es ist ein bleibendes und glänzendes Verdienst von Hegel, vielleicht sein größtes, den Staat als die objective Verwirklichung sittlicher Ideen, ja als deren höchste Form erkannt und das Verhältniß des Einzelnen zum Staat in die Ethik selbst aufgenommen zu haben. Aber auch von ganz andern Ausgangspunkten ist ein hervorragendes Werk christlicher Ethik zu dem gleichen Ziel gelangt, die Erfüllung der sittlichen Ideale der Menschheit nicht der Kirche, sondern dem Staat zuzuweisen.

Andererseits ist aber ebenso in der Politik die wachsende Richtung auf höhere Ziele nicht zu verkennen. Im vorigen Jahrhundert bestand sie noch in einem Intriguenspiel der Kabinette; sich gegenseitig auszulauern und zu überlisten, wo möglich die Kammerdiener und Weiber am Hofe zu gewinnen, gehörte zu den wichtigsten Aufgaben der Diplomaten; Länderschacher und Theilung, Streit um Rang und Macht war das Hauptthema; das Wohl der Völker kam nur in den Formen der Phrase zur Sprache. Bei den freieren Staatseinrichtungen der Gegenwart werden die Schicksale der Völker nicht mehr in den Kabinetten und Vorzimmern der Fürsten, sondern in öffentlichen Berathungen ihrer Vertreter erörtert und entschieden; Pläne, welche das Licht der Oeffentlichkeit zu scheuen haben, sind zwar noch lange nicht unmöglich, aber um Vieles schwieriger zur Ausführung geworden. Nachdem zwei große Kulturvölker aus kläglicher Zerrissenheit zu nationaler Einigung gelangt

sind, sind die wahren und natürlichen Grenzen der europäischen Staatenfamilie wenigstens im Wesentlichen gefunden und bleibend festgestellt. Die allgemeine Wehrpflicht macht Kriege unmöglich, welche nicht auch von den Völkern als gerecht oder unabweisbar erkannt werden. Die Kriege selbst sind von kürzerer Dauer und werden menschlicher geführt. Von demselben Staat, in dessen Heer vor 100 Jahren noch die eigene Mannschaft lebend in die Festungsgräben geworfen wurde, damit ihre Leiber sie ausfüllten und den Sturmcolonnen als Brücke dienten, sind die neuesten Anregungen zu weiteren Fortschritten in der Humanität der Kriegsführung ausgegangen.

Unser deutsches Volk aber, jetzt stark genug, um nicht fremden Gutes zu begehren und doch das eigene gegen alle Welt zu behaupten, hat aus der Hand der Geschichte die Mission empfangen, in der Mitte des Welttheils ein Reich des Friedens zu gründen, für dessen Politik die Pflege der Wohlfarth, Freiheit und der Gesittung die oberste Richtschnur sind. Uns war es vergönnt die Erfolge einer Staatskunst zu sehen und zu genießen, welche eine Prüfung nach dem höchsten Maßstab der Geschichte nicht zu scheuen hat. Zum zweitenmal im Lauf des Jahrhunderts hat die Noth und Verwirrung der Zeiten dem deutschen Volk einen Mann gegeben, in welchem das gewaltigste Wollen sich mit dem richtigsten verschmolz.

Aber die Bedingung einer sittlichen Politik der Staaten ist der sittliche Geist der Völker selbst. Nur wenn im deutschen Volke die Empfänglichkeit für die idealen Güter

das Uebergewicht über Erwerbsinn und Genußsucht, über Gleichgiltigkeit gegen das Gemeinwesen, über beschränkte Vorurtheile behauptet, kann in einem Staatswesen, das auf dem gleichen Wahlrecht Aller fußt, auch dessen Politik im gleichen Geiste geführt werden. Die Moral des Volks und die seiner Staatsmänner gehen Hand in Hand. Es kann in freien Staaten nur ein vorübergehender Glücksfall sein, wenn die Regierung eines Volkes besser ist als seine Sitten. Und nur in dieser stetigen und lebendigen Wechselwirkung liegt die lezte Lösung des Räthsels, an dem diese Betrachtung sich versucht hat.

Rede über die Reichsoberhauptsfrage.

Frankfurt 22. Januar 1849.

Vorbemerkungen.

Ueber das Frankfurter Parlament ist nur selten noch ein gerechtes und verständiges Urtheil zu hören. Jeder publicistische Grünschnabel ergeht sich mit Behagen in abschäzigen Redensarten über die doctrinären und unpraktischen Professoren, die, statt das Eisen zu schmieden, so lange es noch warm war, die beste Zeit mit langen Reden über abstracte Freiheitsfragen hingebracht, die Begeisterung des Volkes gelähmt, sein Vertrauen verscherzt und damit schließlich die Macht verloren haben, den widerstrebenden Regierungen gegenüber ihr Verfassungswerk durchzusezen. Nach der andern Lesart war die Versammlung selbst bis ins Mark von dem Gift umstürzender Ideen angefressen und die von ihr festgestellte Verfassung ein revolutionäres, für die Regierungen schlechthin unannehmbares Werk.

Nachdem nun vollends die deutsche Einheit auf ganz anderen Wegen und in Begleitung weltgeschichtlicher Glanzeffekte fertig gebracht worden ist, ist jene Versammlung von 1848 versunken und vergessen; man glaubt auf sie, wie auf eine Kinderkrankheit zurückſehen zu dürfen, die einen

Augenblick gefährlich erschienen war, von der man aber nur ein ganz dunkles Bild in der Erinnerung bewahrt.

Das Urtheil der Geschichte und Nachwelt wird wohl anders lauten. Zwar dagegen wüßte ich nichts zu sagen, wenn man jene Erfahrungen als Beweis anführen wollte, daß eine große Versammlung gewählter Volksvertreter selbst bei einer Fülle von Talenten und beim besten Meinen und Wollen für sich allein unfähig ist zu praktischer und schöpferischer Politik, daß ihr, wenn sie nicht die Wege eines Konventes einschlagen will oder kann, nur übrig bleibt, an den vorhandenen Staatsgewalten Halt und Anlehnung zu gewinnen und daß zwischen diesen beiden Möglichkeiten keine andere mehr in der Mitte liegt.

Dagegen wird der Frankfurter Versammlung Ein großes und unvergängliches Verdienst nie bestritten werden können. Sie hat den Gedanken der nationalen Einigung aus der Region nebelhafter Träumereien und zerfahrener Meinungen herausgeholt, für denselben die politische Gestalt und Formulirung gefunden und unter unsäglichen Schwierigkeiten durch die Lösung des Räthsels, wie und wie allein die Sache gemacht werden könne, das Ziel und Programm für die weitere Entwicklung festgestellt. Daß ein deutscher Bundesstaat mit zwei rivalisirenden europäischen Großmächten undenkbar, daß für den östreichischen Ländercomplex in demselben kein Platz, daß Preußen zu einer bleibenden Führerstellung in demselben berufen sei, diese ganze Idee des kleindeutschen Reiches mit der erbkaiserlichen Spize, die schließlich zum Sieg und zur Verwirklichung gelangte,

mußte zuerst als der Eck- und Grundstein des künftigen Baues ausgemeißelt und eingegraben sein. Sie mußte in der Verwirrung der Parteimeinungen allmälig Propaganda machen bei den politisch denkenden Köpfen der Nation, und wenn Bismark, der zuerst selbst zu ihren Gegnern gehört hatte, sie nicht ergriffen und vorbereitet gefunden hätte, so wären seine Politik und deren Erfolge unmöglich gewesen.

Man hat jezt aber keine Vorstellung mehr davon, wie schwer es war im Jahr 1848 zu dieser Lösung zu gelangen. Der Gedanke war wohl schon von Einzelnen ausgesprochen, von Paul Pfizer, von der deutschen Zeitung, aber nur auf literarischem und journalistischem Feld neben hundert andern Projecten und ohne Premirung des Hauptpunktes, des Ausscheidens von Oestreich. Auch der Dahlmannsche Entwurf im Siebzehnerausschuß hatte diesen Punkt unausgesprochen gelassen und darum die Zustimmung der östreichischen Vertrauensmänner selbst finden können.

Zu sagen, die Frankfurter Versammlung hätte gleich in den ersten Wochen, noch getragen von dem Strom der allgemeinen Begeisterung, gestüzt auf die Ohnmacht oder den guten Willen der Regierungen, irgendwelche Verfassung des deutschen Bundes oder Reiches decretiren und das Weitere dann der Zukunft anheimstellen sollen, ist, milde ausgedrückt, nicht mehr als ein albernes Gerede zu nennen. Als ob für das deutsche Volk irgend welche beliebige Verfassung getaugt hätte! Und doch wäre auch nicht einmal für irgend welche Verfassungsform damals irgend welche

Mehrheit zu finden gewesen. Die Frage über eine concrete Neugestaltung der deutschen Dinge war viel zu neu und unvorbereitet vor die Nation und ihre Vertreter gebracht worden.

Ich darf hier wohl zum Beleg eine kleine persönliche Erinnerung anführen. Es sollten in den ersten Tagen die Mitglieder eines Verfassungsausschusses in den Abtheilungen gewählt werden. Da man sich gegenseitig noch gar nicht kannte, so wurde in der Abtheilung, welcher ich zugelooſt war, beschlossen, daß vor der Abstimmung Jeder in der Kürze eine Art von politischem Programm und Glaubensbekenntniß ablegen solle. Da hieß es in der That: so viel Köpfe so viel Meinungen. Die Buntscheckigkeit der Vota erregte allmählig Heiterkeit. Ich war unter etwa 36 Collegen der Einzige, der sich zu dem Pfizer-Dahlmannschen Programm bekannte, freilich auch mit dem Zusaz, daß die nähere Gestaltung der Sonderstellung von Oestreich noch weiterer Berathung bedürfe. Das mitleidig wohlwollende Lächeln der Nachbarn und Zuhörer zeigte mir, daß dieses Votum als die absonderliche Meinung eines jugendlichen Träumers und Dilettanten in politischen Dingen erschien.

Hätte die Versammlung etwa gleich mit dem anfangen sollen und können, was ihr am Ende noch fast unmöglich erschien, den Collegen aus Oestreich, einem Drittheil ihres Bestandes, direct oder indirect die Thüre zu weisen?

Wenn man den ganzen Sommer hindurch die Berathung der Grundrechte und mancherlei Allotria in ihrer ganzen Breite und Weitschweifigkeit zuließ, so geschah es,

weil man noch rathlos vor der Hauptfrage stand und keiner der Entwürfe auf eine Mehrheit rechnen konnte. Der Schwerpunkt der Berathungen lag damals außerhalb der öffentlichen Sitzungen. In den Klubs und noch mehr in kleineren Kreisen wurden die verschiedenen Möglichkeiten, das neun-, das sieben-, das fünfköpfige Directorium, die Trias, die Wahlmonarchie, das Alternat, das Doppelpräsidium und was Alles sonst noch durchgesprochen. Nicht aus vorgefaßten Meinungen, sondern durch die innere Kraft und Dialectik seiner Argumente brach sich hier allmälig der kleindeutsche Gedanke Bahn und gewann Tag für Tag einzelne Anhänger aus dem Kreise der früheren Gegner. Im Herbst trat er in der Gestalt des Gagernschen Programms an die Oeffentlichkeit.

Für die Abgeordneten aus Preußen und den norddeutschen Kleinstaaten war das Opfer dieses Entschlusses nicht groß. Das Häuflein der Kleindeutschen in den Südstaaten aber hatte einen schweren Stand. In Würtemberg war die öffentliche Meinung entschieden großdeutsch, theils aus democratischen, theils confessionellen oder particularistischen Motiven. Die alten bewährten Führer der liberalen Partheien, das Haupt des Märzministeriums, die beiden Kammern, die große Mehrzahl der Reichstagsabgeordneten stand in diesem Lager. Von den Unsrigen waren die bekannten Namen, Mathy, R. Mohl, Wurm außer Landes ansäßig und außer Fühlung mit ihren Wählern; wir drei andern, unbekannt und ohne Bedeutung, erschienen wie

Abtrünnige. Ich wurde überhäuft mit Kundgebungen des Mißfallens und persönlichen Bedrohungen.

In diesem Zusammenhang mag die nachfolgende, bei der Berathung über die Erblichkeit der Reichsoberhauptwürde gehaltene Rede, wenn sie auch weder damals eine erhebliche Bedeutung hatte, noch dem heutigen Leser etwas Neues sagen kann, doch noch einiges Interesse bieten, auch abgesehen von der kleinen Genugthuung, die es dem Redner gewähren kann, vor 25 Jahren im Ganzen nicht so fehlgegriffen und auch die militärisch-politische Lage der Südstaaten dem Erfolg nach nicht unrichtig beurtheilt zu haben.

Die Rede ist aus den amtlichen stenographischen Sitzungsberichten, unter Weglassung der damals so zahlreichen Zwischenrufe von Zustimmenden und Gegnern, abgedruckt.

Meine Herren! Ich bekenne mich offen zu denjenigen, welche den Eintritt Oesterreichs in den deutschen Bundesstaat, wie wir ihn nöthig haben, für unmöglich, welche die Lösung unserer Aufgabe nur in der Gründung von zwei selbständig neben einander stehenden, durch Sympathien, Interessen und Verträge an einander geketteten Bundesstaaten für erreichbar halten. Ich will in dem engeren deutschen Bundesstaate, den wir hier zu gründen berufen sind, den König von Preußen als erblichen König der Deutschen. Die allgemeinen politischen Gründe für diese Ansicht hier zu entwickeln, unterlasse ich; ich will dieses einflußreicheren und beredteren Stimmen dieses Hauses

überlassen, die es nach mir thun werden oder vor mir gethan haben. Ich habe in dieser Frage nur das Wort erbeten, weil ich einer von den wenigen Süddeutschen bin, welche entschieden auf dieser Seite stehen, und weil ich wünschte, daß auch aus meinem engeren Vaterlande ein Zeugniß dafür abgelegt würde, daß es auch dort nicht an solchen fehlt, die sich in das Unvermeidliche fügen, die bereit sind, mancherlei Sympathien und Interessen um den Preis eines großen Vaterlandes hinzugeben. Ich bedauere, daß es einem andern Manne aus meinem Vaterlande nicht gegönnt, daß Paul Pfizer verhindert ist, in diesen Tagen auf dieser Tribüne zu stehen und für eine Idee zu sprechen, welche er ein Recht hat, sein Eigenthum zu nennen, worin er schon vor Jahren mit staatsmännischer Voraussicht die künftige Form der deutschen Einigung gefunden hat. Allein so sehr wir alle ihn hier vermissen, so wollte ich doch nicht, daß gar keine Stimme aus meiner Heimath in diesem Sinne sich vernehmen ließe.

Es ist gegenüber einer bestimmten, so schwierigen Frage, wie die über das Oberhaupt, nicht leicht, von einer öffentlichen Meinung zu sprechen, zumal in einem Lande, wo das politische Urtheil sich selbst noch erst aus einer trüben und verworrenen Gährung herauszuarbeiten hat. Ich weiß sehr wohl, daß auch bei uns die demokratischen Vereine gegen jede monarchische Spize sind, ich weiß und begreife es vollkommen, daß diejenigen Theile von Würtemberg, welche in den lezten Kriegsjahren mit uns verbunden wurden und bis heute noch nicht recht zu einem

Ganzen zusammengewachsen sind, theils im Hinblick auf geschichtliche Erinnerungen, theils aus confessionellen Rücksichten nicht für ein preußisches Kaiserthum sein können, ich muthe es ihnen auch nicht zu. Ich gebe ferner zu, daß, wenn es uns gelingen sollte, diesen Plan durchzuführen, er bei uns nicht mit Jubel begrüßt werden dürfte, daß das Volk lange Zeit dazu brauchen würde, ehe es sich hineinfinden könnte; ich muß aber auch die Ueberzeugung aussprechen, daß diese Idee in unserem Lande bei ihrer Ausführung wenigstens nicht auf wesentliche und unübersteigliche Hindernisse stoßen und daß das Urtheil des Volkes vorzüglich von der Stellung abhängen wird, die die Regierung gegenüber dieser Frage einnehmen wird. Die Männer, die an der Spize unserer Landesverwaltung stehen, genießen ein solches Vertrauen beim Volke, daß es ihnen glauben wird, wenn sie ihnen sagen, dieses Opfer sei ein nothwendiges für die Einheit des Ganzen.

Meine Herren! Wir Bewohner des südwestlichen Deutschlands befinden uns dieser Oberhauptsfrage gegenüber in einer eigenthümlichen und peinlichen Stellung. Es hat Niemand, kein deutscher Stamm ein größeres Interesse an der deutschen Einheit, als wir; aber keiner hat auch das so schwer zu empfinden, wenn Deutschland entweder nicht einig, oder kein Ganzes werden wird. Wir Schwaben haben den Fluch der Zerstückelung und Schwäche Deutschlands schwerer getragen, als irgend ein anderes Volk. Wir, deren Herzöge einst des Reiches Fahne trugen und vorangiengen bei den Römerzügen, wir sind im lezten

Jahrhundert zu Söldlingen herabgesunken und zu jener Politik genöthigt worden, die dem Glücke des Siegers zu folgen hat, wir haben das zweideutige Lob, auf allen Schlachtfeldern Europa's für und gegen alle großen Armeen des Festlandes gekämpft zu haben. Es hat uns bei allen diesen Kämpfen niemals an Muth und Tapferkeit gefehlt, aber niemals haben wir für ein Vaterland gekämpft. Und wenn es sich heute wiederholt, wenn heute die Franzosen über den Oberrhein kommen, so haben wir abermals nur die traurige Wahl, ob wir unser Land allen Trangsalen des Kriegs, aller Willkür eines übermüthigen Feindes hingeben, oder ob wir Verräther werden wollen am deutschen Volke. Ich weiß gewiß, daß unser Volk und daß der Fürst, der an der Spize desselben steht, keinen Augenblick im Zweifel sein wird, welche Wahl sie zu treffen hätten; aber traurig ist es, wenn ein braves und tapferes Volk keine Wahl hat, als eine solche. Das können Sie also glauben, uns ist es Ernst damit, daß es ein starkes Deutschland gebe. Wir sind zu jedem Opfer bereit. Wir treten nicht mit Ansprüchen auf eine selbständige Stellung, wie unsere östlichen Nachbarn, auf; „wir stehn zurück, wir sind die Flehenden, die Hülfe heischen bei den mächtigen Freunden." Allein das ist wahr, wenn man nun dem Süddeutschen sagt, die deutsche Einheit sei ein preußisches Erbkaiserthum, so ist das eine harte Lehre. Wer mag sie hören? Sie können sich darüber nicht wundern; es ist auch für den Vorurtheilslosesten bei uns, gleichsam als wenn man ihn unter ein Sturzbad kalten Wassers stellte. Es benimmt einem Anfangs den

Athem, und man braucht einige Zeit, bis man sich daran gewöhnt hat und wohl dabei fühlt.

Ich bin daher mit demjenigen, was mein Landsmann M. Mohl vor kurzem in Beziehung auf die Stellung der süddeutschen Staaten zur Oberhauptsfrage gesagt hat, in vielem einverstanden, besonders in dem, was er über die Sympathien und Stimmungen des Volkes gesagt hat. Dagegen bin ich nicht einverstanden, wenn er uns bewiesen hat, daß es so sehr gegen die Interessen der süddeutschen Staaten sei, in ein solches deutsches Reich einzutreten. Der erste und größte Grund, den er geltend gemacht hat, sind unsere materiellen Interessen. Ich stehe in dieser Beziehung auch auf dem Standpunkte eines Süddeutschen, und fühle mich verpflichtet, die Interessen meiner Wähler und meines Landes hierin nach ihrem ganzen Umfange zu wahren. Die Norddeutschen, die Herren vom Freihandelsverein, kennen unser Land nicht. Sie sehen nur die schönen rebenbegränzten Berge und die anmuthigen Thäler, aber sie wissen nicht, daß um diese Berge und in diesen Thälern ein verarmendes Volk wohnt, für das der Boden nicht mehr ausreicht, der es zu ernähren hat. Sie wissen nicht, daß in diesen Thälern viel tausend arbeitslose und fleißige Hände sind, die nichts weiter verlangen, als daß sie wenigstens an den Hemden und Kleidern, die sie auf dem Leibe tragen, den Lohn der Arbeit selber verdienen. Da sprechen Sie von künstlicher unnatürlicher Industrie, die wir auf Kosten Anderer gründen wollen, während wir nur das Natürliche und Nothwendige fordern. Wir wollen nur eine kurze vorübergehende mäßige Nach-

hülfe, damit unserm Volke neue Erwerbszweige geschaffen werden; wir wollen, wenn einmal die Maschinen viele Gewerbe zu Grunde richten, daß es wenigstens die eigenen Maschinen seien, die dieß thun. Allein so sehr ich in Beziehung auf das Materielle dieser Frage auf süddeutscher Seite stehe, so kann ich doch nicht einsehen, inwiefern hierin ein Motiv gegen die Gründung eines starken Deutschlands liegen solle. Man befürchtet, wir Süddeutsche seien in diesem neuen Deutschland in der Minorität. Ich glaube das nicht. Herr Stahl hat uns schon bewiesen, daß es sich hier überhaupt nicht um einen Gegensaz von Nord und Süden handle. Ich glaube vielmehr, daß diejenigen Theile von Deutschland, in welchen eine kräftige Unterstüzung der vaterländischen Arbeit ein unabweisbares Bedürfniß geworden ist, auch ohne Oesterreich einen größeren Theil von Deutschland ausmachen, als diejenigen, in welchen es nicht der Fall ist. Allein selbst wenn wir die Majorität hätten, so verlange ich nicht, daß diese Frage einfach durch eine Majorität, die sich für das eine Extrem entscheidet, mag auch der andere Theil darüber zu Grunde gehen, abgemacht werde. Es ist eine Sache, wo zwei verschiedene Interessen einander gegenüber stehen und wir haben hier den ersten Beweis zu liefern, daß wir im Stande sind, uns zu verständigen und zu einigen über abweichende Ansprüche. Eine solche Verständigung wird erreicht werden, sobald einmal alle Interessen sich hören lassen können, sobald die Fragen nicht im Allgemeinen, sondern im Einzelnen besprochen werden, sobald die Entscheidung nicht mehr vom Zustande-

kommen eines einstimmigen Beschlusses von einem Duzend einzelner Regierungen abhängt, sondern von den Beschlüssen eines Reichstags, von den Vertretern der ganzen Nation. Die Frage über die Verhältnisse zu Oesterreich in Beziehung auf Zoll und Handel bleibt jedenfalls eine Sache für sich, die von Unterhandlungen abhängt, mag es nun mit der deutschen Verfassung werden wie es will. Ob wir mit Oesterreich ein Zoll- und Handelsgebiet bilden werden, was ich so sehnlich wünsche, als irgend Jemand, und wann, das hängt nicht von der heutigen Abstimmung ab, sondern davon, was die Interessen beider Länder gebieten; denn diese sind mächtiger, als alle politischen Rücksichten des Augenblicks. Wenn ich aber auch zugebe, daß ein Zustandekommen einer solchen Zollunion durch unsere Entscheidung verzögert werden könnte, so kann ich von ein paar Monaten oder Jahren, um welche ein für uns günstiger Handelsvertrag früher oder später in's Leben tritt, die Auferstehung eines starken Deutschlands niemals abhängig machen.

Der andere Punkt, in Beziehung auf welchen uns bewiesen werden will, daß es gegen das Interesse der südwestlichen Staaten sei, mit Norddeutschland inniger zusammenzuhängen, als mit Oesterreich, ist der militärisch-politische. Man sagt uns, bei unserer Lage zwischen Frankreich und Oesterreich sei Oesterreich unser natürlicher Beschüzer, wir seien nur dann gesichert, wenn wir mit Oesterreich im innigsten und nächsten Bunde stehen. Ich will Sie hier nicht an die Kriegsgeschichte erinnern und mich nicht auf ein Gebiet verirren, auf dem ich nicht zu Hause bin, allein

das scheint mir auf der Hand zu liegen, daß ein Land, dessen Beschüzer hundert Stunden hinter ihm liegen, schlecht beschüzt ist, daß ein Land schlecht beschüzt ist, wenn es nothwendig der Tummelplaz der feindlichen Heere, der Siz des Krieges sein wird; und in welcher Weise Oesterreich unser Land ansieht, davon möchte ich aus der jüngsten Zeit noch einen Beweis anführen und an eine alte Sünde des deutschen Bundes erinnern. Man hat von deutschem Geld, nachdem es lange im Kasten gelegen ist, und ich weiß nicht, wem Zinsen getragen hat, nicht eine deutsche Festung an die schwache Grenze Deutschlands, sondern an die Ostgrenze unseres Landes eine bayerische und österreichische Festung gebaut. Man hat unsere Länder dadurch zum Voraus als eine Beute bezeichnet, die man dem vordringenden Feinde hinwirft und überläßt. Wir können nur recht geschüzt werden dadurch, daß wir mit einem starken Norddeutschland verbunden sind; wir werden am besten dadurch geschüzt sein, daß am mittleren Rheine Norddeutschland eine ebenso starke und drohende Stellung an der schwachen Seite Frankreichs hat, wie Frankreich am Oberrhein gegen die schwachen Seiten von Deutschland; wir sind viel sicherer, wenn in erster Linie Norddeutschland für uns einzustehen hat, denn der Schuz Oesterreichs bleibt uns unter allen Umständen im Rückhalt, weil es in seinem Interesse liegt, daß kein neuer Rheinbund an seinen Grenzen entstehe. Wenn wir mit einem starken Norddeutschland verbunden sind, so wird der Kriegsschauplaz zwischen dem mittleren Rheine und der Maas sein, und ein Krieg zwischen Oesterreich und Frank-

reich wird entweder in Deutschland gar nicht geführt werden können, oder es wird zugleich ein Krieg gegen Deutschland sein. Dieser Bund macht nicht nur uns sicher, sondern er schützt und stärkt zugleich Oesterreich. Oesterreich ist um Vieles kräftiger, wenn es diese Vorlande nicht mehr zu decken hat, wenn ein starkes Deutschland zwischen ihm und Frankreich steht, es kann dann um so viel stärker nach anderen Richtungen hin wirken, in welchen es seine geschichtliche Aufgabe hat und in denen es bisher so wenig gethan hat.

In Beziehung auf diese zwei wichtigsten Punkte bin ich also mit denjenigen meiner Landsleute nicht einverstanden, welche uns von einem Interesse des südwestlichen Deutschlands gegen eine solche Gestaltung der deutschen Verfassung reden; allein selbst wenn diese Gründe nicht richtig wären, selbst auf die Gefahr aller dieser traurigen Möglichkeiten hin würde ich dennoch sagen, wir wollen lieber auf einem verlassenen, preisgegebenen Vorposten eines deutschen Reiches stehen, wir wollen lieber die Stiefsöhne eines deutschen Vaterlandes sein, als gar kein Vaterland haben. Herr Welcker hat diesen Ausdruck hart, übertrieben und ungerecht gefunden, allein ich kann es nicht anders ansehen, und ich möchte Ihnen die Worte wiederholen, die Herr Dahlmann bei anderer Gelegenheit in Beziehung auf verschiedene Anträge über das Suspensivveto gebraucht hat: alle diese Anträge sind gleichviel werth, ich will Niemand zu nahe treten, aber sie sind alle gar nichts werth. Es handelt sich bei allen darum, ob Sie einen Bundesstaat

mit zwei Großmächten machen wollen, von denen die eine noch eine Stellung außerhalb Deutschland hat; wenn Sie zwei Großmächte haben, so haben Sie auch 30 kleine Staaten, das hängt aufs Innigste zusammen. Die beiden Großmächte werden entweder mit einander gehen und auf die kleinen drücken, und sie werden dieß besonders dann thun, wenn es sich darum handelt, die politische Entwickelung zu retardiren, oder sie werden nicht zusammengehen (und das wird in allen großen politischen Fragen sein), dann werden sie sich gegenseitig neutralisiren und gegen einander intriguiren und die Folge wird sein, daß es weder vor unserem Volke, noch in den Augen des Auslandes ein großes Deutschland geben wird. Dem können Sie nicht entgehen; mag Herr Welcker sagen, was er will, ich kann es nicht anders nennen, als es sind alle die großen Gebrechen des alten Bundestages. Man beruft sich auf das Parlament, allein das Parlament kann gegen solche unnatürliche Verhältnisse nicht aufkommen, es wird entweder ganz ohnmächtig oder der Heerd und Tummelplaz aller dieser Intriguen sein, das Parlament wird nichts beschließen können, was entweder Preußen oder Oesterreich nicht will, und dann — Herr Welcker hat es zwar eine Kinderei genannt, wenn man einen Werth darauf legen wolle, daß Oesterreich neben seiner Stellung im deutschen Bunde auch noch Gesandte für Ungarn u. s. w. habe, daß es eine einheitliche, geschlossene Armee halte ꝛc., allein, meine Herren, eben in diesen Kindereien liegt das Wesen der Sache, und wenn in Petersburg, London und Paris neben dem deutschen Gesandten

ein Gesandter für Ungarn ist, so wird man wohl wissen daß hinter diesem Gesandten die 600,000 österreichischen Bajonette stehen. Die Folge würde dann sein, daß Preußen seine europäische Stellung aufgibt, nur eine Stellung in Deutschland hat, und hier seinen gesezmäßigen Drittelseinfluß ausübt, während Oesterreich innerhalb Deutschland ganz dieselbe Berechtigung mit Preußen, daneben aber seine europäische Stellung beibehält. Sie mögen über das Machtgefühl und Machtverhältniß der beiden Staaten urtheilen, wie Sie wollen, in ein solches Verhältniß wird Preußen niemals eintreten, und Niemand, der die Geschichte kennt, wird das erwarten und Preußen zumuthen.

Die Gegner unserer Ansicht sind in Einem sehr stark, nämlich darin, uns die Mängel unseres Planes vorzuführen, sie können das und machen auch redlichen Gebrauch davon, sie können alles das, was uns das Herz schwer gemacht hat, bis wir zu diesem Entschluß kamen, wieder an uns vorüberführen, sie können die Wunde jeden Tag wieder aufreißen, und ich meinerseits gestehe Ihnen, daß, so oft Sie mir die Worte zurufen: das ganze Deutschland soll es sein, wenn ich auch Alles weiß, was sich gegen diesen Vorwurf einer Theilung sagen läßt, es mich doch jedesmal wieder trifft. Sie können unsere Sache schlecht machen, Eines aber können Sie nicht, Sie sind nicht im Stande, ihr etwas Größeres, etwas gleich Großes, ja Sie sind nicht im Stande, ihr nur irgend Etwas entgegenzustellen, was dem Auslande und dem Volke gegenüber einen kleinen Grad von Verständlichkeit, von Lebensfähigkeit hat. Unser Ge-

danke ist offen und klar, seine Mängel liegen zu Tage, Niemand kann sie verdecken; aber es ist ein klarer, scharf durchschneidender Gedanke der Einheit und der Macht, und er ist allem dem Halben und Verworrenen, das Sie ihm gegenüberstellen, weit überlegen. Ich gebe nicht zu, daß man das eine Zerstückelung, eine Theilung von Deutschland nennen darf, was gegenüber den früheren Zuständen nur eine noch unvollkommne, nicht für Alle gleichmäßige, aber jedenfalls weit größere Einigung von Deutschland ist. Allein selbst wenn Sie Recht hätten, wenn es eine Verstümmlung von Deutschland wäre, so sage ich Ihnen, ich würde mir lieber einen Arm abhauen lassen und einarmig durch die Welt gehen, als zwei gesunde Arme haben, wovon der eine auch noch einer zweiten Person angewachsen wäre, die das gleiche Recht hätte, sich desselben zu bedienen, wie ich. Es ist dieß keine Theilung, keine Trennung. Ich sehe das Verhältniß so an, wie es bei den alten Römern und Griechen war; wenn da ein Theil der Bürger auszog, um eine Colonie zu gründen und die Macht des Mutterlandes zu verstärken, so nahmen sie das Feuer von den Altären der heimischen Tempel mit. Sie blieben auch in der Ferne in dem gemeinsamen Bande der Liebe und der Sprache, der Erinnerungen und Stammverwandtschaft, und diese Colonie, von der hier die Rede ist, meine Herren, sie ist nicht ferne, es liegt kein Ocean dazwischen, sie ist nicht abhängig von uns, sondern ist stark und mächtig wie wir, und es sind alle Bedingungen da, die eine einige, dauernde Verbindung möglich machen. Man hat viel von Klein-

Deutschland und Groß-Deutschland gesprochen und gesucht, das kleine Deutschland recht klein zu machen. Ich habe aber nie gehört, daß man dort, woher diese Namen überhaupt kommen, das kleine Griechenland, daß man Athen, Sparta, Corinth und Argos jemals herabgesezt hätte gegen das große Griechenland in Italien. Sie reizen uns mit Ihrem großen Deutschland und spiegeln uns einen Traum von einem einheitlichen unermeßlichen Coloß von 70 Millionen vor, der zu gründen sei. Ich muß gegenüber von solchen Unmöglichkeiten sagen, mir ist dies Klein-Deutschland, von dem Sie so verächtlich reden, immer noch lieber als gar keines.

Man sagt ferner, diese Union mit Oesterreich werde nicht zu Stande kommen. Wie man denn denken könne, daß Oesterreich sich werde aus Deutschland herausdrängen lassen; ja man führt uns alle Schrecken des Bürgerkriegs vor, der an einen solchen Beschluß sich hängen werde. Ich kann das nicht glauben und unter den vielen Gründen, aus denen ich denke, daß kein Bürgerkrieg entstehen wird, möchte ich nur einen hervorheben. Das österreichische Ministerium hat in dem Programm von Kremsier eine offene und ehrliche staatsmännische Ansicht ausgesprochen, und wer über den Sinn derselben irgend noch im Zweifel war, den hat gewiß die Note über das Consulatwesen vollends überzeugt. Das Ministerium hat nach der Ankunft des Herrn v. Schmerling eine andere Ansicht über die Sache gewonnen. Ich weiß nicht, was Herr v. Schmerling dem österreichischen Ministerium gesagt und gerathen hat, aber wenn es sich

nun herausstellen sollte, daß der Rath, den Herr Schmerling dem Ministerium gegeben hat, doch nicht Stich hält gegen die Ansicht, die das Ministerium bis zum 27. December gehabt, glauben Sie oder haben Sie jemals gehört, daß Jemand deßhalb das Schwert gezogen hat, weil man ihn überzeugt, seine frühere Ansicht sei doch die richtige und der davon abweichende Rath doch ein irriger gewesen? So hoch man auch die Ansichten des Herrn v. Schmerling stellen mag, einen Bürgerkrieg und eine Theilung Deutschlands in zwei feindliche Lager werden sie nicht veranlassen. Man schreckt uns ferner mit einem Krieg und sagt in demselben Athemzug, wenn Oesterreich von Deutschland getrennt werde, entstehe ein slavisches Reich, was schwer zu glauben ist. Glauben Sie aber, daß die Slaven einen Krieg anfangen würden, um in einen deutschen Bundesstaat aufgenommen zu werden, daß sie das Schwert ziehen, damit Wien aufhöre, der Centralpunkt ihrer Politik zu sein?

Eben so groß sind aber die Gründe von unserer Seite, die das Zustandekommen einer solchen Union wahrscheinlich machen. Preußen hat sich geschichtlich im Gegensaz zu Oesterreich entwickelt. Aber das hat gerade dann ein Ende gefunden, wenn es mit dem übrigen Deutschland zusammenwächst und in ihm aufgeht. Deutschland wird kein Preußen sein und wir acht Millionen Süddeutsche sind gerade eine Bürgschaft für Oesterreich, daß keine antiösterreichische Politik in dem neuen Deutschland jemals gelten wird. Schon in Preußen selbst hat das exclusive Preußen-

thum kaum eine Mehrheit; wie soll es sie haben im übrigen Deutschland, wo das Gewicht aller kleinen Staaten dazu kommt, die zusammen größer sind, als Preußen selbst? Wenn man ferner sagt, Oesterreich werde dann auf Deutschland keinen Einfluß mehr haben, so muß ich Ihnen gestehen, ich fürchte eher, daß der Einfluß Oesterreichs zu groß als zu klein sein wird.

Was zum Schluß die Erblichkeit betrifft, so möchte ich dafür nur Einen Grund anführen, der für mich ein entscheidender ist. Wir wollen einen preußischen Erbkaiser eben darum, weil wir nicht preußisch werden wollen. Wir wollen uns ganz hingeben, aber wir verlangen das Gleiche auch von Preußen. Wir verlangen, daß es seinen staatlichen Organismus als ein fügsames Glied in die deutsche Verfassung einreihe, daß es uns in Berlin nicht den Doppelgänger eines Reichstags hinstelle, daß es nicht die Stellung und Gliederung einer Großmacht fortbehalte, daß der Unterschied unter den deutschen Staaten kein anderer werde, als der zwischen mittelbaren und unmittelbaren Reichslanden. Diese Forderung können wir aber nur dann stellen, wenn die Verbindung keine zeitliche, sondern eine unauflösliche ist. Wir können nicht erwarten, daß Preußen, wenn es nach sechs Jahren wieder abzutreten hat, seine gesammte Staatsverfassung so lange suspendire. Es muß bleiben, was es ist, und wir kommen aus dem Gegensaz von großen und kleinen Staaten nie heraus; denn, wenn Preußen seine selbständige Stellung behält, so werden es die Anderen auch thun. Ein vollkommenes Zusammenwachsen ist nur

unter dieser einen Bedingung möglich, von der ich gesprochen habe.

Man sagt ferner, man könne für keine Erblichkeit stimmen, so lange das Verhältniß zu Oesterreich im Unklaren sei. Meine Herren, das ist ein fehlerhafter Zirkel in der Logik; ich sage Ihnen, das Verhältniß Oesterreichs wird auf die Minute hin so lange im Unklaren bleiben, als Sie darüber im Unklaren sind, und es wird klar werden in dem Augenblick, wo Sie ein klares Wort gesprochen haben werden. Man ist in Olmütz und Wien nicht im Unklaren. Man wird dort die Verfassung machen, wie man sie in Oesterreich bedarf, wie sie für den Zusammenhalt des großen Ländercompleres unentbehrlich ist. Unser Ministerium soll unterhandeln und hat die Grundlagen der Verfassung nicht, auf die hin es unterhandeln soll. Freilich, wenn Sie gar keinen Bundesstaat machen, dann kann Oesterreich wohl eintreten, dann wird Alles anders: aber Sie müssen von Ihrer Seite das entscheidende Wort sprechen, und die schwierige Frage lösen und das Weitere wird folgen. Ich gebe zu, die Erblichkeit ist ein großer und kühner Gedanke, es ist ein kühner Griff wie keiner; es wird etwas hingestellt, was den Ausgangs- und Zielpunkt der künftigen Geschichte Deutschlands bezeichnen wird. Allein alles Andere, was Sie dieser Erblichkeit gegenüberstellen, sind lauter Provisoria, bei allem Anderen, was Sie machen, schieben Sie die Entscheidung der Zukunft zu. Das deutsche Volk hat uns aber berufen, daß wir eine Verfassung und nicht daß die Ereignisse sie machen. Es wird zwar geschehen, was wir

wollen, wenn Sie es auch nicht beschließen, ich möchte aber um unseres Namens in der Weltgeschichte willen, daß wir die Sache machten. Sie schieben die Sache der Zukunft zu; unser Wahlspruch ist umgekehrt. Nicht die Zukunft soll die Verfassung Deutschlands, sondern unsere Verfassung soll die Zukunft machen.

Rede zur Feier des Geburtstags des deutschen Kaisers.

Tübingen 22. März 1874.

Es sind heute drei Jahre, daß der 22. März zum erstenmal über die schwarz-weißen Grenzpfähle hinaus eine Bedeutung gewonnen hat, damals sogar in noch weiterem Umkreis als heute. Denn von den Pariser Forts, von einer Menge eroberter Festungen und besezter Städte donnerten die deutschen Kanonen den Franzosen das Geburtsfest eines neuen Kaisers als das Wahrzeichen eines neuen Zeitalters in die Ohren. Von denjenigen, welche zuvor lieber eine andere Lösung der deutschen Dinge gewünscht hatten, kamen die einen, überwältigt von dem Eindruck unerhörter Siege und des glorreichsten Friedens, selbst herüber zu uns auf den neuen Boden, die anderen enthielten sich wenigstens der auffallenderen Kundgebungen ihres abweichenden Standpunkts. Allein diese Flitterwochen der neuen Aera gingen bald vorüber. Weder die Einzelnen noch ganze Völker halten sich so lange auf der Höhe einer begeisterten Empfindung. An die Stelle der Festtagsfreude trat wieder die gedämpftere Stimmung der werktägigen

Arbeit. Man gewöhnte sich bald, Kaiser und Reich, wie andere Dinge, als das Gegebene und Selbstverständliche anzusehen, für welches man keine besondere Ursache hat, sich zu erwärmen, zumal da die Einführung der neuen Ordnung der Dinge nicht ohne einzelne Reibungen und Opfer hatte vor sich gehen können. Indessen rüsteten in der Stille die alten, nur für den Augenblick verstummten Gegner zu neuem Kampf.

Was ist es nun, das an dem diesmaligen Jahrestag uns zahlreicher als je und ich glaube auch, in erregterer Stimmung und gehobenerem Muthe hier zusammengeführt hat? Im ruhigen und ungestörten Besiz pflegt der Mensch den wahren Werth seiner Güter nicht zu schäzen; erst wenn eine Gefahr an sie herantritt, wenn etwa eine Krankheit die uns theuren Personen niederwirft, fühlen wir alsbald an dem stärkeren Klopfen unseres Herzens, wie viel für uns auf dem Spiel steht. So ist es uns nun bei den lezten Wahlen mit Kaiser und Reich gegangen; wir waren betroffen von den unerwarteten Gefahren, die es bedrohten. Und es ist in der That eine sehr schwere und ernste Thatsache, über deren Tragweite sich Niemand einer Täuschung hingeben darf, daß das deutsche Volk bei seinem zweiten Wahlgang ein volles Drittheil von gefährlichen und geschworenen Feinden der neuen Ordnung in den Reichstag geschickt hat.

Es ist jezt nicht mehr an der Zeit, die Hände in den Schooß zu legen; wir müssen brechen mit der deutschen Art oder Unart, daß der Bürger meint, er dürfe nur von

Zeit zu Zeit, nach Laune, nach geringfügigen Gesichtspunkten, ja aus den unverantwortlichsten Motiven einen Wahlzettel in eine Urne werfen oder auch nicht werfen, um dann als kritisirender, raisonnirender oder gleichgiltiger Zuschauer den weiteren Verlauf der Dinge abzuwarten und die Verantwortung Andern zu überlassen.

Es kann jezt und für die nächste Zukunft nur noch zwei Lager in Deutschland geben, solche, welche das Reich bekämpfen und untergraben, und solche, welche es beschüzen und befestigen wollen. Und es muß der Spruch gelten: wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

Wenn unsere Gegner, deren Standpunkte doch himmelweit aus einander liegen, dennoch in geschlossenen Reihen kämpfen, warum sollten wir es nicht können, die wir Alle den Kaiser ehren wollen, aber es doch nicht unterlassen, so oft nur um den Bart des Kaisers mit einander zu streiten?

Sehen wir uns diese Gegner doch näher an, wer sie sind und was uns in Aussicht stünde, wenn sie, ich will nicht einmal sagen, siegen, sondern nur noch festeren Fuß und größeren Zuwachs gewinnen sollten. An der Spize der Einen zieht nur eine lange Reihe schwarzer Röcke, die Anderen aber folgen unheimlichen Gestalten mit der Jakobinermüze und rothen Fahnen. Ich weiß in der That keine gröbere und keckere Unwahrheit, als die Behauptung, die wir täglich hören und von hohen und höchsten kirchlichen Würdenträgern in Erlassen und Hirtenbriefen in den stärksten Ausdrücken wiederholt finden, daß in deutschen Landen die katholische Religion verfolgt und unterdrückt werde, daß

das neue Reich gleich nach seinem Entstehen nichts Besseres zu thun gewußt habe, als einen Hader mit der katholischen Kirche vom Zaun zu brechen. In keinem europäischen Lande hatte diese eine so maßlose Freiheit genossen, wie in Preußen, und so verfehlt und schädlich auch diese Zugeständnisse waren, so würde man doch nicht ohne die zwingendsten Gründe zu einem anderen System übergegangen sein, da man ja einer konfessionellen Minderheit ohne Gefahr etwas mehr einräumen kann als der Mehrheit. In den übrigen deutschen Ländern, und zwar in den vorherrschend protestantischen noch mehr als in den katholischen selbst, hat man der katholischen Kirche nicht nur die volle Achtung ihrer verfassungsmäßigen Rechte, sondern die entgegenkommendste Rücksicht und Liberalität erwiesen. Auch muß man zur Steuer der Wahrheit anerkennen, daß es nicht die deutschen Bischöfe gewesen sind, welche von sich aus den Frieden gebrochen hätten. Drüben über den Bergen jene Gesellschaft mit dem unbefugtesten Namen, welche die Geschichte als die schlimmste Feindin aller menschlichen Bildung und Gesittung brandmarken muß, sie war es, die unter dem Schuz der individuellen Freiheiten des modernen Staates und mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts, das leider bis jezt der Finsterniß und dem Unverstand mehr Früchte getragen hat, als dem Licht und der Vernunft, die Zeit wiedergekommen glaubte, um die alten Plane und Ziele unter neuen Formen wieder aufzunehmen. Syllabus und Encyklika, wiewohl sie den Genius des Jahrhunderts keck genug ins Gesicht schlugen, waren nur die Vorläufer, aber wir in unsern

Tagen sollten das Unglaubliche erleben, dessen Vorhersagung ein Jahrzehnt vorher noch als der Einfall eines Thoren erschienen wäre: die päpstliche Unfehlbarkeit. Mag auch das noch zur Glaubensfreiheit gerechnet werden müssen, daß eine so ungeheuere, alles frühere Recht umstoßende Neuerung den Katholiken verkündigt, ein solches Joch ihnen auferlegt werden durfte, so gehört es dann doch auch ebenso zu den unveräußerlichen Rechten jedes freien und denkenden Menschen, es auszusprechen, wie ihm und wie allen anderen Christenmenschen diese That erscheinen muß, als die unerhörteste Anmaßung, als ein Frevel gegen alle gesunde Vernunft, gegen alles religiöse Gefühl, dessen erste Regung die Demuth und Erkenntniß menschlicher Schwachheit ist, gegen alles Gewissen, dessen erste Forderung die innere Wahrhaftigkeit ist, die es verbietet, sich selbst oder irgend einen seiner Nebenmenschen in menschlichen oder göttlichen Dingen für unfehlbar zu halten. Seitdem die römischen Imperatoren des Alterthums sich haben Altäre errichten und Opfer darbringen lassen, hatte sich in der gebildeten Welt nie wieder ein lebender Mensch vermessen, sich ein Attribut der Gottheit beizulegen. Eine Kirchengesellschaft, die sich mit dem Anspruch auf die übermenschliche Autorität ihres unumschränkt gebietenden Oberhauptes auf dem Staatsgebiet niederläßt und nach ihrem Gefallen die Grenzen ihrer Zuständigkeit abmessen will, ist ja schlechthin unvereinbar mit jeder Art von Staatsbegriff und unverhüllte Priesterherrschaft, die schlechteste und für ein freies und edles Volk unerträglichste aller Staatsformen.

Mögen sich das die romanischen Völker, Franzosen, Italiener, Spanier bieten lassen! Dort, wo die Masse der Gebildeten auf dem Standpunkt steht, daß Religion nur für die Weiber und die unteren Volksklassen gut und nöthig sei, mag man sich freilich darüber wundern, daß man bei uns so viel Wesens daraus mache, wenn zu hundert veralteten und unannehmbaren Glaubenssätzen noch ein hundert und erster hinzutrete, der noch etwas weniger vernünftig wäre. Der Geist der germanischen Völker aber, welchem zu allen Zeiten die Religion eine ernste und heilige Angelegenheit gewesen ist, weist solche Zumuthungen mit Entrüstung zurück, und alle Zweige derselben drängen in dieser Sache nach Einem Ziele hin. Zollen wir unseren Dank und unsere Anerkennung den braven Brüdern in der Schweiz, die in diesem Kampfe als die Tapfersten und Vordersten fechten und uns zeigen, wie die Sache praktisch anzufassen wäre. Unsere Stammgenossen in Oestreich haben muthig begonnen, die allzulang getragenen Fesseln abzustreifen. Das freie England begleitet unsere Kämpfe mit den wärmsten Sympathieen. Der Sieg in dieser Sache kann nicht zweifelhaft sein; der Staat wird und muß seine unverlierbaren Hoheitsrechte behaupten und dann, wenn der Sieg erstritten ist, wird es auch an einem billigen Friedensschluß und an einer Verständigung nicht fehlen, wie man sie einer Minderheit irregeleiteter Brüder und Mitbürger nicht versagen wird.

Man könnte vielleicht darüber streiten, und es wäre schwer, sich zu entscheiden, was mehr zu fürchten wäre, ein

Sieg der Ultramontanen oder der Socialdemokraten, ob etwa die Inquisition, die ja auch von Einem der Unfehlbaren eingeführt und niemals wieder außer Geltung gesetzt worden ist, schlimmer wäre als eine neue Auflage der Pariser Kommune. Im einen Fall wird ein finsteres Gespenst des Mittelalters, im andern ein problematischer Gedanke der Zukunft in häßlichster Entstellung heraufbeschworen.

Es sei fern von mir, hier von Socialismus und Arbeiterfrage reden zu wollen; ich kann nur kurz meine und Vieler Ueberzeugung aussprechen, daß für die Gegenwart und nächste Zukunft keine schwerere und ernstere Pflicht und Aufgabe besteht, als die: eine zahlreiche und achtungswerthe Klasse, welcher bis jezt die Bürgschaften einer festbegründeten und gesicherten bürgerlichen Existenz mehr als den andern Ständen fehlen, zu einem friedlichen, geordneten, nach ihrer Bedeutung in das Ganze eingefügten Glied der Gesellschaft zu erheben, und daß wir, um dies zu erreichen, werden lernen müssen, Manches, was uns bisher als unumstößliche Wahrheit galt, zu den Vorurtheilen zu werfen und Opfer zu bringen, die uns heute noch als unannehmbar erscheinen. Aber ein Anderes ist der Kern und Untergrund von Wahrheit und Berechtigung, den diese Forderungen in sich bergen mögen, ein Anderes die Art und Form, in der sie uns jezt gegenübertreten. Wenn eine Enteignung der Besizenden der Zweck, Gewalt, Umsturz, Petroleum die Mittel sein sollen, wenn katilinarische Existenzen, verkommene Literaten, Leute, die es bequemer finden,

auf Vereinskosten als von der eigenen Arbeit zu leben, von Stadt zu Stadt umherziehen, um in braven und friedlichen Männern durch Lügen und Vorspiegelungen die gefährlichste aller Leidenschaften, den Klassenhaß, anzuschüren, wenn in der Parteipresse täglich die Greuel der Pariser Kommune gerechtfertigt, ja als Heldenthaten gepriesen und gefeiert werden, wenn Religion als Unsinn, Eigenthum als Diebstahl erklärt wird, wenn weitverzweigte Vereine in internationale Verbände treten und von auswärtigen Obern Befehle empfangen, dann bleibt in der That nichts übrig, als die Staatsanwälte und Polizeibehörden anzurufen, und wenn sich die bestehenden Gesetze als unzureichend erweisen, sie so zu ergänzen, daß einer so schweren Gefährdung der öffentlichen Wohlfahrt Schranken gesetzt werden können; und zwar müßte man dies thun, bevor es zu spät geworden ist. Inzwischen mag es immerhin von einigem Werth sein, wenn etliche der Agitatoren, statt sich in dem Zuruf und Beifall unkundiger Gesinnungsgenossen zu steigern und zu berauschen, im Reichstag Gelegenheit finden, auf die Sprache von Recht und Vernunft zu hören und die Bedeutung der realen Mächte des Lebens und des Staats abzuwägen, die sie über den Haufen werfen zu können meinen.

Ich komme zu einer andern Klasse von Feinden des Reichs, die zwar auch eine rothe, aber nicht die blutrothe Fahne schwingen, die nicht alle Bildung und sittliche Ordnung, sondern nur die bestehende Staatsform bekämpfen. Wenn es nach ihrem Kopf gegangen wäre, so hätte Deutschland in einen Haufen föderirter Winkelrepubliken theils

zerschlagen, theils zusammengefaßt werden müssen, etwa wie die Kantone Murcia und Granada nach dem Recept der Herren Figueras und Pi y Margall; und da ihnen die Weltgeschichte diesen Gefallen nicht gethan hat und auch gar wenig Neigung an den Tag legt, dies bald nachzuholen, so sind sie zwar so gnädig, dem Reich die formelle Anerkennung seines Bestehens nicht länger zu versagen; sie suchen es aber in jeder Weise herabzusezen und schlecht zu machen, indem sie die hohle Phrase von Cäsarismus und Militarismus zu Tode hezen und unseres Volkes beste Männer von Tag zu Tag mit Koth bewerfen. Nach ihrer Meinung hätten die deutschen Heere nach dem Siege von Sedan aus heiligem Respekt vor dem Namen Republik Halt machen und Frieden schließen müssen, ohne die dem Reich früher entrissenen deutschen Länder wieder in Anspruch zu nehmen und eine wirksame Deckung der militärischen Westgrenze zu erreichen; ja heute noch, wurde uns erst kürzlich gesagt, müßten wir die Elsäßer und Deutsch-Lothringer darüber abstimmen lassen, ob es ihnen denn wirklich auch gefällig ist, zu uns zu gehören, und wenn sie dies verneinen sollten, die Länder mit den Festungen wieder an Frankreich zurückgeben.

Das Beste ist, daß diese Art von Demokraten nur ein kleines Häuflein bildet, wiewohl sie gerade für unser Land eine nicht zu unterschäzende Bedeutung hat. Denn wie man früher schon nicht ganz mit Unrecht den Schwaben einen potenzirten Deutschen im Guten wie im Schlimmen genannt hat, so können wir in der That eine gewisse Nei-

gung, eigensinnig auch an dem unmöglich Gewordenen oder dem stets Unmöglichen festzuhalten und daran das Hochgefühl von angeblicher Konsequenz und Charakterstärke zu knüpfen, sowie eine leichte Anlage zur Querköpfigkeit nicht ganz in Abrede stellen.

Vor noch nicht langer Zeit hätte ich auch noch von einer vierten Klasse von Gegnern des Reiches sprechen müssen, ich halte es aber neben so vielem Unerfreulichen für eine der erfreulichsten neueren Thatsachen, daß wenigstens in unserem Lande die Partikularisten und die Nationalen in einen heilsamen Prozeß gegenseitiger Verschmelzung eingetreten sind. Vor einigen Jahren noch schien es Vielen, wie wenn die Einzelstaaten in ihrem Verhältniß zum Reich jenen Schiffen in der Fabel glichen, die in die Nähe des Magnetberges geriethen, der ihnen die eisernen Nägel und Klammern aus den Rippen zog, daß sie auseinanderfallen mußten. Diese Meinung, die freilich von Anfang an eine verfehlte war, wird heute nur noch wenig einsichtige Vertreter finden. Die Auseinandersezung zwischen dem Bund und seinen Gliedern ist in der Hauptsache abgeschlossen und es kann sich nur noch um kleine Grenzberichtigungen handeln, wie sie zwischen anstoßenden Gebieten niemals ganz aufhören. Es hat sich gezeigt, daß die meisten Einzelstaaten vollkommen lebensfähig geblieben sind und bleiben werden. Weitaus die meisten und die den Einzelnen am nächsten und unmittelbarsten berührenden öffentlichen Funktionen sind auf ihrer Seite geblieben und an der Regelung der den Bundesorganen vorbehaltenen Angelegenheiten nehmen das Volk

und die Regierung in einer Art und in einem Umfang Antheil, die jedem billigen Anspruch genügen müßten. Unsere Regierung hat die Bahn einer loyalen und reichstreuen Politik betreten. Sollte es vielleicht auch hie und da an kleinen Reibungen nicht fehlen, so sind sie doch unerheblich und bergen keine Gefahr. Unsere inneren Zustände sind, wenn man nicht einen idealen, sondern den praktischen Maßstab eines etwas geschichts- und weltkundigen Beurtheilers anlegt, im Großen und Ganzen befriedigende und wohlgeordnete zu nennen; wir haben in freisinnigen Institutionen, in sorgfältiger, ehrlicher und humaner Rechts- und Wohlfahrtspflege den Vergleich mit andern Ländern nicht zu scheuen; um Einzelnes können uns dieselben beneiden und thun es auch. Nach meiner Erfahrung und Ueberzeugung kann man mit ungetheiltem Herzen ein guter Württemberger und ein guter Deutscher sein; man kann ohne Gewissensnöthen nach dem Spruche leben: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und dem König was des Königs ist.

Aber das kann doch kein Einsichtiger sich verhehlen, daß wir dies Gefühl befriedigender und befestigter Zustände nicht uns allein, daß wir es wesentlich mit dem Reichsverbande danken, auf welchem dieselben wie auf ihrem Fundament, ihrer Grundmauer ruhen. Wären wir noch wie früher der europäische Kleinstaat, der nicht wüßte, ob er im nächsten Krieg zu Oestreich, Preußen oder Frankreich zu halten gezwungen oder veranlaßt sein wird, der das französische Ausfallthor am Rhein sich im Nacken wüßte,

wie prekär und schwankend wären nicht nur die politischen, sondern auch die wirthschaftlichen Verhältnisse! Man konnte jenen Zustand etwa einem gefälligen, bequemen, auch nicht allzu kostspieligen Anzug vergleichen, der nur einen einzigen Fehler hätte, daß er nicht naß werden, daß es nicht regnen und nicht schneien durfte.

Und wie mit der äußeren, so verhält es sich auch mit der inneren Sicherheit. Wir stehen in einem großen Kulturkampf der Staatsgewalt mit der Hierarchie, der modernen Gesellschaft gegen auflösende und zerstörende Elemente. Wiewohl weder die eine noch die andere Gefahr gerade unser Land so nah und unmittelbar bedroht, wie manche andere Länder, so ist doch kein Zweifel, daß, wenn jene feindlichen Gewalten ihre Erfolge anderwärts errungen hätten, sie nicht an unsern Grenzpfählen Halt machen, daß sie auch uns Verwirrung und Zersezung bringen würden.

Denn das liegt ja zu Tage; gegen das Reich kehren jene Mächte für jezt nur deswegen vorzugsweise ihre Spize, weil dort die größten Widerstandskräfte liegen, weil dahin die ersten Stöße zu richten sind und ohne einigen Erfolg an diesem Punkte anderwärts nichts zu hoffen ist. Aber ihrer innersten Natur nach sind sie ja um nichts feindlicher gegen das Reich, als gegen den Staat überhaupt, gegen alle sittliche und gesellschaftliche Ordnung, gegen alle Bildung und wahre Freiheit.

Und dies ist der eigentliche Zweck und das Ziel von Allem, was ich bisher gesagt habe. Ich wollte in Ihnen die Ueberzeugung erwecken, oder zur vollsten Lebendigkeit

und Klarheit steigern, daß Kaiser und Reich nicht blos ein dem Einzelnen fern liegendes Institut sind, das etwa zum Schuz nach Außen, für den Verkehr, für Münze, Maß und Gewicht und ähnliche Dinge dient, sondern der Grundpfeiler und Eckstein für die Vertheidigung und Befestigung aller nationalen und höheren Güter, für das ganze wirthschaftliche Leben, für Bildung und Freiheit, für die ächte Religion wie für die freie Wissenschaft, für Alles, was dem menschlichen Leben Schmuck und Werth zu leihen vermag. Fiele oder sänke das Reich, so stünden wir vor dem Abgrund, vor einem neuen Chaos der Verwirrung und Auflösung.

Und nun gestatten Sie mir noch einige direkt auf den Gegenstand der heutigen Feier bezügliche Worte beizufügen. Wenn es zu den schlagendsten Zeugnissen für die Trefflichkeit der konstitutionell monarchischen Staatsform gehört, daß sie auch den mittelmäßigen, ja den schwachen und unbedeutenden Herrscher zu ertragen vermag, so giebt es doch keine erfreulichere und glänzendere Erscheinung, als wenn die Persönlichkeit und die Hoheit des Amts in Einer Linie stehen, wenn, wie bei Kaiser Wilhelm, die Eigenschaften des Fürsten sich decken mit den Bedürfnissen des Zeitalters und seiner Nation. Ohne eigenwilliges Eingreifen und doch mit selbständigem Urtheil und Entschluß hat er im Krieg und Frieden zu rechter Zeit das Rechte gefunden. Wo hat er in großen Dingen etwas gethan, was er hätte unterlassen sollen, wo etwas unterlassen, das er hätte thun müssen? Wie hat er gerade in dem abgelaufenen Jahr

in den Briefen an den Papst und den Grafen Russell, in einfacher und edler Form, kein Wort zu viel und keins zu wenig, den vollsten Gehalt der Sache zum erschöpfenden Ausdruck gebracht! Wahrlich, nie hat eine glänzendere Krone ein würdigeres Haupt geschmückt.

Der Kaiser tritt heute in sein 78. Lebensjahr und die Bürde dieser Jahre hat sich zuletzt nicht mehr in dem Grade, wie früher, verläugnet. Wer wünscht nicht, daß dies theure Leben dem Reich noch lange erhalten bleibe, daß der hohe Fürst sich der großartigen Früchte seines Wirkens noch lange erfreuen möge? M. H.! Der Hort und Schirmherr aller unserer nationalen Güter, der glorreiche Führer des deutschen Volkes in seinen äußeren und inneren Kämpfen, der deutsche Kaiser Wilhelm lebe hoch!

Zur Theorie der Statistik.

I. 1863.

Nachdem R. Mohl die zahlreichen und weit auseinander laufenden Definitionen der Statistik als eine „psychologische Merkwürdigkeit“ und „wunderliche Literatur“ bezeichnet hat, da doch die Frage an sich einfach und schon von den Gründern jener Wissenschaft gelöst worden sei, ist es eine mißliche Sache geworden, sich an jenem Problem von Neuem zu versuchen. Wenn dies nun dennoch hier und dort immer wieder geschieht, wenn also selbst die Gefahr der Lächerlichkeit nicht als hinreichendes Abschreckungsmittel wirkt, so muß doch wohl irgend ein verborgener Stachel und Reiz in der Sache liegen und man möchte an die Freier in Gozzi's Mährchen denken, die uneingeschüchtert durch die blutigen Köpfe unglücklicher Vorgänger sich stets von Neuem wieder zu Turandot's Räthsel herandrängten. Der Verfasser nun ist wenigstens nicht aus Fürwiz, nicht, um etwas Neues vorzubringen, auf diese Frage geführt worden; die Veranlassung lag für ihn in praktischen Berufsarbeiten von statistischer Art, die mit Nothwendigkeit auf principielle Untersuchungen hinwiesen und ohne Klarheit über die Grenzen und Aufgabe des Fachs als unlösbar

erschienen. Als er nun in der Literatur dieser Disciplin Aufschlüsse suchte und jenes Labyrinth von Meinungen durchirrt hatte, mußte sich ihm die Ueberzeugung aufdrängen, daß auch die besten und anerkanntesten Begriffsbestimmungen immer noch Etwas als Statistik bezeichnen, was mit der Praxis des Fachmannes nicht recht harmoniren will, was diesem die Grenzen seiner Kunst in viel zu vage und nebelhafte Regionen rückt. So lange die Statistik im Wesentlichen doch noch als die Wissenschaft von den menschlichen Zuständen bezeichnet wird, die zwar vorzugsweise die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse ins Auge zu fassen, aber doch auch noch manches Andere zu berücksichtigen habe, die zwar vorzugsweise beschreibender und darstellender Natur sei, aber doch nach Umständen auch Ursachen und Gesetze zu erforschen habe, die zwar vorzugsweise mit der Gegenwart beschäftigt, aber doch auch an der Behandlung früherer Zeitperioden nicht behindert sei, die zwar gerne und vorzugsweise ihre Ergebnisse in Zahlen ausdrücke, aber doch auch anderer Darstellungsmittel sich zu bedienen habe, so lange also die ziemlich unwissenschaftliche Formel: vorzugsweise dieses, aber doch auch Anderes, noch eine so bedeutende Rolle in den Definitionen spielt, darf man die Akten in der That noch nicht für geschlossen erklären. Der Verfasser wurde nun durch ein von mannigfaltiger statistischer Praxis begleitetes und unterbrochenes Nachdenken zu einer Auffassung geführt, die ihm über manche Zweifel und Bedenken hinweghalf und von der er sich, wie es zu gehen pflegt, schließ-

lich glauben machte, daß sie auch andern, namentlich den Fachmännern, wenigstens als ein Versuch, auf einige neue Seiten der Sache aufmerksam zu machen, von Interesse sein könnte. Er erlaubt sich daher, dieselbe in kürzester Weise hier darzulegen und glaubt von jeder weiteren Einleitung, namentlich von einer vorausgehenden Uebersicht und Kritik anderer Ansichten um so mehr Umgang nehmen zu dürfen, als hierüber Mohl bereits in seiner gediegenen Weise Bericht erstattet hat und auch Andere, wie z. B. Jonák, klare und gründliche Aufschlüsse geben.

Auf die Gefahr hin, jenes Prädikat der Wunderlichkeit gleich vornherein zu provociren, müssen wir den Leser bitten, den Ausgangspunkt in einem beliebigen Compendium der Logik, nicht der speculativen, sondern der vulgären zu nehmen, und zwar in dem nach der üblichen Eintheilung zweiten Abschnitt derselben, der Methodologie oder Lehre von der allgemeinen wissenschaftlichen Technik. Wir denken uns, daß daselbst Deduction und Induction oder der Schluß vom Allgemeinen aufs Einzelne und vom Einzelnen aufs Allgemeine, als die beiden Grundformen aller wissenschaftlichen Gedankenentwicklung vorangestellt sind, daß sodann in dem Kapitel der Induction näher von den Bedingungen einer richtigen Induction die Rede war und unter diesen wieder die richtige Beobachtung der einzelnen Erscheinungen, aus welchen Inductionsschlüsse abgeleitet werden wollen, genauer erörtert wird. Hier unterscheidet man nun die natürliche Beobachtung und die methodische. In der natürlichen betrachtet der Mensch mit seinen natürlichen Wahr-

nehmungsorganen das Object in eben dem Zustand, in welchem die Wirklichkeit es ihm darbietet. Diese Beobachtungsweise hat aber einen doppelten Mangel, einmal an der Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit der menschlichen Wahrnehmung selbst, sodann an der großen Complicirtheit aller realen Erscheinung. Beide Mängel sucht die methodische Beobachtung zu beseitigen oder zu vermindern, den ersten, indem sie durch wissenschaftliche Werkzeuge die menschlichen Wahrnehmungsorgane ergänzt und verschärft, wie durch den ganzen Apparat von Maaßen, Waagen, optischen, akustischen, meteorologischen ꝛc. Instrumenten, den zweiten, indem sie das Object selbst für die Beobachtung präparirt durch den wissenschaftlichen Versuch oder das Experiment. Dieses hat wieder zwei Grundformen; die eine besteht darin, daß das Object der Beobachtung durch möglichste Beseitigung aller störenden oder unwesentlichen Coefficienten auf seine einfachste Gestalt, auf ein Urphänomen zurückgeführt wird; das andere, daß das Object in seinem Verhalten zu absichtlich hinzugefügten Coefficienten betrachtet wird. Auf die letztere Form sind die Wissenschaften, welche organische Wesen zum Gegenstand haben, weil hier schon das Urphänomen selbst immer noch eine sehr complicirte Erscheinung bleibt, vorzugsweise angewiesen.

Die gewöhnlichen Compendien der Logik, wenigstens diejenigen, die dem Verfasser zur Hand waren, behandeln die Lehre von den Mitteln der wissenschaftlichen Beobachtung ziemlich kurz und würdigen nur etwa das Experiment eines näheren Eingehens. Der Gegenstand erscheint uns

aber für die Eintheilung, sowie für die Einsicht in den ganzen Charakter der verschiedenen Wissenschaften, mit denen unser Gegenstand sich berührt, wichtig genug, um eine weitere Fortführung dieser Betrachtung zu rechtfertigen.

Der Kosmos, die Welt zerfällt für unsere Betrachtung in die zwei großen Hälften, das Reich der Natur und die Menschenwelt. Natur nennen wir Alles, was sich uns als ein ohne Zuthun des menschlichen Willens Wirkendes darstellt. Sowohl die Wissenschaften von der Natur als die vom Menschen sind Erfahrungswissenschaften, d. h. sie beruhen in letzter Instanz auf Induction und Beobachtung, mag nun im Uebrigen der Antheil des deductiven Verfahrens größer oder kleiner sein. Allein die beiden Hauptgattungen von Wissenschaften sind sehr verschieden von einander in Beziehung auf die Mittel der wissenschaftlichen Beobachtung.

Wenn in den Naturwissenschaften durch die obigen Mittel der natürlichen und methodischen Beobachtung so Großes geleistet wird, wenn sie sich mit Stolz neben der Mathematik als die einzigen exacten, d. h. die Anerkennung ihrer Lehrsäze erzwingenden Wissenschaften nennen, so beruht dies nur auf der Einen großen Regel, daß in der Natur das Einzelne typisch ist, daß schon eine einzige genau constatirte und correct beobachtete Thatsache zu einem Inductionsschluß berechtigt und die Wiederholung der Beobachtung in der Regel nur zur Controle des menschlichen Verfahrens erforderlich ist. Wenn der Physiker in Einem unzweifelhaften Falle bemerkt hat, daß ein gewisser Körper

zu den electrischen Leitern gehört, so weiß er, daß dieser und alle andern Körper der gleichen Art jezt und allzeit und überall unter denselben äußeren Umständen electrische Leiter waren, sind und sein werden. Wenn der Chemiker das Verhalten eines neuentdeckten Grundstoffes zum Sauerstoff durch Ein richtiges Experiment ermittelt hat, so zweifelt er nicht, daß sich dies Experiment in Amerika so gut wie in Europa, in 1000 Jahren so gut wie jezt wiederholen läßt. Wenn uns der Zoolog aus Einer Beobachtungsreihe schildert, wie die Grasmücke ihr Nest baut, ihre Eier ausbrütet, ihre Jungen füttert, so ist er sicher, uns damit einen typischen Vorgang geschildert zu haben. Allein schon wenn wir zu den unter menschlicher Einwirkung stehenden Pflanzen und Thieren übergehen, vermindert sich die Zuversicht, mit der wir die einzelne Erscheinung als eine typische betrachten, und wenn wir zulezt vollends hinüberschreiten in das Reich der menschlichen Psyche, so erlischt sie ganz.

Im Reich der Natur ist das Einzelne typisch, in der Menschenwelt individuell. Unmöglich kann aber hiebei individuell so viel heißen als indeterminirt, außerhalb des Causalitätsgesezes stehend, jeder Erklärung und Zurückführung auf constante Ursachen sich entziehend. Sonst wäre auf diesem Gebiet überhaupt keine Wissenschaft denkbar und alle Erfahrung werthlos. Wie die Wirklichkeit überhaupt keine Sprünge und scharfe Grenzlinien kennt, so ist auch jener Unterschied nur ein fließender. Auch kein Sandkorn, kein Grashalm, kein Holzwurm gleicht genau dem andern, noch weniger ein Hund oder Affe; aber das Ab-

weichende erscheint uns hier verschwindend klein gegen das Uebereinstimmende und erklärt sich meist aus erkennbaren Verschiedenheiten der äußeren Bedingungen. Und doch tritt schon innerhalb jener Beispiele eine Abstufung deutlich hervor. Je höher wir heraufsteigen in der fortschreitenden Reihe der Organisationen, desto zahlreicher werden die Factoren des organischen Lebens, desto mannigfaltiger ihre Combinationen, desto weiter eben damit der Spielraum individueller Abweichungen. Und wie man zwar 6 Zeichen schon auf 720 Arten zusammensezen kann, 12 Zeichen aber nicht etwa doppelt so viel mal, sondern gleich 190 Millionen mal, so steigern schon wenige neu hinzutretende Elemente im organischen Leben die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen in unendlicher Progression. Das Individuelle entwickelt sich genau im Verhältniß des zunehmenden Reichthums der Lebensformen. Auch innerhalb der Menschenwelt sezt sich der gleiche Stufengang noch fort; der Wilde ist typischer als der civilisirte Mensch; der Neger und Mongole ist es mehr als der Kaukasier; der Mensch des Alterthums mehr als der des Mittelalters; und dieser mehr als der moderne. Der Mann ist individueller als das Weib; der Erwachsene als das Kind, der Gebildete als der Ungebildete, der edle Mensch als der gemeine. Aber diese lange Reihe vom Sandkorn bis zum großen Denker oder Dichter zerfällt uns in zwei Hälften; sie zeigt Einen Sprung, den größten, den wir überhaupt in dem Stufengang der Natur wahrnehmen, den vom Thier zum Menschen. Im Ganzen und Großen sind wir berechtigt, Natur und Menschenwelt als

das Reich der typischen Einzelnheiten und der Individualitäten zu unterscheiden. Gesezmäßig ist die Entwicklung des genialsten Menschen um nichts weniger, als die der dürftigsten Kryptogame; das sind wir durch den Causalitätsbegriff geneigt a priori vorauszusezen; aber in der Betrachtung des Menschen verbirgt sich das Gesez unter der unabsehbaren Menge von störenden oder modificirenden Coefficienten der Erscheinung. Mit andern Worten: der Inductionsschluß, die Conclusion von Einem oder mehreren Einzelnen auf die Gattung verändert sich, zwar nicht seiner Natur, aber seiner Gestalt nach und verliert die Leichtigkeit und Sicherheit seiner Anwendung, wie sie den Naturwissenschaften zu Statten kommt. Wenn die einfache Beobachtung der einzelnen Erscheinung, wenn Instrument und Experiment ihre Dienste versagen, wie gelangen nun die mit der Welt der Individualitäten beschäftigten Wissenschaften gleichwohl zu Erfahrung, welcher Ersaz findet sich für die verlorenen Beobachtungsmittel der Naturwissenschaften? Hier bieten sich nun zunächst zwei eigenthümliche Vorzüge dieser Wissenschaften vor den mit der Natur beschäftigten dar.

Das Nächste und Wichtigste ist, daß für die Beobachtung von Menschen und menschlichen Verhältnissen zu der äußeren Erfahrung die innere hinzutritt. Der Mensch erkennt den Menschen von innen heraus; der Andere tritt uns nicht, wie die Naturobjecte, als eine verschlossene Erscheinung entgegen, sondern das eigene Selbstbewußtsein gibt uns den Schlüssel zu seinem Verständniß. Der zweite Unterschied, der weniger die Mittel als das Feld der Beo-

bachtung betrifft, ist zwar nur relativ, aber doch immer noch von größter Bedeutung. In der Natur beschränkt sich die Beobachtung auf die Gegenwart, wenn auch das Gegenwärtige vielfach zu Schlüssen auf Vergangenes berechtigt; es gibt zwar eine Bildungsgeschichte des Planeten und der Erdrinde, ja, auch abgesehen von Darwin's Lehren, der Gattungen und Arten; allein innerhalb der historischen Zeit sind solche Veränderungen jedenfalls verschwindend klein gegenüber von der Stabilität und Unveränderlichkeit der Naturerscheinungen. Die Jahrzehnte der Menschheit entsprechen kaum den Jahrtausenden der Natur. In den Wissenschaften vom Menschen wächst der Stoff selbst von Geschlecht zu Geschlecht. Die Menschheit hat eine Geschichte und wälzt deren Nachwirkung und Erinnerung lawinenartig mit sich fort. Die Beobachtung des Menschen beschränkt sich daher nicht auf die Gegenwart, sondern erstreckt sich rückwärts auf Jahrtausende und findet daselbst einen unabsehbaren Reichthum der heterogensten Erscheinungen. Jedes Geschlecht tritt unmittelbar in eine Erbschaft von Sprache und Vorstellungen, Erfahrungen, Fertigkeiten und angesammelten Gütern, materiellen und geistigen, aller Art ein, und außerdem bewahren zahlreiche sprachliche und andere Denkmäler die Erinnerungen längst verschwundener Ereignisse und Lebensanschauungen.

Allein von so unendlicher Bedeutung jenes Hinzutreten der inneren Erfahrung und die Ausdehnung des Beobachtungsfeldes auf die Vergangenheit ist, so vermag beides doch vom methodologischen Standpunkt aus den Vortheil,

den die Naturwissenschaften durch den typischen Charakter der einzelnen Erscheinung haben, bei Weitem nicht auszugleichen. Weder das Eine noch das Andere kann über unmaaßgebliche Individualfälle hinausführen. Es mag genialen Geistern in der überraschendsten Weise gelingen, ihr Inneres zu einem Spiegelbild ihrer Zeit, ihres Volkes, der Menschheit zu läutern; es wird andere geniale Geister unter anderen Verhältnissen geben, deren Inneres von den gleichen Erscheinungen ein ganz abweichendes Bild zurückwirft, ohne daß sich ein Maaßstab fände, eine wissenschaftliche Entscheidung zu treffen. Die Geschichte berichtet uns von Personen und Dingen, die nur einmal in einem nicht wiederkehrenden Complex von Umständen gerade so geworden sind, und die sich uns überdies nur durch das unglaublich trübe Medium einer beschränkten Beobachtung und befangenen Beurtheilung darstellen. Die Wissenschaften vom Menschen aber, soweit sie nicht blos beschreibender oder erzählender Art sind, suchen nicht Aufschlüsse über einzelne Individuen, sondern über collective Begriffe, sei es von Menschen oder menschlichen Lebenskreisen, sie fragen nicht nach dem Einmal Geschehenen, sondern nach den Gesezen alles Geschehens. Dessen aber, was von allen Menschen ausnahmslos gesagt werden kann, ist sehr wenig und mußte sich schon den ersten Generationen der Menschheit aufdrängen. Wenn wir sagen, daß der Mensch vom Manne erzeugt, vom Weibe als Kind geboren wird, mit einem thierisch organisirten Leib ausgestattet ist, der Nahrung und des Schlafes bedarf, dem Irrthum unterworfen, dem Tod

und der Verwesung des Leibes verfallen ist, so müssen wir fürchten, für den Theologen bereits zu viel gesagt zu haben. Um ganze Zeitalter, Staaten und Völker zu charakterisiren, muß die Geschichte mit mehr oder weniger Takt und Recht einzelne Personen und Thatsachen als typische behandeln, wiewohl an sich schon ein Widerspruch darin liegt, das Hervorragende typisch zu nennen. Die Geschichte kann es nur zum nothdürftigen Begreifen abgeschlossener Erscheinungen bringen; sie hat aber noch kein einziges erwiesenes und unbestrittenes Gesez der menschlichen Entwicklung im Großen aufgefunden, wenn man etwa von solchen Säzen absieht, die sich ohne Geschichtskenntniß auf dem Wege der Deduction erweisen lassen oder fast tautologisch sind, wie z. B., daß nichts Menschliches von beständiger Dauer und in der Entwicklung der Völker kein Sprung denkbar sei. So lange die Wissenschaften vom Menschen auf der Grundlage vereinzelter Beobachtung, sei es des Gegenwärtigen oder Vergangenen, stehen, können sie nicht über den Standpunkt der Weisheit der Sprüchwörter hinauskommen. Die deutsche Sprache zählt allein Tausende von Sprüchwörtern, in denen die gemeine Erfahrung von Jahrhunderten niedergelegt ist; es ist aber nicht eines darunter, dessen Gedanken nicht durch den Inhalt von einem Duzend anderer wieder eingeschränkt, modificirt und völlig verneint würden. Jene Wissenschaften könnten sich daher über die Stufe der Kindheit, auf der sie noch vor wenigen Generationen standen und theilweise noch stehen, niemals erheben, wenn es nicht für sie Beobachtungsmittel gäbe, durch welche die Unzu-

länglichkeit der vereinzelten und individuellen Erfahrung vermindert und die Erfahrung als ein Ganzes ergriffen wird. Dieses methodische Mittel, das jenen Wissenschaften den Mangel der Instrumente und des Experiments zu ersezen, ein vollständiges und zuverläßiges empirisches Material zu liefern hat, ist die Erweiterung der vereinzelten und zufälligen Beobachtung zur universalen und methodisch organisirten. Man kann es kurz die methodische Massenbeobachtung nennen. Sie besteht darin, daß über ganze Gruppen von Individuen ein Nez von Observatorien ausgebreitet wird, um nach Einer Methode alle gleichartigen Erscheinungen zu beobachten und zu registriren. Da diese Beobachtungsweise menschliche Collectivbegriffe, wie Volk, Stamm, Kirche, Bezirk, Gemeinde, Stände ꝛc. in die Individuen, die sie zusammenfassen, wieder auflöst und von jedem Einzelnen zu beobachten hat, ob eine gewisse Erscheinung bei ihm Statt findet oder nicht, so begreift es sich, daß es sich dabei stets zugleich um ein Zählen handelt und daß die Zahl ein charakteristisches Merkmal dieser Beobachtungsmethode ist. Je zahlreicher nun die Objecte solcher Beobachtungen werden, je umfassender die einzelnen Gruppen, und auf je mehr Gruppen sich gleichförmige Beobachtungen erstrecken, desto vollständiger und gründlicher wird die Charakteristik der betreffenden Collectivbegriffe werden, und desto reicher das Material zu Inductionsschlüssen und zur Erkenntniß des Zusammenhangs der menschlichen Erscheinungen. Man wird ganz in ähnlicher Weise, wie in den Naturwissenschaften, Schlußfolgerungen

ziehen können, wie z. B. daß zwei Erscheinungen, die stets verbunden oder stets getrennt sind, oder die, wo sie zusammentreffen, stets noch eine dritte, aber niemals eine gewisse andere, vierte Erscheinung zur Begleitung haben u. s. w., unter sich oder mit dieser dritten und vierten in einer gewissen Causalbeziehung stehen müssen. Damit ist ein Weg gewonnen, um Gruppen, Collectivbegriffe in correcter Weise zu charakterisiren, Gesetze der menschlichen Lebenserscheinungen wissenschaftlich zu finden und zu erweisen, mit Einem Worte, die Erfahrungswissenschaften vom Menschen zu exacten, ihr Beweisverfahren zu einem zwingenden zu erheben, die durch ihr Vielerlei verwirrenden Erscheinungen der Menschenwelt methodisch zu bewältigen und der wissenschaftlichen Behandlung zu unterwerfen. Dieses Mittel der universellen Observation, dessen Gedanke ein alter und nahe liegender ist, konnte erst in sehr vorgerückten Bildungszuständen zur Ausführung kommen; es ist bis jetzt nur in schwachen Anfängen ausgebildet und hat auch so schon eine Reihe von Wissenschaften theils geschaffen, theils reformirt, theils befruchtet. Es erlaubt Fragestellungen an das Object gleich dem Experiment und ergänzt die Unzulänglichkeit der subjectiven Wahrnehmung, gleich den wissenschaftlichen Instrumenten. Der mögliche Umfang seiner Ausdehnung und Wirkung ist unabsehbar.

Die Analogie der Naturwissenschaften, welche keine besondere Empirologie unterscheiden, sondern von welchen jede ihre Beobachtungsmittel selbstständig in Anwendung bringt, würde darauf führen, daß auch unter den Erfah-

rungswissenschaften vom Menschen jede jenes Mittel der universellen Observation für sich selbst und nach ihren eigenen Bedürfnissen als einen integrirenden Theil ihrer Forschungsmethode handhabte, und vielleicht wird auch in nicht allzuferner Zeit das Princip der Theilung der Arbeit auf eine solche weitere Specialisirung der wissenschaftlichen Thätigkeit hinführen. Bis jezt aber haben sehr erhebliche innere und äußere Gründe auf einen abweichenden Gang der Sache geleitet. Es hat sich für alle Wissenschaften vom Menschen eine gemeinsame Hilfswissenschaft gebildet, welche jeder von ihnen das Material einer universellen Empirie, dessen sie bedarf, zur Verfügung stellt. Der äußere Grund zu dieser Entwicklung der Dinge lag darin, daß es zuerst der Staat war, welcher für practische Zwecke das Bedürfniß einer methodischen Massenbeobachtung empfand, und durch besondere Veranstaltung, insbesondere die Errichtung staatswissenschaftlicher Observatorien befriedigte, nach und nach aber diese Institute auch für allgemeinere wissenschaftliche Zwecke, an denen er kein so unmittelbares Interesse hatte, verwenden ließ. Dazu kam, daß die Handhabung dieses Beobachtungsmittels einen äußeren Apparat und Aufwand von Mitteln, eine gewisse Organisation erfordert, die zumal bei bureaukratischen Einrichtungen am leichtesten der Staat in die Hand nimmt und die, wenn sie einmal vorhanden ist, leicht auch für verschiedenartige Zwecke benüzt werden kann. Der innere Grund für jene Gruppirung aber ist, daß eine solche wissenschaftliche Fragestellung an die Gesellschaft und die weitere formelle Behandlung

ihrer Ergebnisse bei aller Verschiedenheit der Gegenstände doch eine gewisse gleichartige Technik und Methodik erfordert; noch mehr aber, daß die Erfahrungswissenschaften vom Menschen, wenn sie auch nicht ohne unnatürlichen Zwang in Eine Disciplin zusammengedrängt werden können, doch eine Gruppe aneinandergränzender und verwandter Disciplinen bilden und sehr häufig, ja in der Regel Eine und dieselbe Ermittlung von Thatsachen in verschiedene Fächer einschlägt. Als die Aufgabe dieser Hilfswissenschaft bezeichnen wir nun kurz: die Ermittlung von Merkmalen menschlicher Gemeinschaften auf der Grundlage methodischer Beobachtung und Zählung ihrer gleichartigen Erscheinungen, und fassen dabei unter dem allgemeinen Namen von Gemeinschaften sowohl natürliche Gruppen von Individuen, wie Völker, Staaten, Provinzen ꝛc., als die einer gesonderten Betrachtung fähigen Lebenskreise, wie die politischen, wirthschaftlichen, geselligen, kirchlichen ꝛc. Verhältnisse zusammen.

Man hat eingewendet: die bloße Anwendung eines formellen Verfahrens, die Handhabung eines gewissen Beobachtungsmittels könne nicht den Inhalt einer besonderen Wissenschaft bilden, so wenig, als man sich z. B. die Microscopie als eine Wissenschaft denken könne. Allein die große Bedeutung und Tragweite einer universellen, organisirten Observation für eine Gruppe zusammengehöriger Wissenschaften dürfte im Obigen hinreichend nachgewiesen sein, um eine solche Vergleichung abzulehnen. Ueberdies aber gibt es noch andere längst anerkannte Hilfswissen-

schaften, die ebenfalls nur in der Handhabung eines formellen und methodischen Verfahrens bestehen. Wir wollen die Philologie unerwähnt lassen, deren Begriff selbst ein noch bestrittener ist, nennen aber um so mehr die philologische Kritik und Hermeneutik, denen das wissenschaftliche Zunftrecht Niemand bestreitet, und deren Aufgabe doch nur darin besteht, literarische Denkmale in der Gestalt und mit der gelehrten Ausstattung herzustellen, worin sie den Zwecken der verschiedenen Wissenschaften dienen können. Sie sind Hilfswissenschaften aller auf literarische Mittel angewiesenen Disciplinen und haben das Gleiche zu leisten, ob der Autor, mit dem sie sich beschäftigen, ein Dichter oder Geschichtschreiber, Philosoph oder Naturforscher ist. Solche heuristische Disciplinen, die den objectiven Wissenschaften den unentbehrlichen Stoff in methodischer Bearbeitung liefern, haben das gleiche Verdienst, wie etwa der gelehrte Reisende, der ein unbekanntes Land erforscht hat und die Ergebnisse der Reise gleichsam auf den Tisch der Wissenschaft niederlegt, so daß der Naturforscher, wie der Philosoph, der Sprachgelehrte oder der Historiker, der Nationalökonom oder auch der practische Kaufmann davon Gebrauch machen kann. Ob die speciellen Fachmänner, welche sich die Resultate einer solchen wissenschaftlichen Reise aneignen, die Mittel und Eigenschaften gehabt hätten, jene Reise für die Zwecke ihrer Wissenschaft noch fruchtbringender zu machen, ist keineswegs zum Voraus gewiß, da dieser Weg, wissenschaftliches Material zu sammeln, selbst schon wieder Spe-

cialitäten, eine Vereinigung seltener Eigenschaften und Erfahrungen zu erfordern scheint.

Und nun endlich, wie heißt diese gemeinsame Hilfsdisciplin aller Erfahrungswissenschaften vom Menschenleben? Man könnte an allerhand mehr oder weniger bezeichnende Namen, an Observationistik, Empirologie, Empiristik des Menschen, sociale Heuristik und Aehnliches denken, aber die Bemühung ist überflüssig; der Name ist schon da; sie heißt — Statistik. Sie führt diesen Namen jedoch nicht bei den Theoretikern, sondern nur in der Auffassung der Praktiker und im gemeinen Sprachgebrauch. Sie hat auf denselben auch kein unzweifelhaftes historisches, noch weniger ein etymologisches Recht. Die oben erwähnte Thatsache, daß jene Hilfswissenschaft zuerst und lange blos im Dienst des Staats und der Staatswissenschaften gestanden ist, war die Ursache, daß ihr eigenthümlicher, methodologischer Charakter verborgen blieb und nur als unwesentliche Beigabe einer bestimmten staatswissenschaftlichen Disciplin, der Staats- oder Zustandskunde, erschien. So bezeichnet Statistik etymologisch, wie historisch ursprünglich eine Staatswissenschaft. Allein die Anwendung jenes fruchtbaren Beobachtungsmittels der universellen Zählung dehnte sich bald auf eine Menge weder den Staat noch die Gesellschaft betreffender Objecte, wie physiologische, pathologische, psychologische ꝛc. Fragen aus, und mußte den Gedanken an eine Trennung von Methode und Materie bald nahelegen. Da, wo die Statistik am sorgfältigsten und umfassendsten ausgebildet wurde, wie in Belgien und Frankreich, mußten

die Fachmänner zuerst bemerken, daß eine gewisse, stets mit Zahlen in Berührung stehende Methode das Eigenthümliche ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit sei und suchten daher ihr Fach zuerst aus den fremden Banden zu emancipiren. Die Lehrer der Staatswissenschaften aber, zumal in Deutschland, behaupteten ihren Besitzstand aufrecht und suchten die auseinander drängenden ungleichartigen Elemente dadurch beisammen zu halten, daß sie den Umfassungsreif immer dünner und weiter machten, d. h. den Begriff der Statistik immer mehr ausdehnten und verflüchtigten und so am Ende aus den ursprünglichen Staatsmerkwürdigkeiten eine allgemeine Zustandswissenschaft, eine Darstellung des Lebens der Menschheit als ruhenden Daseins machten. Jener merkwürdige logische Instinct aber, der die Massen bei der Sprachbildung leitet, und ohne den bei der Denkschwäche der meisten Einzelnen die Wunderwerke der menschlichen Sprachen nicht begreiflich wären, folgte der deutschen Wissenschaft in diesem Punkte nicht in die Nebelregion ihrer luftigen Abstractionen, sondern hielt sich einfach an die charakteristische Außenseite der Sache und entschloß sich kurz, im Sinne der praktischen Fachmänner alles das eine statistische Mittheilung zu nennen, wo auf Grund umfassender Zählungen von Einzelfällen allgemeine Thatsachen oder Merkmale des menschlichen Zusammenlebens dargestellt werden, mochte nun der Gegenstand den Staat, oder die Gesellschaft, mochte er die Schließung von Ehen, die Verbreitung von Bibeln, den Häringsfang, oder das Schlachten von Kälbern betreffen. Wir haben

uns die Mühe genommen, seit längerer Zeit auf alle Fälle zu achten, wo das Wort Statistik und statistisch in Büchern und Zeitschriften aller Art beiläufig gebraucht wird und haben dabei den obigen Sinn des Wortes so constant vorgefunden, daß wir sagen möchten, es lasse sich „statistisch" beweisen, was man unter Statistik versteht. Wenn man in der Inhaltsangabe eines Zeitungsblatts die Ueberschrift liest: Statistisches, so darf man darauf rechnen, an dem betreffenden Ort das Ergebniß irgend einer Zählung angeführt zu sehen; wäre Statistik Staaten- oder Zustandskunde, so müßte ja der größte Theil von dem Inhalt aller Zeitungen statistischer Art sein. R. Mohl wird selbst nichts Unlogisches darin finden, wenn wir an seinem Württembergischen Staatsrecht, das doch an sich seinem ganzen Inhalt nach unter die Rubrik der Staatenkunde und Zustandswissenschaften fallen müßte, noch besonders die werthvollen „statistischen" Beigaben in den Noten rühmen würden. Auch die allgemein gebrauchten Ausdrücke: statistische Erhebung, statistischer Beweis, weisen offenbar darauf hin, daß es sich hier um eine Beobachtungsmethode, um einen methodologischen Begriff handelt. Man spricht ja nicht von einer chemischen Erhebung, von einem botanischen, geographischen, politischen, ästhetischen Beweis; nur wenn einer Wissenschaft eine gewisse Gattung der logischen Beweisarten eigenthümlich ist oder wenn sie eine positive Beweistheorie aufstellt, verbindet man ihren Namen adjectivisch mit dem Begriff des Beweises, wie in den Ausdrücken: mathematischer, juristischer Beweis. Etwas „statistisch" beweisen,

kann daher nicht heißen: aus der Staatenkunde oder Zustandswissenschaft, denn das ist keine besondere Beweisart, sondern es heißt: aus den Ergebnissen dieser bestimmten Art von methodischer Beobachtung. Was die statistischen Staatsbehörden treiben, ist nicht Staatenkunde, nicht Zustandswissenschaft, wenn es auch immerhin mit noch vielem Andern unter diesem weiten Mantel Plaz finden kann; die praktischen Statistiker beschäftigen sich nicht mit dem Staatsrecht ihres Landes, obwohl das unzweifelhaft zur Staatenkunde vor allem Andern zu rechnen wäre, sondern überlassen das den Universitätslehrern und der freien Wissenschaft; sie registriren nicht besondere Ereignisse und einzelne Thatsachen, wenn sie auch noch so wichtig und charakteristisch für die Staatskunde und die „Zustände" sind, und überlassen es den Staatsarchiven, die Urkunden darüber aufzubewahren; sie schildern nicht Sitten und Gebräuche, nicht Hochzeiten und Leichenfeiern ꝛc., wiewohl dies ganz unmittelbar zur Kenntniß der „Zustände" gehören würde; sie räumen überhaupt grundsäzlich keinem Einzelnen einen typischen Charakter ein, sondern sie suchen überall das der vereinzelten Beobachtung Unzugängliche, das ewig Fließende und Mannigfaltige, individuell Verschiedene an irgend einem Punkte fest zu fassen und in das Nez ihrer Observatorien hereinzuziehen, um es dann zu sortiren, zu ordnen, und für den Gebrauch der Wissenschaften oder der praktischen Zwecke, in deren Dienst sie stehen, zuzubereiten. Dies und immer wieder dies ist nach unseren Wahrnehmungen die praktische Thätigkeit des Statistikers, und sie steht hiedurch

in vollem Einklang ebenso mit demjenigen, was der herrschende Sprachgebrauch mit dem Wort verbindet, als mit unserer obigen Entwicklung.

Aber allerdings nur die Praxis der Fachmänner steht in diesem Einklange, nicht auch ihre Theorie. In dieser, sowie auch in den Verhandlungen der statistischen Congresse, steht noch Vieles mit unserer Auffassung im Widerspruch. Namentlich werden sich die Statistiker schwer zu dem Geständniß entschließen, daß ihr Fach eine bloße Hilfswissenschaft bilden solle. Die richtige Einsicht wird hier besonders dadurch erschwert, daß die meisten Gelehrten dieser Art mit ihrer statistischen Beschäftigung zugleich eine Vorliebe für ein bestimmtes unter den Fächern, denen die Statistik dienen kann, vereinigen und dann in ihrer Vorstellung leicht Beides sich zu Einer compleren Idee verschmilzt. Man kann mit Statistik verschiedene andere wissenschaftliche Beschäftigungen verknüpfen; der eine ist daneben Nationalökonom, der andere Ethnograph, der dritte Historiker, ein anderer, wie uns Kolb's sonst sehr schätzenswerthe Handbücher zeigen, politischer Parteimann; und für Jeden entsteht die Versuchung, sich aus dem Inhalt und der Methode seiner Studien zusammen wieder ein anderes Bild der statistischen Wissenschaft zu construiren; wobei es dann immer ein seltsamer, von den Vertretern der Zustandswissenschaft mit Recht gerügter Widerspruch bleibt, sich eine selbstständige, beschreibende oder systematische Wissenschaft zu denken, die auf die Zahl als Darstellungsmittel beschränkt sein soll. Knies hat in unseren Augen das große und nicht genug

zu schäzende Verdienst, zuerst erkannt zu haben, daß der Name Statistik heterogene Dinge zusammenzwängt, aber bei der Operation der Trennung hat er das Messer nicht an der richtigen Stelle angesezt und nicht mit sicherer Hand geführt, insbesondere das eine abgeschnittene Stück, das er politische Arithmetik nennt, nicht richtig charakterisirt. Unsere Auffassung der Sache, wornach einer ganzen Gruppe von unter sich verschiedenen, aber durch das gleiche methodologische Bedürfniß verbundenen Wissenschaften die Statistik als die gemeinsame und unentbehrliche Hilfswissenschaft gegenübertritt, scheint uns die von Knies mit Scharfsinn und Klarheit dargelegten Bedenken in ungezwungenerer Weise zu heben und zugleich die ganze Entwicklung der Statistik verständlicher zu machen. Auch schließt sie keineswegs eine Degradation der Statistik in sich. Kant hat bekanntlich, als Jemand die Philosophie die Magd der Theologie nannte, geantwortet: ja, aber die Magd, die mit der Fackel vorausleuchtet. So hoch wollen wir die Hilfsfunctionen der Statistik nicht stellen, wohl aber ließe sich in einem ähnlichen Bilde sagen: sie ist zwar in dienender Stellung, aber sie ist die Verwalterin, die in ein zuvor verschuldetes und dissolutes Hauswesen Klarheit und Ordnung gebracht, den unnüzen Hausrath in die Rumpelkammer geworfen oder veräußert hat, die alle Einkäufe besorgt und mit stetiger Sorgfalt über dem Gleichgewicht von Einnahmen und Ausgaben wacht, das die Gebieterinnen immer noch stets geneigt sind außer Augen zu lassen. Oder mit anderen Worten: Die Statistik hat einer Reihe von Wissenszweigen,

die zuvor in ihren Darstellungen auf allgemeine Phrasen, in ihren Lehren und Gründen auf halbwahre, im günstigsten Fall geistreiche Hypothesen beschränkt waren, ein festes Fundament unter die Füße gestellt und ein wissenschaftliches Heimathrecht verschafft. Ohne Statistik würde die Bevölkerungslehre gar nicht existiren; die glänzende Entwicklung der Nationalökonomie wäre gar nicht denkbar; der Finanzwissenschaft fehlte es an Stoff, wie an Beweismitteln; die Geschichte wäre in zahllosen Fällen darauf beschränkt, uns in arbiträrer Weise ein Einzelnes für ein Typisches auszugeben; die Völker- und Staatenkunde stünde auf dem Standpunkte des alten Fabri und würde uns etwa von England berichten: es habe schöne Manufacturen und viele Fabriken, besonders in Baumwollen- und Eisenwaaren; der Handel sei sehr blühend; auch der Ackerbau und die Viehzucht stehen im Flor; es gebe viele reiche, aber auch viele arme Leute daselbst u. s. w.

Die Frage, zu welchen Wissenschaften die Statistik in einem näheren Verhältniß steht, ist es nicht ohne Interesse zuerst negativ zu beantworten. Sie hat kein inneres Verhältniß zu allen denjenigen Disciplinen, deren methodologisches Verfahren das der Deduction ist; also vor Allem nicht zur Mathematik, die aus einigen Axiomen, den Produkten logischer Grundgesetze und elementarer Anschauung, ihren Inhalt construirend entwickelt und keiner Beobachtungen für ihre Lehrsätze bedarf. Es ist eigenthümlich, daß diejenige Wissenschaft, der Manche die Statistik als einen ihrer Bestandtheile unterordnen, ihr am diametralsten gegen-

übersteht. Daß die Statistik die gleichartigen individuellen Erscheinungen, die innerhalb ihres Beobachtungsfeldes eintreten, registrirt, zählt, in Zahlengruppen darstellt und diese Zahlen etwa noch durch Reduction auf procentale Verhältnisse und ähnliche Operationen verständlicher macht, begründet so wenig einen mathematischen Grundcharakter ihrer Methode und Aufgabe, als wir einen Kassier oder Buchführer oder den Handwerker, der elliptische Tische, cylinderförmige Oefen oder Billardkugeln fertigt, einen Mathematiker nennen. An der sogenannten politischen Arithmetik ist schon der Ausdruck selbst nicht richtig; man spricht von Zinsrechnung, von kaufmännischem Rechnen, aber nicht von kaufmännischer Arithmetik; die Mathematik fragt nichts darnach, auf welche praktische Verhältnisse man ihre Operationen anwendet und ob man ihre Lehrsäze von der Wahrscheinlichkeitsrechnung am grünen Tisch oder an der menschlichen Sterblichkeit erprobt. So wichtig für die Schule und das Leben das sogenannte Rechnen mit benannten Zahlen ist, so bildet es doch, wissenschaftlich genommen, niemals einen Theil der Arithmetik.

Ebenso steht die Statistik den philosophischen Wissenschaften aus dem methodologischen Grunde fern, weil diese zwar auf Erfahrung ruhen, sofern sie gerade das Ganze der Erfahrung und das Einzelne im Zusammenhang dieses Ganzen zu begreifen suchen, aber diese Erfahrung nicht selbst erzeugen, sondern aus andern Wissenschaften als bereits ermittelt entlehnen und auf deductivem Wege zu einem Gedankensystem zu vergeistigen bemüht sind. So sezt die

sogen. Naturphilosophie die Naturwissenschaften, die Ethik, Aesthetik, Rechts-, Religionsphilosophie gewisse psychologische und geschichtliche Thatsachen als gegeben voraus. Nur Eine dieser Disciplinen macht hievon eine wichtige Ausnahme, die Psychologie; sie nimmt ihre Erfahrung nicht anders woher, um sie nur philosophisch zu reconstruiren, sondern sie ist selbst Erfahrungswissenschaft und steht mit den Naturwissenschaften darin auf ganz gleichem Boden, daß sie im Wege der Beobachtung und Induction Gesetze zu finden hat. Man hat sie der Philosophie nur einreihen können, weil man sich, gewissermaaßen aus praktischen Gründen, genöthigt sah, dieser das ganze Feld der inneren Erfahrung zuzutheilen. Wenn die Statistik der Psychologie bis jetzt nur geringe Dienste geleistet hat, so ist wohl der Hauptgrund, daß beide Wissenschaften noch in ihren Anfängen stehen, die Psychologie noch kaum befähigt ist, um der Statistik nur bestimmte Fragen zu stellen, die Statistik noch nicht entwickelt genug, um ihre Methode auf psychische Thatsachen anzuwenden.

Als eine dritte Klasse von deductiven Wissenschaften erscheinen diejenigen, welche in positiven Urkunden eine gegebene Quelle für die Ableitung ihrer Erkenntniß haben. Unter diesem Gesichtspunkt treffen zwei sonst sehr heterogene Wissenschaften zusammen, die Theologie und die Rechtswissenschaft nach ihrer positiven Seite. Die wissenschaftliche Thätigkeit besteht im Wesentlichen hier im Interpretiren und Subsumiren und ein inductives Verfahren ist nur in secundärer Weise denkbar. Die sogenannte Criminalstatistik

z. B. berührt nicht die Rechts-, sondern die Staatswissenschaft, nicht den Richter oder Rechtsausleger, sondern den Gesezgeber, sodann und von anderen Gesichtspunkten aus den Psychologen, Ethnographen ꝛc.

So bleibt also nur der Kreis der Inductions- oder Erfahrungswissenschaften übrig. Unter diesen sind gemäß dem Obigen die Naturwissenschaften von einer Beziehung zur Statistik insoweit ausgeschlossen, als der typische Charakter der Einzelerscheinung reicht. Da das Individuelle jedoch überhaupt in den höhern Organisationsstufen allmälig ohne scharf abzuschneidende Grenzlinie beginnt und besonders in dem Leben der Thiere, die unter der menschlichen Einwirkung stehen, ein allmäliches Hinausschreiten der Natur über die ursprünglichen Grenzen ihrer Typen eintreten kann, so gibt es ein gemischtes Grenzgebiet, in welchem die Statistik, obwohl sie ihre eigentliche Heimath in der Individualwelt der menschlichen Gattung hat, doch ein analoges Verfahren auch auf einzelne Erscheinungen anderer Organismen anwendet, wie z. B. die Untersuchungen über Vererbung von Geschlecht und Eigenschaften durch statistische Behandlung der Erfahrungen bei Züchtung von Hausthieren werthvolles Material gewonnen haben. Das wichtigste und umfassendste Gebiet, wo die beiden großen Begriffe, Natur und Mensch, Typisches und Individuelles, sich durchdringen, ist der Leib des Menschen, die somatische Physiologie. Einen eigenthümlichen Pendant des statistischen Verfahrens bildet die meteorologische Observation, bei welcher der Begriff des Individuellen ganz wegfällt und es sich darum

handelt, einen unter dem abstracten Collectivbegriff der Witterung zusammengefaßten Complex geographischer Data und fluctuirender physischer Vorgänge durch successive Beobachtung an einem gegebenen Orte zu charakterisiren. Der Wechsel der Erscheinung von Moment zu Moment, statt von Individuum zu Individuum, weist hier in ähnlicher Art darauf hin, Durchschnitte und Mittelwerthe zu suchen und begründet die äußere Analogie des Verfahrens.

So kommen wir denn auf die schon früher genannten Erfahrungswissenschaften vom Menschen zurück, zu denen sich die Statistik als ihre gemeinsame Hilfswissenschaft verhält. Sie lassen sich eintheilen in die Lehren vom naturgeschichtlichen und vom geschichtlichen Menschen. Der Mensch kann entweder betrachtet werden nach seinem allgemeinen Gattungscharakter, nach der ursprünglichen und constanten Ausstattung und Begrenzung seiner Natur. Hieraus entstehen die anthropologischen Disciplinen, die sich dem Stoff nach in die somatologische und psychologische und dann vielleicht je wieder in eine physiologische und pathologische Seite theilen. Eine zweite Betrachtungsweise ist nun aber: wie stellt sich dieser naturgeschichtliche Mensch in der Wirklichkeit dar, oder was ist aus der Menschheit in Folge des menschlichen Zusammenlebens unter den geographischen Einwirkungen ihrer Wohnsitze im Verlauf der Jahrhunderte geworden? Der Anthropologie als der Lehre vom natürlichen Menschen tritt die Geschichte im weitern Sinn des Worts als die Lehre vom empirisch gewordenen Menschen gegenüber. Sie bildet jedoch, so wenig als die Lehre von

der Natur, Eine Wissenschaft; was man Universalgeschichte zu nennen pflegt, ist selbst nur ein Theil davon. Der unabsehbare Stoff löst sich, wie der der Natur, vermöge der Schranken der menschlichen Erkenntniß in eine Reihe mehr oder weniger selbstständiger Gruppen auf. Und zwar bieten sich der natürlichen Betrachtung zunächst zweierlei Arten von Gruppen dar, eine von Subjecten und eine von Objecten, oder eine der Individuen und eine der Lebenskreise. Man kann nämlich entweder natürliche Gemeinschaften von Individuen ins Auge fassen und sodann ihre Eigenthümlichkeiten durch alle Lebensgebiete hindurch verfolgen und im Zusammenhang aller Erscheinungen darstellen. Oder man kann bestimmte Lebensgebiete, die einzelnen, für unsere Betrachtung sich aussondernden Seiten der menschlichen Existenz aufsuchen und sie dann durch alle Individualgruppen hindurch vergleichen und wissenschaftlich zu begreifen suchen. Die natürlichen und gegebenen Gruppen von Individuen sind die Völker, sofern sie ihr gesellschaftliches Leben in einer einheitlichen Spize zusammenfassen und als Staaten besondere Persönlichkeiten und Glieder der Menschheit bilden. Es lassen sich dann ganze Gruppen von Völkern oder einzelne Theile in ähnlicher Weise betrachten. Die verschiedenen Lebensgebiete dagegen, die sich zum Gegenstand abgesonderter wissenschaftlicher Behandlung eignen, sind nicht erschöpfend aufzuzählen; es läßt sich wenigstens nach dem jezigen unvollkommenen Stand der Psychologie und der socialen Wissenschaften nicht abgrenzen, was Alles an dem vielgestaltigen Menschenleben sich zu einer beson-

deren Gruppe wissenschaftlich verbundener Objecte zusammenfassen lasse. Stünde die Psychologie auf festeren Fundamenten, als es der Fall ist, so würden sich aus ihr die natürlichen Lebensgebiete von selbst ergeben, da jedem Grundbedürfniß der Menschennatur auch eine sociale Verwirklichung entsprechen muß. So läßt sich nur sagen, daß sich das wirthschaftliche, geschlechtliche, gesellige, das intellectuelle Leben in seinen drei Gliedern, Sprache, Wissenschaft und Kunst, das sittliche, das religiöse, endlich das alle Lebenskreise ordnende politische Leben von selbst als solche besondere Sphären wissenschaftlicher Behandlung, die in Grundrichtungen der Menschennatur wurzeln, darbieten. Es läßt sich aber auch auf den Bildungsprozeß der Menschheit selbst der Blick richten, z. B. auf die geographischen Einwirkungen, auf die Fortpflanzung des Bildungskapitals durch Tradition und Erziehung ꝛc. und unter jedem solchen Gesichtspunkt gruppirt sich das empirische Material wieder anders. Das Universum und insbesondere die Menschenwelt hat nirgends scharfe Grenzlinien; der Linien, die die menschliche Beobachtungsweise darin ziehen kann, sind unzählige; jede wird an irgend einem Theile fließend oder willkürlich sein.

Alle diese Wissenschaften nun, sowohl die, die den natürlichen, als die den geschichtlich gewordenen Menschen und letzteren nach Gruppen von Individuen oder von Objecten betrachten, sind Erfahrungswissenschaften und beruhen, wie die Naturwissenschaften, auf Induction; sogar noch mehr, als diese, weil die deductive und mathematische Be-

handlung in der unorganischen Welt einen weit größeren Spielraum hat als in der organischen. Alle haben daher empirische Objecte zu beobachten und in ihnen die constanten Ursachen oder Gesetze aufzusuchen; d. h. sie haben einen empirischen und einen ätiologischen Theil und jeder Irrthum hat stets seinen Grund darin, daß entweder mangelhaft beobachtet oder falsch geschlossen worden ist. Der empirische Theil ist nun aber selbst wieder von zweierlei Art. Der Gegenstand wird entweder so, wie er sich der gegenwärtigen Beobachtung in der Breite seiner gleichzeitigen räumlichen Ausdehnung und Erscheinung darbietet, ermittelt, oder wird seine Entstehung und Entwicklung in der Zeit aufgesucht. Das erste nennen wir den graphischen, das zweite den historischen Theil der hier besprochenen Wissenschaften. Und hier nun eben dieser graphische, auf Beobachtung ruhende Theil jener Wissenschaften ist der Ort, an dem die Statistik ihr Heimathrecht hat. Sie fällt nicht mit demselben zusammen, aber sie ist ganz in demselben enthalten. Jene individuelle Beobachtung nemlich, der wir die Statistik, als die universelle gegenüber gestellt haben, ist nicht überhaupt ausgeschlossen und unbrauchbar für wissenschaftliche Zwecke; sie wird nur immer etwas Unsicheres, für sich allein Ungenügendes haben; auch gibt es unzweifelhaft Einzelnheiten, denen eine typische Bedeutung beigelegt werden kann; und der Geist und Takt, mit welchem der Forscher von seiner individuellen Erfahrung und den typischen Einzelnheiten Gebrauch zu machen weiß, wird schließlich immer von entscheidender Bedeutung für das

Maaß seiner wissenschaftlichen Befähigung bleiben. Allein das statistische Verfahren, die universelle Beobachtung ist es, was die subjective Erfahrung, die Hypothese zu ergänzen und zur wissenschaftlichen Erkenntniß zu erheben hat.

So erscheint denn die Statistik auch in diesem Zusammenhang wieder als die gemeinsame Hilfswissenschaft für die empirologische und zwar graphische Seite der Wissenschaften vom Menschen. Bei dem engen Zusammenhang derselben dient sie in der Regel durch Eine Klasse von Beobachtungen mehreren von ihnen zugleich. Denn jede gesellschaftliche Thatsache wird theils die Gruppe von Individuen, welche das Feld der Beobachtung bildete, theils die bestimmten Lebensgebiete, denen das Object der Beobachtung angehört, theils näher oder entfernter die menschliche Gattung characterisiren, und jedenfalls immer dabei noch eine historische Bedeutung haben. Eine Ermittlung der irischen Auswanderung z. B. wird dem Ethnographen, dem Politiker, dem Nationalöconomen, dem Populationistiker, dem Psychologen und dem Historiker Stoff zu wissenschaftlicher Betrachtung sein können. Die Statistik hat im Allgemeinen zu allen diesen Fächern die gleiche Stellung; und es ist zufällig, in wessen Diensten ihre Institute am meisten in Anspruch genommen werden. Allein es gibt allerdings Eine Disciplin, der sie näher steht, als allen andern, die nothwendig ihr erstes und nächstes Object bildet. Wenn nemlich die Statistik eine bestimmte Gruppe von Individuen als das Feld ihrer Beobachtung absteckt, so ist es eine jeder andern vorausgehende Aufgabe, dieses Terrain selbst

zu untersuchen und zu bestimmen; sie muß den Grundbestand ihres Beobachtungsfeldes constatiren, d. h. die Individuen jener Gruppe zählen, nach den fundamentalsten physiologischen Momenten, Geschlecht und Alter, unterscheiden, die durch Geburten und Sterbfälle, Ab- und Zuzug bedingten Fluctuationen des Grundbestandes ermitteln, woran sich noch die Berücksichtigung der elementarsten gesellschaftlichen Unterschiede, des Familienstandes, des Berufs, des Charakters der Wohnpläze ꝛc. leicht anschließt. Das fundamentale Object der Statistik ist hienach die Bevölkerung; es ist das erste und wichtigste Merkmal der menschlichen Gemeinschaften, das sie zu ermitteln hat und sie kann ohne diese Grundlage keinen weiteren Schritt mit nur einiger Sicherheit thun; auch kann keine der andern Wissenschaften ohne Beachtung dieser Grundlagen von den statistischen Ergebnissen über irgend einen Punkt Gebrauch machen. Darum fällt aber gleichwohl die Bevölkerungslehre nicht mit der Statistik zusammen; sie ist nur aus ihr hervorgegangen und ihre erste Frucht. Die Statistik ist überhaupt nicht eigentliche Lehre, sondern wissenschaftliche Praxis, wie etwa die Hermeneutik und Critik; ihre Lehre kann nur aus ihrer Theorie, aus Betrachtungen, wie die vorliegende, bestehen; ähnlich wie eine Lehre der Hermeneutik nur methodologischen Inhalts sein könnte *).

*) Auch die sprachliche Form des Wortes ist hiefür nicht ohne Bedeutung. Die Namen der Wissenschaften endigen auf -ie oder -ik. Die ersteren mit den Formen —logie, —gnosie, —nomie, —graphie, —metrie ꝛc. enthalten eine selbstständige Lehre, ein zusammenhängen

Hieraus ist zugleich klar, daß die Statistik stets nur mit der Gegenwart zu thun hat. Vergangenes läßt sich nicht beobachten, sondern nur durch Conclusion ermitteln aus Spuren, die es zurückgelassen hat, aus Zeugnissen, die davon übrig sind. Eine Statistik vergangener Zeiten ist bei unserer Definition so wenig herzustellen als eine Hermeneutik verlorener Bücher. Was man so zu nennen versucht sein kann, ist in Wahrheit etwas Anderes. Man kann allerdings z. B. eine Bevölkerungsstatistik einer Stadt, eines Bezirkes oder Landes fürs Jahr 1600 nachträglich fertigen, wenn sich die Kirchenbücher oder andere Urkunden von jener Zeit noch erhalten haben. In diesem Fall liegen aber die Beobachtungen selbst noch aus jener Zeit vor, die nur nachträglich geordnet und etwa durch Schlüsse aus Sätzen der Bevölkerungslehre ergänzt werden. Hierin liegt zugleich, daß jede statistische Ermittlung mit dem Augenblick ihrer Vollendung bereits begonnen hat, der Geschichte

des Ganzes von Forschungsergebnissen; die auf —ik sind sprachlich nur feminina eines Adjectivs nach der griechischen Form ἡ —ικὴ scil. τέχνη; sie bezeichnen somit ursprünglich keine eigentliche und selbst ständige Wissenschaft, sondern nur eine wissenschaftliche Beschäftigung, Kunst, Fertigkeit für praktische oder theoretische Zwecke. Deßhalb endigen alle Hilfswissenschaften, alle mehr in einer wissenschaftlichen Praxis bestehenden Disciplinen auf —ik; so Kritik, Hermeneutik, Heraldik, Diplomatik, Numismatik, Mechanik, Optik, Didactik, Pädagogik, Dialectik ꝛc. ꝛc. Mehrere andere Disciplinen traten wenigstens zuerst allein in dieser Gestalt auf und behielten dann diese Form auch bei, nachdem sie zu systematischen Wissenschaften waren ausgebildet worden; so Mathematik, Arithmetik, Logik, Grammatik. Bei einigen wenigen Namen dagegen kommt die Endung auf -ik nicht von ἡ —ικὴ, sondern von τὰ —ικά; wie Physik, Metaphysik, Ethik.

anheimzufallen, aber nicht um hier wie in einem Abgrund zu verschwinden, sondern um als schätzbarstes Material der Geschichte selbst und anderer Wissenschaften dauernden Werth zu behaupten.

Es fragt sich nun aber noch, wie sich die Aufgabe der Statistik in ihrem Verhältniß zu den Erfahrungswissenschaften vom Menschen näher gestaltet, bis zu welchem Punkte sie die Beobachtung fortzuführen, in welchem Zustand sie deren Ergebnisse an die anderen Wissenschaften abzuliefern hat. Wäre ihr Geschäft mit der Beobachtung und Zählung gewisser gleichartiger Einzelfälle abgeschlossen, so würde sie den Namen einer Wissenschaft nicht in Anspruch nehmen können, wiewohl auch zur Anordnung und Leitung einer statistischen Aufnahme immer noch mancherlei Kenntnisse und administrative Fähigkeiten erforderlich sind; sie verhielte sich dann zu jenen Wissenschaften im Grunde doch nicht anders, als der Kräutersammler zur Botanik. Wir haben daher oben schon gesagt: die Aufgabe der Statistik sei die Ermittlung von Merkmalen oder die Charakteristik menschlicher Collectivbegriffe auf Grund universeller Beobachtungen und Zählungen. Der Statistiker muß die Zahlen, die er mittheilt, zugleich interpretiren, als ein Merkmal der Gruppe, welcher sie entnommen sind, nachweisen. Wir wollen das an dem nächsten besten vulgären, zufällig sich darbietenden Beispiel zu zeigen suchen. Nach der Aufnahme des Viehstandes von 1861 ergaben sich für Württemberg 96,000 Pferde, so und so viel unter, so viel über drei Jahre, so viel in dem Ort, Bezirk, Kreis, so viel in

jenem. Solche Zahlen sind stumm; der Leser und Hörer vermag zunächst nicht mehr dabei zu denken, als wenn man ihm sagte: das Pferd heißt auf tamulisch so und so. Er weiß gleich vornherein nicht: ist dies nun viel oder wenig? Der Statistiker hat nun den stummen Zahlen den Mund zu öffnen. Er wird zeigen, daß zur Würdigung jener Zahl zunächst ein doppeltes Verhältniß zu beachten ist, das zum Areal, und zwar speciell zum landwirthschaftlich benützten, sodann das zur Bevölkerung, und daß zwischen diesen beiden Gesichtspunkten eine umgekehrte Proportion Platz greifen muß, sofern, je mehr Menschen auf einer bestimmten Fläche ihre Nahrung zu erzeugen haben, um so weniger Pferde ceteris paribus noch ihre Nahrung darauf finden können. Er wird nun unter diesem doppelten Gesichtspunkt den Pferdestand anderer Länder, zunächst der benachbarten und der deutschen, vergleichen, Württemberg seinen bestimmten Platz in ihrer Reihe ermitteln, und so schließlich etwa zeigen, daß es der absoluten Zahl nach im Vergleich zum Areal hinter dem Durchschnitt der deutschen Länder noch zurückstehe, daß aber relativ genommen nur noch Sachsen unter allen deutschen Ländern auf dichter bevölkerter Fläche eine größere Pferdezahl ernährt, somit jener württembergische Pferdestand schon im Allgemeinen als ein Merkmal von Fruchtbarkeit und intensivem Anbau erscheint. Im Rückblick auf frühere Zählungen wird sodann der Statistiker zeigen, daß die neueste Zahl zwar gegen den Stand der vorangegangenen Zählungen eine namhafte Vermehrung enthält, doch immer noch nicht unbedeutend gegen die Pferde-

zahl der 30er und 40er Jahre zurücksteht, im Großen und Ganzen jedoch beim Rückblick auf eine 40jährige Periode die Zahl ziemlich stationär erscheint, im Verhältniß zur Bevölkerung somit immer mehr zurückbleibt. Aus der Zahl der Pferde unter drei Jahren läßt sich noch schließen, ob das neuerliche Anwachsen auch für die nächste Zukunft in Rechnung zu nehmen ist. Um sodann die Gründe dieser Veränderungen näher zu erkennen, wird man auf die verschiedenen Zwecke, denen die Pferde dienen, zu achten, durch Vergleichung der Ortslisten die Militär-, Luxus-, Verkehrs-Pferde von den für die Landwirthschaft verwendeten zu unterscheiden und nachzusehen haben, auf welche dieser Classen und auf welche Bezirke eine Zu- oder Abnahme fällt, welche Wirkung insbesondere z. B. die Eröffnung der verschiedenen Eisenbahnlinien geäußert hat; an jede Ab- oder Zunahme einer jener Rubriken werden sich mancherlei wichtige Folgerungen und Aufschlüsse anreihen. Indem sodann auf die Unterschiede in den einzelnen Landestheilen geachtet wird, ergibt sich, daß jene Gesammtzahl von 96,000 Pferden sich aus den verschiedenartigsten Einzelsummen zusammensetzt, daß fast alle Abstufungen von den pferdereichsten bis zu den pferdeärmsten Gegenden im Lande vertreten sind, und daß in jeder derselben die Pferdezahl der getreue Spiegel der agrarischen Verhältnisse ist. Im Anschluß an die populäre und hergebrachte Unterscheidung des Roßbauern vom Ochsen- und Kühbauer gibt die Vergleichung der Pferdezahl mit dem landwirthschaftlichen Areal in ländlichen Bezirken die natürlichsten Anhaltspunkte für die Ver-

gleichung der Größe der bäuerlichen Besitzungen. Wo 4—500 Pferde auf der Quadratmeile der Landwirthschaft dienen, wie in Oberschwaben, können weder Großgüter noch Zwergwirthschaften vorherrschen, wo nur 70—80, muß die Zahl der ansehnlicheren Bauerngüter sehr klein sein. Zwischen diesen Extremen nimmt dann jeder Landestheil und Bezirk seine bestimmte Stelle ein. Man wird die größeren Pferdestände nicht in den Gegenden des Wein- und Gartenbaus, der Güterzerstücklung, nicht in den Wald und Gebirgsregionen, nicht in den Umgebungen der größeren Städte und Industriebezirke suchen. Unter diesen Gesichtspunkten wird zuletzt jede einzelne Zahl bedeutsam und markirt eine ganz bestimmte Art von agrarischen Verhältnissen. Aus der Vergleichung der früheren Ziffern ergibt sich, in welchen Landestheilen und in welchem Umfang die Roßbauern sich in Ochsenbauern verwandeln, und wo die umgekehrte Bewegung vor sich geht. So verwandeln sich schließlich die Ziffern in deutliche Merkmale des Volkslebens und der volkswirthschaftlichen Verhältnisse; das numeri loquuntur ist zur Wahrheit geworden, aber eben damit auch die Aufgabe des Statistikers beendigt. Wenn jene 96,000 Pferde durch diese, natürlich nur beispielsweise genannten und die Sache nicht erschöpfenden Betrachtungen zu einem charakteristischen Merkmal des württembergischen Volks- und Wirthschaftslebens erhoben sind, so daß den gegebenen Bedingungen weder ein Mehr noch ein Weniger entsprechen würde, so hat er die weiteren Conclusionen, die theoretischen wie die praktischen, Anderen zu überlassen. Er hat allerdings,

wie unser Beispiel zeigt, nach dem Causalzusammenhang zu fragen, und es ist dies sogar nach unserer Ansicht der wichtigste Theil seiner Arbeit, aber er hat nur die concreten Ursachen der ihm vorliegenden Erscheinungen, nicht die constanten Ursachen oder Gesetze derselben aufzufinden. Er hat nur die Thatsachen ins Licht zu stellen, aber weder Lob noch Tadel, weder Theoreme noch Rathschläge daran anzuschließen. Die Fragen, welchen Werth überhaupt die verschiedenen agrarischen Systeme haben, ob die größeren oder kleineren bäuerlichen Güter, sei es im Allgemeinen, oder für Württemberg vortheilhafter seien, unter welchen Bedingungen es für den Landwirth räthlich sei, zur Pferdehaltung überzugehen oder dieselbe aufzugeben und ähnliche wird er der Volkswirthschaft, beziehungsweise den landwirthschaftlichen Disciplinen überlassen. Ebenso werden die betreffenden Staatsbehörden zu prüfen haben, ob etwa eine weitere Verminderung des Pferdestandes im Interesse der Kriegsbereitschaft des Landes nachtheilig sein würde, ob derselben aus diesem oder anderem Grunde entgegengewirkt werden kann und will, ob die Ein- oder Ausfuhr von Pferden zu begünstigen oder zu erschweren sein mag, ob sich der Pferdebesitz zu einem Object der Besteuerung eignet u. s. w. Der Statistiker hört auf, Statistiker zu sein und treibt Nationalökonomie, Politik oder Finanzwissenschaft, wenn er auf diese Gebiete hinübertritt. Alles das vollständig ans Licht zu stellen, was er mit seiner Zahlenreihe in der Hand unter vergleichender Zuziehung anderer zuverlässiger statistischer Erhebungen oder notorischer That-

sachen hinsichtlich der von ihm beobachteten Gruppe beweisen oder vielleicht auch nur zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit bringen kann, das ist sein Feld. Es gibt im Ganzen nur wenige statistische Publicationen, in welchen die Summe von Folgerungen, die auf solchem Wege in stringenter Weise aus den Zahlen abgeleitet werden könnten, auch nur annähernd gezogen wäre. Tausende dagegen ziehen täglich aus statistischen Aufnahmen die leichtfertigsten Schlüsse. Aus seinen Zahlenreihen correct und erschöpfend zu schließen, darin sehen wir die wichtigste Eigenschaft des Statistikers. Nur dem Kundigen öffnet die sonst stumme Zahl den Mund, wie Bileams Eselin nur dem Propheten vernehmlich war. Das obige Beispiel von den Pferden gehört zu den einfachsten und greift fast nur in Ein Fach, das der Volkswirthschaft ein; das Object kann aber eben so leicht der Art sein, daß zu einer genügenden Behandlung physiologische, psychologische, juristische ꝛc. Kenntnisse erforderlich sind. Schon in den Fragen der Bevölkerungsstatistik, z. B. in der Behandlung der Sterblisten, greifen die mannigfaltigsten und complicirtesten Verhältnisse in einander. Es kann nichts unrichtiger sein, als die Meinung, das bloße Zählen und Rechnen und Zahlengruppiren mache schon den Statistiker, er muß universelle Bildung mit vielseitigem positiven Wissen, ein großes Combinationsvermögen mit scharfer Logik verbinden; eben das, daß er einer ganzen Gruppe von Wissenschaften zu dienen hat, stellt die Forderung an ihn, zwei Eigenschaften in sich zu vereinigen, die nur durch das Bindeglied hoher, allgemeiner

Bildung vereinbar scheinen, Präcision des Denkens und eine gewisse Polyhistorie.

Wenn wir nun in der ganzen bisherigen Ausführung das Vorhandensein einer socialen Hilfswissenschaft, die den Erfahrungswissenschaften vom Menschen durch die Handhabung des methodologischen Mittels der universellen Beobachtung in die Hände arbeitet, constatirt und begründet und derselben den Namen Statistik beigelegt haben, so lassen wir damit jene andere Wissenschaft von den Zuständen der Menschheit oder Völker und Staaten an sich ganz unberührt; und diese müßte bei unserer Auffassung ihren Plaz dann eben unter jenen Wissenschaften, denen die Statistik zu dienen hat, suchen. Nur den Namen haben wir ihr entzogen und auch diesen nicht auf Grund eines etymologischen oder historischen Anspruchs; im Gegentheil würden wir unserer Hilfswissenschaft lieber den bezeichnenderen Namen: sociale Empiristik oder einen ähnlichen beigelegt sehen. Nur weil sich der deutsche Sprachgeist, der usus tyrannus, nun einmal unzweifelhaft in dieser Richtung entschieden hat, blieb nichts Anderes übrig, als das Kind, statt nach seinem rechten Vater, nach demjenigen, der es groß gezogen und adoptirt hat, zu taufen. Eine andere Frage ist es nun aber, ob jene zweite Wissenschaft, die sich bisher auch Statistik nannte und von den Männern der Wissenschaft sogar ausschließlich so genannt wurde, den Verlust jenes Namens eben so leicht verschmerzen wird, als unsere Hilfswissenschaft darauf verzichten könnte. Auch in der Societät der Wissenschaften ist ein alter Name, eine

stattliche Firma ein werthvoller Besitz, zumal für denjenigen, mit dessen sonstigen Legitimationspapieren es nicht zum Besten bestellt ist. Das Namenlose ist auch hier recht- und heimathlos, und wo will jene politische Zustandswissenschaft wieder einen so vieldeutigen, proteischen Namen finden, als Statistik mit der doppelten Ableitung von status, der Staat und status, der Zustand?

Wir haben keinen Zweifel darüber, daß es ein reales, einen besonderen Platz im Kreise der Wissenschaften erforderndes Bedürfniß der menschlichen Erkenntniß ist, dem jene politische Zustandswissenschaft genügen will, aber die große Zahl von vergeblichen Versuchen zeigt, daß es nicht leicht ist, dies Bedürfniß genau zu bezeichnen und die Aufgabe der ihm entsprechenden Disciplin zu bestimmen. Die Schwierigkeit ist dadurch, daß wir unter dem Namen der Statistik eine methodologische Hilfswissenschaft ausgesondert haben, zwar vermindert, aber noch nicht beseitigt; sie scheint vorzugsweise darin zu liegen, zwischen zwei Abwegen, die nahe aneinander grenzen, die richtige Straße zu finden. Auf der einen Seite liegt die Gefahr, daß man nur ein mixtum compositum von Notizen aus Geographie, Geschichte, Staatsrecht, Ethnographie, Bevölkerungslehre, Volkswirthschaftslehre zu Stande bringt, das eigentlich nicht zu den Wissenschaften, sondern zu jenen mannigfaltigen Compleren von Wissensstoffen zu rechnen ist, in welchen Stücke verschiedener Wissenschaften unter dem Gesichtspunkt eines bestimmten praktischen Bedürfnisses zusammengefaßt werden, wie z. B. Technologie, Handelswissenschaften ꝛc. Das praktische Be-

dürfniß, das bei solchen Notizensammlungen im Stillen als das einheitliche Band des Ganzen behandelt wird, ist dann etwa das Interesse des Zeitungslesers. Der andere Abweg ist aber, daß man, um aus dem Kreis der Wissenschaften nicht verdrängt zu werden und doch auch von jenem bunten und reichen Stoff nichts fahren zu lassen, eine wissenschaftliche Aufgabe aus so weiten und abstracten Begriffen formulirt, daß in der That de omnibus et quibusdam aliis darin die Rede sein kann.

Auf den lezteren Abweg scheinen uns nun diejenigen gerathen zu sein, welche den Begriff des Zustandes zum Fundament einer besonderen Wissenschaft machen zu können glauben, die uns jene Doppelgängerin der Universalgeschichte construiren, jene Wissenschaft, die sich das Leben der Menschheit als ruhendes Dasein denkt, jene stillstehende Geschichte, die nicht auf das Werden, sondern nur auf das Gewordene achtet und den Bau der Menschheit durch die Zeichnung eines Querdurchschnittes deutlich macht. Wenn in Wahrheit die Geschichte eben einmal nicht stillesteht, wenn das Leben der Menschheit kein ruhendes Dasein ist, sondern ein ruheloses Schaffen am sausenden Webstuhl der Zeit, so kann es auch keine Wissenschaft geben, die berechtigt wäre, sich dies so zu denken. Deductive Wissenschaften kann es geben, die eine Fiction oder Abstraction zu ihrem Ausgangspunkt haben, aber eine Erfahrungswissenschaft, die auf einer Fiction ruht, muß selbst eine Fiction sein, und eine Lehre von ruhenden Völkerleben kann es so wenig geben, als von stillstehenden Strömen. So wenig die Ar-

chitektonik nur die Lehre von den Aufrissen der Gebäude behandelt und die Lehre von den Querdurchschnitten einer andern Disciplin zuweist, so wenig greift der Geschichtschreiber in fremdes Gebiet hinüber, wenn er uns ein Volksleben bald in einer Reihe successiver Begebenheiten, bald in einer Uebersicht seiner gleichzeitigen Erscheinungen schildert. Beides sind nur Darstellungsformen, die durch den discursiven Charakter der menschlichen Erkenntniß bedingt sind.

Es mag vielleicht kleinlich erscheinen und ist doch nicht ohne Bedeutung, wenn wir daran erinnern, daß der Begriff des Zustandes zu den der deutschen Sprache eigenthümlichen, keineswegs in jeder gebildeten Sprache vorhandenen gehört. Nur die an abstracten Gebilden gleich reiche Sprache der Hellenen hat ähnliche Ausdrücke. Den Terminus der griechischen Grammatiker, *ῥήματα διαθετικά*, den wir im deutschen durch „zuständliche Zeitwörter" wiedergeben, vermochte das Lateinische nur durch die negativen Ausdrücke, Verba neutra oder intransitiva, zu übersezen. Die Worte status. état, state, heißen nicht „Zustand", sondern „Stand". Der Stand ist derjenige Punkt einer von einem Gegenstand durchlaufenen Bahn, auf welchem dieser sich in dem Augenblick unserer Betrachtung befindet, wie wir vom Stand der Sonne, der Papiere, eines Prozesses reden. Die Sprachen, die sich auf diesen Ausdruck der Sache beschränken, vermögen also von dem richtigen Bewußtsein des Heraclitischen Sazes *πάντα ῥεῖ* keinen Augenblick zu abstrahiren. Zu dem Wort „Zustand" dagegen sehen wir von einer vorangegangenen und nachfolgenden Bewegung des Gegenstandes,

sowie von allem Verhältniß zu andern Gegenständen ab und vergleichen ihn nur mit sich selbst, d. h. mit der normirenden Vorstellung, die das betrachtende Subject dazu mitbringt. Der Zustand eines Dings ist die Gesammtheit seiner gleichzeitigen Merkmale, verglichen mit unserer Forderung an dasselbe. In diesem Sinne ist es, daß wir mit dem Worte „Zustand" in der Regel nur Prädikate, die ein Werthurtheil enthalten, verbinden, von einem guten oder schlechten, angenehmen, traurigen, verwahrlosten, befriedigenden Zustand reden. Hiebei kommt natürlich Alles auf den mitgebrachten Maßstab an. Qualitative Prädikate anderer Art verbinden wir mit dem Begriff des Zustandes nur dann, wenn ein und dasselbe Object wesentlichen, die Gesammtheit seiner Merkmale alterirenden Veränderungen unterworfen ist, wie man z. B. von einem starren oder flüssigen Zustand des Wassers, oder von Zuständen des Wahnsinns, der Schwermuth, oder weiter von einem Zustand der Fäulniß, der Trockenheit ꝛc. spricht. An sich sollte man meinen, daß das Wort Zustand von Einem Gegenstand nicht in der Mehrzahl gebraucht werden könnte, da es stets nur Eine Gesammtheit von gleichzeitigen Merkmalen geben kann. Die deutsche Sprache hat sich jedoch gewöhnt, wenn von einem Collectivbegriff, der eine Mannigfaltigkeit individuell verschiedener Dinge unter sich begreift, die Rede ist, lieber die Mehrzahl zu gebrauchen, und somit nicht von dem Zustande, sondern von den Zuständen einer Gesellschaft, eines Volkes, der Menschheit zu reden. An Klarheit der Begriffe ist jedenfalls mit diesem

Pluralis Nichts gewonnen und wenn dann die Gelehrtensprache noch weiter geht und auch noch die Wörter „zuständlich" und „Zuständlichkeit" bildet, wenn wir z. B. bei einem Schriftsteller über Statistik lesen, die Statistik behandle diejenigen Erscheinungen vom Leben der Menschheit, welche ein „Moment der Zuständlichkeit" an sich haben, so scheint sich uns damit die Sprachbildung wieder in jene Nebel- und Wolkenregion zu verlieren, die nichts mehr deutlich erkennen läßt, und erinnert an eine beliebte Eigenheit der deutschen Gelehrsamkeit, über die der Fremde nicht mit Unrecht klagt oder spottet. Wenn nun aber an diesen Erläuterungen des Wortes etwas Wahres ist, so würde nun die Wissenschaft von dem Zustand oder den Zuständen der Menschheit nicht weniger sein, als die Wissenschaft, welche die Gesammtheit der gleichzeitigen Merkmale der Menschheit, an ihrer Idee gemessen, darstellt. Dieser Aufgabe wollen wir die Großartigkeit ihrer Conception nicht bestreiten; wohl aber glauben wir, daß sie die Bedingungen unserer Erkenntnisse, sowie den jetzigen Stand aller socialen und geschichtlichen Wissenschaften weit überfliegt, daß sie, soweit sie überhaupt als ausführbar erscheinen kann, der Universalgeschichte zuzutheilen ist, daß sie zu demjenigen, was sich uns nachher als concreter Inhalt zu Ausfüllung jenes Rahmens darbietet, jenen bunten geographischen, staatsrechtlichen, statistischen Notizen in einem seltsam idealen Verhältniß steht. Sodann erfordert schon die Oekonomie des wissenschaftlichen Lebens, für welches das Gesez der Theilung der Arbeit gleichmäßig gilt, keiner einzelnen Dis-

ciplin ein so ausgedehntes und ungleichartiges Feld abzumessen, daß keines Menschenlebens Kraft und Dauer ausreicht, es auch nur flüchtig zu durchwandern. Zustand der Menschheit ist ein ungreifbarer, unabsehbarer Begriff.

Gleichwohl erhält sich allen diesen Einwendungen gegenüber doch das untrügliche Gefühl, daß es sich hier nur um Irrthümer in den Ausdrücken, in der Formulirung handeln könne und daß es eine Betrachtungsweise des gesellschaftlichen Lebens geben müsse, die, wenn sie auch im weiteren Sinn des Worts eine geschichtliche zu nennen sein möge, doch nach Zweck und Art von der historischen Darstellung zu unterscheiden sei. Werden doch schon psychologisch ganz andere geistige Kräfte in Bewegung gesetzt, wenn ich ein Volk in lebendiger Gegenwart, in der Fülle und Breite seiner mannigfaltigen Thätigkeiten beobachte und zu begreifen suche, als wenn ich durch Schlußfolgerungen aus Denkmälern und Berichten vergangene Begebenheiten oder Zustände mich zu errathen bemühe.

Den Ort und die Grenzen der hier in Frage stehenden Disciplin haben wir vom Standpunkt unserer Auffassung aus schon im Obigen bezeichnet. Indem wir sämmtliche Wissenschaften, die den socialen, geschichtlich gewordenen Menschen behandeln, in solche theilten, welche die natürlichen Gruppen von Individuen, und in solche, welche die natürlichen Gruppen von Lebenskreisen zum Gegenstand haben, indem wir die natürlichen und gegebenen Gruppen von Individuen in den Völkern, sofern sie Staaten bilden, erkannten, indem wir sodann bei jeder Wissenschaft wieder

einen graphischen, historischen und ätiologischen oder systematischen Theil unterschieden, so entspricht der graphische oder beschreibende Theil der Völkerlehre genau demjenigen, was wir hier suchen.

Wie heißt nun diese Wissenschaft, da doch jedes Ding vor Allem eines Namens bedarf und bei einer Wissenschaft die Namengebung dem Ritterschlag gleicht, der sie aus dem Stand der Knappen in den Kreis der Freien und Ebenbürtigen führt? Die Auswahl ist auch nach Streichung der Statistik nicht klein: Völkerbeschreibung, Volkskunde, Völkerkunde, Völkerzustandskunde, Staats- oder Staatenkunde, Ethnographie, politische Geographie? Es ist nicht gleichgültig, welchen von diesen Namen man wählt, denn jeder gibt dem Grundgedanken eine gewisse Modification, die nicht ohne weiteren Einfluß bleiben kann. Die erste Frage ist: sind die Völker oder Staaten das Object jener Wissenschaft oder sind beide neben einander zu nennen? Diejenigen, welche den Namen der Staatenkunde für hinreichend halten, um Alles dasjenige zu umfassen, was man jener Wissenschaft als ihren Stoff zuzuweisen pflegt, müssen den Begriff des Staats in einem universellen Sinne fassen, den wir nicht für berechtigt halten können. Der Staat ist die das Volksleben ordnende Gewalt, aber nicht das Ordnende, sondern das Geordnete bildet die Substanz einer Sache. Allerdings faßt der Staat die Totalität der menschlichen Bestrebungen unter einem schirmenden Dach und hinter schützenden Mauern zusammen und unterwirft sie im Innern des Baus einer für Alle bindenden Hausordnung;

aber in die Beschreibung eines Baus und seiner inneren Ordnung gehört darum doch nicht auch das Leben und der Charakter seiner Bewohner. Mit weit größerem Recht wird vielmehr, wer das Leben und den Charakter dieser Bewohner schildern will, auch das als ein für sie charakteristisches Merkmal in seine Darstellung mit aufnehmen, was für ein gemeinschaftliches Wohnhaus sie sich gebaut und welche Hausordnung sie sich gegeben haben. Geboren werden und Sterben, Heirathen und Kindererzeugen, Kaufen und Verkaufen, das Feld bestellen oder ein Gewerbe treiben, Erben und Erwerben, arm sein oder reich, gebildet oder ungebildet, wohlwollend oder herzlos, fromm oder unfromm ꝛc. sind Ereignisse, Handlungen, Eigenschaften des Lebens der Einzelnen, zu denen der Staat zwar mancherlei Beziehungen, von denen Notiz zu nehmen er mancherlei Interesse haben mag, die aber, unabhängig von ihm, den Inhalt des individuellen Lebens ausmachen und außer und vor dem Staat gedacht werden können. Das politische Leben ist eine Seite des Volkslebens, nicht umgekehrt. Respublica res populi, sagt Cicero mit einem keineswegs blos für Republiken wahren Ausdruck, fährt aber fort: populus autem non omnis hominum coetus quoquo modo congregatus sed coetus multitudinis juris consensu et utilitatis communione sociatus. In diesem Sinne war es, daß wir oben nicht einfach die Völker als das Object unserer Wissenschaft bezeichneten, sondern die Völker, sofern sie Staaten bilden, sich in der Spize einer einheitlichen, ordnenden Gewalt zusammenfassen. Es ist jedoch nur ein

Mangel der deutschen Sprache, daß wir diesen Zusaz zu machen hatten. Das deutsche Wort „Volk" hat zwei sehr verschiedene Bedeutungen, eine ethnographische und politische. Die Griechen und Römer hatten dafür getrennte Bezeichnungen, ἔθνος und δῆμος, gens (oder natio) und populus. Die Deutschen sind ein Volk im ethnographischen Sinne, aber nicht im politischen; die Schweizer, die Oesterreicher sind es im politischen, aber nicht im ethnographischen. Die Ethnographie wäre daher der Geschichte, der politischen Geographie, oder der Anthropologie zuzuweisen; für unsere Wissenschaft aber würden wir am liebsten den Namen „Demographie" wählen. Für die schwächste Einwendung gegen eine solche Benennung würden wir die halten, daß wo möglich ein deutsches Wort zu wählen wäre. Die Wissenschaften sind Gemeingut der Menschheit und fragen nichts nach den Grenzpfählen der Sprachen und Völker; dies hat eben seinen Ausdruck in ihrer gemeinsamen, den alten Sprachen entnommenen Terminologie. Wollte jedes gebildete Volk die wissenschaftlichen Ausdrücke in seine Sprache umprägen, so gäbe das nicht nur eine unnöthige Erschwerung aller gelehrten Studien, sondern auch eine wirkliche Gefährdung der Wissenschaften selbst, sofern im Gebiet des abstracten Denkens nur selten zwei Sprachen congruente Begriffe bilden. Eine einzelne Wissenschaft ist kein Gattungsbegriff; sie ist nur einmal vorhanden und fordert daher eine Art von nomen proprium für ihre Bezeichnung. Der wissenschaftliche Terminus will benennen, nicht definiren; und das leistet uns eben der Gebrauch der

Fremdsprache besser. Man denkt bei Casus nicht an einen Fall, bei Dativ und Accusativ nicht an ein Geben oder Anklagen; die deutschen grammatischen Bezeichnungen aber, wie „Wessenfall, Verhältnißwörter, Beiwörter, Fürwörter“ machen Anspruch darauf, zugleich eine Erklärung der Sache zu geben, was doch nie möglich ist und nur zur Verwirrung führt. So schlimm ist es nun zwar nicht mit jenen aus Lehre, Kunde, Beschreibung ꝛc. gebildeten Namen von Wissenschaften, aber doch wird sich neben den alten, weltgültigen Namen der Physik, Logik, Ethik, Geographie, selbst die Naturlehre, Denklehre, Sittenlehre, Erdkunde, wiewohl diese Bezeichnungen noch zu den besten gehören, nicht behaupten können. Wenn man nur die Eine Unbequemlichkeit nimmt, daß diese Wörter keine adjectivische Form haben! Wie unzähligemal ist man veranlaßt, von einer physicalischen, ethischen, geographischen Untersuchung, Frage, Schrift, Beziehung, Seite der Sache zu reden und wie kümmerlich muß man sich da mit den deutschen Wörtern behelfen! Ebenso ist es mit der Bildung der Substantiva: der Physiker, der Geograph, wo man dann sagen müßte: der Naturlehrer, der Erdkundige. Besonders ungeschickt ist hierin aber die Form, Kunde, da das Wort nun einmal ursprünglich ein Wissen und nicht ein zu Wissendes, nicht eine Wissenschaft bezeichnet, und dieser Sinn besonders in dem Adjectiv „kundig“ ausschließlich zu Tage tritt. Zudem haben die Composita aus solchen Wörtern eine so schwache Cohäsion, daß, wenn ein Wort von stärkerer Verwandtschaft in ihre Nähe kommt, sie eine Neigung zeigen, ihre Ver-

bindung wieder aufzulösen. Statt „Volkskunde, Staatskunde von Bayern" möchte man lieber sagen: Kunde vom bayerischen Volk oder Staat, wenn das Wort Kunde diese Isolirung vertrüge und damit nicht in seine Grundbedeutung zurückfiele. Noch weniger aber ließe sich sagen: Völkerkunde, Staatenkunde von Bayern. Dazu kommt, daß die griechischen Namen schon durch ihre Endungen —graphie, —logie ꝛc. ꝛc. den methodologischen Charakter der einzelnen Wissenschaften andeuten, wenn auch zum Theil nur ihre erste historische Gestalt. Erdkunde könnte ebensogut Geologie als Geographie bedeuten, und so muß man auch fragen: ist die Volkskunde eine beschreibende oder eine systematische Wissenschaft vom Volk, eine Demographie oder Demologie? Der Ausdruck „Beschreibung" endlich läßt sich im Sinn von einer beschreibenden Wissenschaft überhaupt nicht ohne Zwang gebrauchen und theilt außerdem fast alle Mängel jener Composita von „Lehre" und „Kunde." Neue Namen einer Wissenschaft vorzuschlagen, ist stets ein mißliches und in der Regel verlorenes Unternehmen, aber das dürfte aus den vorstehenden Bemerkungen zum Mindesten erhellen, daß in den Namen noch viel Verwirrung und Unklarheit herrscht und daß dabei allerhand tiefer liegende Gebrechen zu Tag treten.

Eine besondere Erwähnung erfordert noch das Verhältniß dieser Völkerkunde oder Demographie zu der politischen Geographie. Früher pflegte man unter diesem weiten Namen alles das unterzubringen, was man jezt Statistik, Völker- und Staatenkunde nennt. Später hat man ihr

nichts von allem dem mehr gelassen und überhaupt die wissenschaftliche Berechtigung dieser Disciplin in Frage gestellt. Es ist jedoch seit Humboldt, Ritter, Rougemont ꝛc. nicht mehr zweifelhaft, daß es auch eine Geographie des Menschen gibt; nur über ihre Abgrenzung steht noch wenig fest. Geographie und Geschichte, der Planet und die Menschheit vertreten zusammen die Totalität aller irdischen Erscheinungen. Es versteht sich, daß beide in mannigfaltiger Wechselbeziehung zu einander stehen. Die Verbindung besteht aber nicht in Einer beide Gebiete combinirenden Wissenschaft, sondern sie kommt dadurch zu Stande, daß jede jener beiden Gesammtwissenschaften einen Zweig treibt, der dem andern Theil entgegenwächst und sich mit ihm verschlingt. Der Zweig der Geographie ist derjenige Theil derselben, welcher die Erde als Wohnsiz des Menschen und die Wirkungen betrachtet, welche sie in dieser Eigenschaft theils ausübt, theils erleidet. Sie zeigt einerseits, an anthropologische Ausgangspunkte anknüpfend, in einer der sogenannten Pflanzen- und Thiergeographie correspondirenden Weise die Verbreitung der Menschheit unter dem Einfluß der Zonen, der großen Continentalcharaktere, des Klima's ꝛc., die Verbreitung der Rasen und Völkerstämme, der Sprachen, Kulturverhältnisse u. s. w. und heißt in dieser Eigenschaft Geographie des Menschen; sodann zeigt sie uns die einzelnen Länder als die Territorien bestimmter Völker und Staaten und heißt in dieser Beziehung politische Geographie; endlich betrachtet sie die durch die Thätigkeit der Menschen besonders markirten Punkte der Erdoberfläche, die einzelnen

Wohnpläze und heißt in dieser Eigenschaft Topographie. Während nun in diesen Disciplinen stets vom Areal und seinen Eigenschaften ausgegangen wird, betrachtet der von dem Stamm der Geschichtswissenschaften aus sich abzweigende Ast, die Völkerkunde oder Demographie, zum Theil dieselben Erscheinungen, nur nicht als Merkmale der Länder, sondern der Völker. Sie schildert ein concretes Volksleben als die Gesammtwirkung geographischer und geschichtlicher Vorbedingungen; sie zeigt uns, was das Volk unter der Gunst und Ungunst seines heimathlichen Bodens geworden ist, wie es ihn selbst gestaltet, seine Schäze ausgebeutet, seine Mängel ergänzt, seine Berge und Ströme überwältigt, seine Pflanzendecke und Thierbelebung verwandelt, ihn mit Städten und Dörfern besäet, mit Straßen und Kanälen durchzogen, und so gleichsam zu einem beseelten Raum, zum Abdruck seines Geistes und Willens ungeschaffen hat. Es zeigt sich schon hieran, wie nah jene beiden Wissenschaften verwandt sind und wie die Verschiedenheit mehr in dem Gesichtspunkt als in dem Object der Betrachtung liegt. So z. B. wird die politische Geographie die Ergebnisse des Bergbaus, der Landwirthschaft unter dem Gesichtspunkt von Landesprodukten betrachten; die Volkskunde dagegen wird den gleichen Gegenstand als eine Seite der wirthschaftlichen Thätigkeit des Volkes und im Zusammenhang mit andern Seiten des Volkslebens behandeln. Dasselbe Object ist so in einem Fall ein Merkmal des Landes gegenüber von andern Ländern, im andern ein Merkmal

der wirthschaftlichen Thätigkeit des Volkes gegenüber von andern Thätigkeiten.

Den Begriff Geschichte im weitern Sinn des Wortes genommen ist die Volkskunde oder Demographie selbst eine Geschichtswissenschaft, im engern Sinne steht sie der eigentlichen Geschichtschreibung als eine Hilfswissenschaft zur Seite. Das Bedürfniß der wissenschaftlichen Arbeitstheilung bringt es mit sich, daß der Geschichtschreiber, der uns das Völker- und Staatenleben in seiner zeitlichen Entwicklung schildert, seinen umfassenden Gegenstand nicht zugleich in der ganzen Breite seiner Erscheinung stetig fortführen kann, daß er, auf die typischen und hervorragenden Ereignisse und Persönlichkeiten angewiesen, nicht zugleich auch dasjenige uns vergegenwärtigt, was sich unmerklich aus einer unendlichen Menge einzelner, für sich bedeutungsloser Thätigkeiten der Individuen zu einer Massenwirkung zusammensezt. Der Historiker gleicht darin dem dramatischen Dichter, der uns eine bedeutungsvolle Handlung an Personen, die unser Interesse erregen, in charakteristischem Detail vor Augen führt, dabei aber dem Leser oder Zuhörer überläßt, sich den Schauplaz und Boden der Begebenheit mit allerlei begleitenden Nebenumständen hinzuzudenken oder mit Hilfe der theatralischen Scenerie zu ergänzen. So bildet die Demographie gleichsam den Hintergrund, in welchen der Historiker sein Gemälde einzeichnet. Eine Geschichtschreibung, die den unabsehbaren demographischen Stoff stets in seiner ganzen Breite mit sich fortwälzen wollte, müßte verwirrend und unverständlich werden. Sie kennt kein werthvolleres

Material, wird aber doch nur mit Auswahl und bei besonderem Anlaß davon unmittelbaren Gebrauch machen dürfen. Es wird immer wieder die Kunst des Geschichtschreibers bleiben, das von der Demographie auf dem Wege der universellen Beobachtung gewonnene Bild des Volkslebens in typischen Thatsachen abzuspiegeln.

Wenn wir nun endlich auf den Ausgangspunkt unserer Untersuchung, den Begriff der Statistik zurücksehen, so bedarf es nach dem Obigen keiner nähern Ausführung mehr, in welchem Verhältniß jene Demographie zu der Statistik in unserem Sinne steht. Sie ist ein selbständiger Wissenszweig, der an der Statistik seine vornehmste und unentbehrliche Hilfswissenschaft hat und ohne sie nicht zu einer selbständigen Entwicklung hätte gelangen können. Gleichwohl fallen beide Disciplinen keineswegs zusammen, sofern einerseits die Demographie ihren Stoff auch noch aus mancherlei andern Quellen schöpft, und andererseits die Statistik auch noch mancherlei andern Wissenszweigen in gleicher Weise Dienste leistet. Nur der Umstand, daß die Statistik bis jetzt vorherrschend in den Händen der Staatsbehörden lag, und darum vorzugsweise für Zwecke der Staatskunde in Anspruch genommen worden ist, erklärt es, wie der politische Inhalt und das methodologische Verfahren, durch das derselbe großentheils ermittelt wird, anfänglich als Eine Wissenschaft erscheinen konnte und mußte.

Hiemit sind wir zugleich am Ziele unserer Untersuchung angelangt. Das was bisher Statistik hieß, hat sich uns hiernach in zwei getrennte Disciplinen aufgelöst,

eine allgemeine methodologische Hilfswissenschaft der Erfahrungswissenschaften vom Menschen, welcher wir, dem gemeinen Sprachgebrauch folgend, den Namen Statistik beilegten, und eine selbstständige, auf dem Grenzgebiet von Geographie und Geschichte gelegene, Wissenschaft, für die wir den Namen Demographie gewählt haben, die aber auch bei entsprechender Erläuterung der Begriffe Völker- oder Staaten-, Volks- oder Staatskunde genannt werden mag. Unsere Auffassung trifft hienach in dem Grundgedanken mit der Knies'schen Ansicht zusammen, nur daß wir die beiden Glieder wesentlich anders charakterisiren und anders benannt haben. Der Gang unserer Untersuchung hat uns wiederholt genöthigt, einen höhern Standort und eine weitere Rundschau zu gewinnen, als die beschränkte Aufgabe Manchem zu erfordern scheinen mag. Wenn es sich aber darum handelt, einer noch jungen Wissenschaft ihren festen Siz in dem akademischen Saale anzuweisen, so ist das ohne einige Orientirung über die ganze Anordnung dieses Saales nicht wohl möglich. Nun ist aber nicht wohl zu läugnen, daß auf demjenigen Flügel, wo die social-politischen Wissenschaften ihre Size haben, noch eine ziemliche Unordnung zu Hause ist, indem fast jeder neue Forscher die Pläze wieder anders vertheilt und mit anderen Namen belegt. Und da unter den uns bekannten Gruppirungen des wissenschaftlichen Stoffes keine sich unter diejenigen Gesichtspunkte einfügen ließ, die wir nun einmal in dieser Sache als die maaßgebenden betrachten mußten, so blieb nichts übrig, als theilweise selbst wieder eine neue Gruppirung zu ver-

suchen. Damit ist nun aber freilich die Schwierigkeit, wie die Anfechtbarkeit unseres Versuches, die Aufgabe zu lösen, wesentlich verstärkt worden, zumal da die Kritik so selten geneigt ist, dem Gedankengang eines Schriftstellers genau zu folgen und so gerne sich an das zur Seite Liegende und minder Wesentliche anheftet.

Um aber eine Untersuchung über Statistik mit einer statistischen Notiz zu schließen, so gibt es, wenn wir Nichts übergangen und recht gezählt haben, bis jetzt 62 verschiedene Erklärungen über den Begriff der Statistik und die unsrige wäre dann die 63te. Da wir nun keinen Anspruch darauf machen, das seltsame Räthsel ganz gelöst, sondern nur, das Ungenügende der seitherigen Lösung neu beleuchtet und auf einige noch unbeachtete Seiten der Sache hingewiesen zu haben, und da der Drang nach klarer Erkenntniß, der „alte Maulwurf" nach Hegels Ausdruck, keine Ruhe kennt und sich auch vor dem Prädikat der „Wunderlichkeit" und „psychologischen Merkwürdigkeit" nicht scheut, so begrüßen wir unsern Nachfolger, Nr. 64, mit dem alten akademischen Wort, das auf dem Felde der wissenschaftlichen Forschung seine schönste Bedeutung hat: vivat sequens!

Zur Theorie der Statistik.

II. 1874.

Wenn ich vor zehn Jahren, mit mancherlei Arbeiten der praktischen Statistik beschäftigt, versucht habe, mir selbst und Andern in der voranstehenden Weise den eigenthümlichen Charakter der Statistik und ihre Stellung in dem Zusammenhang und Ganzen der Wissenschaften deutlich zu machen, so habe ich in der Zwischenzeit durch akademische Vorlesungen über Statistik vielfältigen Anlaß gefunden, von verschiedenen Gesichtspunkten aus auf die theoretischen Fragen und jene früheren Untersuchungen zurückzukommen. Hiebei hat in den Hauptpunkten die frühere Auffassung auch einer erneuerten Prüfung Stand gehalten, im Einzelnen jedoch wurde ich zu mancherlei Ergänzungen und Berichtigungen von theilweise eingreifenderer Bedeutung geführt, welche als Nachtrag hier zusammengestellt zu finden vielleicht dem Leser des ersten Aufsazes willkommen sein wird, wenn sich auch im Interesse der Deutlichkeit einige kleine Widerholungen nicht ganz werden vermeiden lassen.

1. Das was man Statistik und das, was man statistische Methode zu nennen pflegt, ist genau zu unterscheiden und streng auseinander zu halten. Statistik ist ein Zweig

der Staatswissenschaften (im weiteren Sinn des Worts) und wird es immer bleiben müssen, wie man sie auch näher formuliren und umgrenzen mag. Jene eigenthümliche Methode der Forschung aber, deren wesentlichstes Merkmal wir in die rationelle Durchzählung und Rubricirung vieler Einzelfälle setzen, ist zwar historisch zuerst im Dienste statistischer, und somit staatswissenschaftlicher Zwecke angewendet worden und hat, weil ihr für dieß Gebiet die hervorragendste Bedeutung zukommt, den Namen der statistischen erhalten; sie ist aber in ihrer Anwendbarkeit und ihrem Wesen nach keineswegs auf diesen Erfahrungskreis beschränkt, sondern von universaler Bedeutung. Sie hat, wie alle besonderen Formen der wissenschaftlichen Methodik, ihren Platz in der Logik.

Um den Inhalt eines Begriffs, welcher mehrere oder viele Individuen oder Einzelfälle in sich begreift, zu bestimmen, kannte die Logik zuvor kein Mittel, als diejenigen Eigenschaften, welche allen Individuen oder Einzelnfällen constant und übereinstimmend zukamen, im Wege der Induction zu finden und als die Merkmale des Begriffs zusammenzustellen. Das, was sich in dem Einen Fall so, im andern anders vorfand, also die variablen Momente wußte man wissenschaftlich nicht zu verwerthen; man ließ sie entweder ganz unbeachtet zur Seite liegen oder that man der vorkommenden Abweichungen nur in vagen und unbestimmten Fassungen Erwähnung, indem man z. B. sagte: das Schwein bringe auf Einen Wurf 7—15 Junge auf die Welt; die Pferde seien von verschiedener Farbe;

es gebe Braune, Schimmel, Rappen, Füchse, Isabellen. Die Menschen sterben in jedem Lebensalter, am häufigsten in der ersten Kindheit und im Greisenalter.

Die statistische Methode tritt nun für die empirischen Wissenschaften eben da ein, wo die Induction, der Schluß von dem typischen Einzelfall auf andere Fälle die Dienste versagt. Ihr Wesen besteht darin, daß sie durch das Mittel der Massenbeobachtung und Durchzählung auch die variablen Momente der Beobachtungsobjecte zu characteristischen und wissenschaftlich brauchbaren Merkmalen der Begriffe zu erheben vermag. Sie zeigt, daß feste Maaßverhältnisse auch jenes Gebiet der fluctuirenden, von Fall zu Fall verschiedenen Erscheinungen beherrschen, daß hier nicht Zufall und Willkühr, sondern nur eine verwickeltere Mischung und Combination der Kräfte und Ursachen walte. Es dient offenbar zur Characteristik verschiedener Gesellschaftskreise, wenn sich zeigen läßt, daß in einem jährlich auf 1000, im andern auf 10000, im dritten auf 20000 Individuen Ein Fall eines Selbstmords, eines Todschlags oder daß hier auf 1000 Menschen 18, dort 36 Sterbfälle treffen.

Diese Methode greift nun überall hin, wo es variable Momente in den für die Betrachtung zusammengefaßten Erscheinungen giebt; und solche giebt es allenthalben und in allen Reichen der Natur. Es kann sich auch überall ein wissenschaftliches Interesse an diese variablen Elemente knüpfen. Man könnte nach Umständen selbst Sandkörner nach Größe und Gestalt zu zählen und zu sortiren für werthvoll achten müssen. Es ist zur Zeit nicht abzumessen,

zu welcher Bedeutung die Methode, auch die variablen Seiten der Erscheinungen zum Gegenstand exacter Forschung zu erheben, auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften gelangen kann. Bis jezt findet sie nur in einem Theile derselben, wie in der Meteorologie, Physiologie und Medicin eine umfassendere, und in stetigem Wachsthum begriffene Anwendung.

2. Wenn dieß richtig, wenn die sogenannte statistische Methode ein logischer Begriff und das Mittel ist, da wo die Induction ihren Dienst versagt und die variablen Elemente der Beobachtungsobjecte beginnen, durch universelle oder Massenzählungen der verschiedenen Variationsfälle zu Erfahrungssäzen von numerischer Fassung und zu Schlußfolgerungen aus denselben zu gelangen, so liegt darin von selbst, daß nicht alle auf solchem Wege gefundenen Thatsachen oder Wahrheiten zu Einer Wissenschaft, die den Namen Statistik oder irgend welchen sonst zu führen hätte, vereinigt werden können. Die Bemerkungen, welche Roscher über diesen Punkt macht und gegen welche oben Einwendungen erhoben wurden, sind als ganz zutreffend zu erkennen. Die Eintheilung der Wissenschaften hat zu ihrem Princip die sachliche Verschiedenheit oder Zusammengehörigkeit der Objecte, nicht die logischen Mittel der Untersuchung; so wenig sich Alles in Eine Disciplin zusammenfassen läßt, was durch Induction, durch Analogie, durch Experiment gefunden wird, so wenig ist, was die erwähnte statistische Methode auf den verschiedenen Wissensgebieten zu Tag fördert, in den Rahmen einer gemeinsamen Wissenschaft

einzureihen. Es müßte eine höchst monströse Gestalt einer wissenschaftlichen Disciplin entstehen, wenn man Ernst damit machen wollte, auch nur etwa die Isothermen und Isotheren, die Ergebnisse der Züchtungsversuche von Hausthieren, der verschiedenen Heilmethoden von Fieberkranken, die Mortalitätstafeln, die Frequenz der Verbrechen und Selbstmordfälle, die socialen Wirkungen der verschiedenen Agrarsysteme in Einem Buche zu behandeln. Die Statistik kann unmöglich die Wissenschaft von allem demjenigen sein, was sich durch die statistische Methode ermitteln läßt.

3. Diese Methode dient allen empirischen Wissenschaften, welche Gruppen von ähnlichen Objecten zum Gegenstand ihrer Untersuchung machen; sie hat aber nicht zu allen das gleiche Verhältniß, nicht für alle die gleiche Bedeutung. Auf dem Felde der Naturwissenschaften wird immer die Induction den Primat behaupten und jene Methode nur einen secundären Platz einnehmen können. Hier herrschen die Gattungsbegriffe und die constanten Merkmale der Einzelfälle. Neben den Gattungsbegriffen haben wir aber die Collectivbegriffe zu unterscheiden. Von der Gattung kann ich nichts aussagen, als was von jedem Einzelnen innerhalb der Gattung gilt; der Gattungsbegriff ist der des typischen Individuums oder Einzelfalls, und nicht daneben noch etwas Besonderes für sich. Das Bild *des* Löwen, der Rose ist das *eines* Löwen, einer Rose u. s. f. Ebenso ist es, wenn das unter den Gattungsbegriff Fallende nicht Individuen, sondern Vorgänge, Veränderungen an den Dingen sind. Das Gesez oder die Regel, welche hier

den Gattungsbegriff bildet, knüpft an bestimmte Ursachen bestimmte Wirkungen und gilt gleichmäßig für alle von der Formel des Gesetzes betroffenen Fälle; es ignorirt seinerseits die etwa im Einzelfall hinzutretenden variablen Factoren und überläßt diese wieder einem etwaigen weiteren und abgesonderten Inductionsverfahren. Dieß ist der Grund, warum der Induction eine so große Bedeutung zukommt; wenn das Allgemeine nur ein typisches Einzelnes ist, so muß es aus der Beobachtung des Einzelnen auch erkannt werden können. In dem Collectivbegriff dagegen wird unter sich Verschiedenes, um irgend eines gemeinsamen Merkmals willen in Eine Gruppe zusammengefaßt. Das Interesse ist auf dasjenige gerichtet, was von der Gruppe als Ganzem auszusagen ist, nicht was von jedem einzelnen Glied der Gruppe gelten mag. Was ich vom Wald sage, gilt nicht von dem einzelnen Baum, was ich über das Publikum eines Theaters, von der Menge, vom Volk, von einer Armee urtheile, soll nicht auf die Individuen im Einzelnen anwendbar sein. Constante Merkmale sind hier gar nicht vorhanden, außer dem einzigen, um dessen willen der Begriff gebildet und benannt worden ist. Wenn überhaupt sonstige Merkmale sollen gewonnen werden können, so müssen sie variabler Natur, nicht allgemein, sondern nur partiell vorhanden, nur in einem quantitativ begrenzten Prädicat faßbar, somit nur der Durchzählung, der statistischen Methode zugänglich sein.

1. Wo diese Collectivbegriffe nichts weiter als eben die Vielheit ausdrücken, einen Pluralis in eine Singularis-

form umzudeuten, statt Tausend das Tausend zu sagen scheinen, können sie für die menschliche Erkenntniß und Wissenschaft keine sonderliche Bedeutung in Anspruch nehmen. Zwar ist man auch noch innerhalb der Naturwissenschaften veranlaßt, von Heerden, Schwärmen, von Wald und Gebirge Merkmale aufzuzählen, die nur vom Ganzen, nicht von den Einzelnen gelten können, die sogar auf einen von den Gattungsbegriffen ganz abweichenden Begriff hindeuten, der doch auch wieder mit dem logischen Verhältniß des Ganzen und der Theile nicht zusammenzustellen oder zu verwechseln ist. Ihre wahre und volle Bedeutung gewinnen diese Collectivbegriffe aber erst für diejenigen Wissenschaften, welche den Menschen und die gesellschaftliche Gliederung und Gruppirung des Menschen zu ihrem Gegenstand haben. Die Merkmale der menschlichen Gattung werden in besonderen Wissenschaften, wie der Physiologie und der Psychologie behandelt. Innerhalb der Gattung aber stoßen wir nicht auf Arten und Varietäten, wie wir bei den Hunden die Pudel, Doggen, Spitzer, Dachshunde u. s. w. unterscheiden. Hier combiniren sich physische und psychische, geographische und historische, wirthschaftliche und ethische Momente so mannigfaltig, daß uns die Gattungsbegriffe ganz verlassen, und an ihre Stelle der Begriff der Gruppe, als eine besondere, in sich selbst auch wieder gegliederte Form der Collectivbegriffe tritt. Es giebt natürliche Gruppen der menschlichen Gesellschaft, wo die Einzelnen lebendige Fühlung mit einander haben, in Wechselwirkung unter sich stehen und durch den Masseneffekt dieser Einzel-

wirkungen der ganzen Gruppe einen bestimmten Charakter leihen, der dann auch wieder auf die einzelnen Glieder zurückwirkt; es ist eine Interessengemeinschaft vorhanden, die die einzelnen sei es in umfassenderer oder nur partieller Weise in eine reale Verbindung bringt. Dahin gehören die Begriffe von Familien, Geschlechtern, Stämmen und Völkern, von Gemeinden und Gauen, von Ständen und Berufs-, von Religionsgenossenschaften, von Vereinen verschiedener Art. Daneben aber giebt es künstliche Gruppen, die nur dem Erkenntnißzweck dienen sollen, deren Begriffe wir nur auf die Gemeinschaft Eines oder weniger Merkmale gründen, wo die einzelnen Glieder sich unter sich nicht näher angehen und aufeinander wirken, bei welchen aber ein Interesse besteht zu wissen, ob das Eine bekannte Merkmal, auf dem der Begriff der Gruppe ruht, auch noch weitere gemeinsame oder vorherrschende Merkmale neben sich hat. Dahin gehören Begriffe wie z. B. die der Gleichaltrigen, der Verheiratheten, der Ledigen, der Blinden, der Selbstmörder u. s. w. Eine weitere dritte Klasse von gesellschaftlichen Collectivbegriffen fasst nicht die Subjecte, sondern die Objecte zusammen, nicht Individuen, sondern Vorgänge, Thatsachen, welche für das gesellschaftliche Leben Bedeutung haben, z. B. Geburten, Sterbfälle, Todesursachen, Verbrechen, Brandfälle, Erndteerträge, Hagelbeschädigungen, um die gemeinsamen und abweichenden Merkmale derselben zu unterscheiden.

5. Diese *socialen Gruppenbegriffe* bilden die höchste, wichtigste, der wissenschaftlichen Behandlung fähigste

und bedürftigste Unterart der Collectivbegriffe. Sie greifen über die Kategorie der bloßen Vielheit und Pluralität hinaus; der Unterschied von den Gattungsbegriffen ist am stärksten ausgeprägt, indem der Gruppe als solcher characteristische Merkmale zukommen, welche nicht bei den Individuen oder Einzelfällen zutreffen, sondern nur als Massenwirkungen in numerischer, quantitativer Begrenzung zu fassen sind, bei welchen die variablen oder partiellen Erscheinungen das Ueberwiegende und Bedeutungsvolle, die constanten das Unerhebliche und Verschwindende sind. Die Induction ist zwar nicht ausgeschlossen, sofern auch aus bedeutenden und hervorragenden Einzelfällen Schlüsse gezogen werden können, aber sie tritt gegen die methodische Massenbeobachtung und Durchzählung in den Hintergrund, während bei den Gattungsbegriffen das Verhältniß ein umgekehrtes ist. Die statistische Methode ist so das wesentliche und unentbehrliche Mittel, um zu Merkmalen socialer Gruppenbegriffe zu gelangen.

Es giebt zwei Grundformen, in welchen diese Gruppenmerkmale ihren Ausdruck finden. Es kann sich um constante, allen Gliedern der Gruppe zukommende Merkmale handeln, bei welchen der variable Faktor nur in den Nebenumständen und Modalitäten besteht. Allen Menschen kommt z. B. ein bestimmtes Maaß von Körpergewicht und Größe, von Puls und Athemfrequenz zu, aber jedem wieder ein anderes; alle sterben in einem bestimmten Lebensalter, aber nicht im gleichen. Hier wird nun durch die Massenbeobachtung für eine Gruppe ein Durchschnittsmaaß gefunden,

die Summe der Einzelgrößen dividirt durch die Zahl der Fälle. Es entsteht so ein typisches Individuum, wie bei Gattungsbegriffen, der moyen homme von Quetelet, das als characteristisches Merkmal der ganzen Gruppe dient. Das Prädikat hat hier die Form einer bestimmten, absoluten Zahl.

Die andere Art betrifft Eigenschaften oder Thatsachen, welche nicht bei allen Individuen, sondern nur bei einem Theil derselben gelten. Hier giebt die Massenbeobachtung die Zahl der Fälle, in welchen das Merkmal zutrifft oder nicht, als einen Bruch des Ganzen, in der Regel als procentale Ziffer; also z. B. auf je 1000 Personen treffen jährlich 24 Sterbfälle, 36 Geburten, 10 Trauungen; unter je 100 sind 31 verheirathet u. s. w. Dieß numerische Verhältniß bildet dann das characteristische Merkmal der Gruppe, das zur Vergleichung mit andern Gruppen und zu weiteren Schlußfolgerungen dient.

Die beiden Grundformen lassen sich noch in mancherlei Arten combiniren.

6. Der Staat ist kein Collectivbegriff und keine sociale Gruppe. Mag man ihn eine Ordnung, ein Institut, eine Persönlichkeit, einen Organismus oder wie immer nennen, er ist keine Vielheit von selbständigen, einander coordinirten Dingen, kein Verein, sondern eine reale, individuelle Einheit, ein Ganzes, dessen Theile gegliedert und in einander verkettet, in aufsteigender Reihe von unter- und übergeordneten Organen, in die pyramidale Spize eines lebendigen Willens auslaufen. Die Merkmale des Staats bestehen

nicht in Durchschnitts- oder Bruchziffern; sie werden nicht durch vergleichende Zählungen gefunden, die statistische Methode hat nichts mit ihnen zu schaffen. Allerdings kommen in der Beschreibung eines Staats auch Zahlen vor; die Einnahmen, Ausgaben, Schulden, Heer und Marine repräsentiren bestimmte Summen von Thalern, Männern, Pferden, Schiffen; dieß sind aber keine Ziffern, die mit jener statistischen Methode zu thun hätten. Denn nicht alles Zählen ist Statistik, nur dasjenige, welches aus der vergleichenden Massenbeobachtung Gruppenmerkmale in numerischer Fassung findet. Daß der englische Staat 785 Millionen £ Schulden, das deutsche Reich im Friedensstand 400000 Soldaten hat, ist eine Notiz von ganz gleichem Charakter, wie daß der Montblanc 14800 P. Fuß hoch ist oder seit Christi Geburt 1874 Jahre abgelaufen sind. Nur das ist richtig, daß in solchen Ziffern, welche zur Beschreibung des Staats dienen, mittelbar auch gesellschaftliche Thatsachen von ziffermäßiger statistischer Fassung enthalten sind. Das Reich bestimmt, daß von jedem Centner Speisesalz 2 Thaler Steuer zu zahlen sind, es kann aber nicht bestimmen, welchen Ertrag dieser Steuersaz zu liefern hat; wenn die Steuer nun 11 Mill. Thaler einbringt, wenn $6^1/_2$ Millionen Centner Salz jährlich consumirt werden und auf den Kopf ein Verbrauch von 16 ℔ fällt, so sind dieß gesellschaftliche Thatsachen oder Merkmale. Auch die Einwohnerschaft gehört zu den Merkmalen der Gesellschaft, nicht des Staates. Der Staat hat keine Einwohner und die Zahl seiner Unterthanen ist für ihn etwas Zufälliges,

wenn auch praktisch sehr Wichtiges. Die wesentlichen Merkmale des Staats liegen in seiner Verfassung und Verwaltung, sowie in seiner geschichtlichen Entwicklung. Das sind der statistischen Methode ganz fremde Gebiete.

7. Bei der Frage, wie sich die Gesellschaftswissenschaften zu den Staatswissenschaften verhalten, ob sie diesen coordinirt oder subordinirt seien und überhaupt einen selbständigen Plaz in der Reihe der Wissenschaften einnehmen, pflegt das nicht beachtet zu werden, daß Staat und Gesellschaft zwei Begriffe von ganz verschiedenem logischen Grundcharacter sind und ganz verschiedene Untersuchungsmethoden erfordern.

Es mag immerhin nicht nur zulässig, sondern praktisch und zweckmäßig sein, einen weiteren und engeren Begriff der Staatswissenschaften zu unterscheiden, dem weiteren Wortsinn die Gesellschaftswissenschaften unterzuordnen, dem engeren coordinirt gegenüberzustellen. Das erstere geschieht dann ungefähr mit demselben Recht, mit welchem wir Anatomie und Physiologie zu den medicinischen Wissenschaften zählen, obgleich sie nichts mit dem Heilen zu thun haben. Der Staat ist die die Gesellschaft ordnende Macht, und wer zu ordnen hat, muß das kennen, was geordnet werden soll. Die gesellschaftlichen Zustände und Thatsachen sind der Stoff und das Substrat der staatlichen Thätigkeit. Deßhalb sind aber doch Staats- und Gesellschaftswissenschaften wieder so verschieden, als Hygieine und Therapie etwas wesentlich Anderes sind als die Lehren vom gesunden und kranken menschlichen Körper. Der Staat ist ein Pro-

duct von bewußten menschlichen Willensacten, er ist wenigstens im einzelnen immer etwas Gemachtes. Die Gesellschaft und ihre einzelnen Gruppen sind etwas unbewußt, durch die spontane Massenwirkung vieler individueller Kräfte und Triebe, durch das Wechselspiel in den Einwirkungen des Einzelnen auf Viele und der Vielen auf Einzelne Gewordenes und stetig Werdendes. Die Gesellschaftswissenschaften suchen, wie aus der Vogelperspective, auf die Erscheinungen des Privatlebens, auf das bunte Spiel freier Individualkräfte herabzusehen, einen Ueberblick darüber zu gewinnen, die Masseneffekte und die hervortretenden Regelmäßigkeiten und constanten Causalzusammenhänge aufzufinden. Unter den Faktoren, welche das gesellschaftliche Leben bestimmen, ist zwar auch das staatliche Eingreifen selbst wieder enthalten, und umgekehrt bestimmen die in der Gesellschaft vorwaltenden Meinungen, Stimmungen und Interessen auch ihrerseits die Entscheidungen der Staatsgewalt; ein reines Ausscheiden ist niemals möglich, aber darum stehen sich doch Staat und Gesellschaft wie Bewußtes und Unbewußtes, wie Ordnendes und zu Ordnendes, wie That und Zustand, wie gegliederte Einheit und Gruppe von Coordinirtem, wie öffentliches und Privatleben in deutlich unterschiedener Stellung gegenüber. Es ist unzulässig, die Staats- und Gesellschaftswissenschaften in einander einzuschachteln, das Eine dem Andern unterzuordnen.

8. Diese Unterscheidung ist maßgebend für den Begriff der Statistik und den Gebrauch ihres Namens. Sie kann nicht Staats- und Gesellschaftswissenschaft zugleich sein,

wenn sie aufhören soll, ein unlogisches Gemisch und Conglomerat bunter Notizen und Data darzustellen, das den Namen einer Wissenschaft kaum verdient. Sie muß sich auf die eine oder andere Seite stellen. Historisch und etymologisch ist die Statistik nun allerdings das empirische Wissen, dessen der Statista, d. h. der Staatsmann oder der zu einer höheren staatlichen Thätigkeit Berufene außer der Jurisprudenz noch bedarf, eine Zusammenstellung von Notizen, die theils den Staat theils die Gesellschaft betreffen, ähnlich wie jetzt etwa die sogenannte politische Geographie. Aber im Verlauf ihrer Entwicklung wuchs aus dem Bedürfniß nach exacten Thatsachen jene eigenthümliche Methode heraus, durch rationelle Massenbeobachtung brauchbare Merkmale der socialen Collectivbegriffe in numerischer Fassung zu gewinnen, und die Natur und Tragweite dieser Methode führt zu einer socialen Empiristik, einer besonderen Hilfsdisciplin aller Gesellschaftswissenschaften, welche die variablen Erscheinungen des socialen Lebens in ihrer quantitativen Umgrenzung ermittelt und für den Gebrauch der verschiedenen Wissenschaften vorbereitet. Die Staatenkunde oder Staatenbeschreibung, welche die Verfassung und Verwaltung der gegenwärtigen Staaten auf Grundlage ihrer geographischen, ethnographischen, historischen und socialen Voraussetzungen darzustellen hat, bewahrt neben jener Hilfsdisciplin unabhängig ihren Platz und ihre Bedeutung. Es fragt sich nun, welchem von beiden Theilen, der socialen Empiristik oder der Staatenkunde der Name der Statistik zukommen soll. Dieß ist an sich ein Gegenstand arbiträrer

Entscheidung. Die Staatenkunde hat unzweifelhaft den historischen Rechtstitel für jenen Namen, aber der Sprachgebrauch hat sich doch mehr dahin entschieden, bei Statistik an Zählungsergebnisse zu denken und die Gewinnung und Verarbeitung von solchen ein statistisches Verfahren zu nennen, andererseits aber etwa eine Darstellung der deutschen Reichsverfassung, der preußischen Kreisordnung, der russischen Agrarinstitute nicht zur Statistik zu rechnen, sondern zum Staatsrecht oder zur Staatenkunde. Es wäre vielleicht besser gewesen und hätte mancher Verwirrung vorgebeugt, wenn man jener Methode, Begriffe durch Merkmale von numerischer Fassung zu bestimmen, den Namen der numerischen, statt der statistischen, der darauf begründeten technischen Disciplin den Namen der socialen Empiristik gegeben, den der Statistik dagegen der Staatenkunde gelassen hätte, aber es ist nun einmal anders gegangen und nichts mehr daran zu ändern. Ungenau, aber erträglich und erklärlich bleibt es, daß der Sprachgebrauch das Prädikat einer statistischen Notiz auch auf die Merkmale des Staats, wofern solche nur überhaupt einen ziffermäßigen Ausdruck finden, anwendet, also z. B. die Budgetsäze, die Militärmacht, zumal da hier gesellschaftliche und staatliche Factoren in einander greifen, die Steuererträge auf die volkswirthschaftlichen, die Heeresziffer auf die Bevölkerungsverhältnisse zurückweisen. Ebenso greifen in dem, was man Schul- oder Criminalstatistik nennt, wo die statistische Methode zur Anwendung kommt, staatliche Institute und sociale Thatsachen in einander. Die Zahl der Fälle, in welchen

Gesetze, Vorschriften wirksam werden und amtliches Einschreiten Statt zu finden hat, hängt nicht von dem Staatswillen, sondern von den variablen Momenten der gesellschaftlichen Zustände ab; es characterisirt nicht den Staat, sondern das Volk, ob in einem Lande viele oder wenige Fälle von Mord vorkommen, dagegen nicht das Volk, sondern den Staat und dessen Rechtspflege, ob viele oder wenige der vorgekommenen Fälle zur Untersuchung, zur Anklage, zur Verurtheilung führen. Dieses kleine und partielle Uebereinandergreifen der Grenzen hindert nichts an dem Schlußergebniß, daß, was früher zusammen unter Statistik begriffen wurde, in zwei Disciplinen auseinandertritt, die sociale Empiristik oder jetzt die Statistik, und die Staatenkunde, und daß jene zu den Gesellschaftswissenschaften, diese zu den Staatswissenschaften im engeren Wortsinn zu stellen ist, während es gestattet bleiben muß, diese beiden Gruppen im Ganzen den Natur-, Rechts-, Geschichts-, mathematischen, philosophischen Wissenschaften als politische oder Staatswissenschaften im weiteren Wortsinn zur Seite zu stellen.

9. Die Statistik im Sinn einer socialen Empiristik zerfällt aber selbst wieder in zwei getrennte Disciplinen, in die heuristische oder technische und in die beschreibende oder demographische Statistik. Die Aufgabe der ersten ist es, unter Handhabung ihrer eigenthümlichen Methode die socialen Thatsachen zu ermitteln und durch rationelle Bearbeitung die Ergebnisse zum Gebrauch der Wissenschaft vorzubereiten. Es ist dieß die Thätigkeit der statistischen Bureaus, der Congresse, der Fachmänner. Bei den äußeren

und inneren Schwierigkeiten richtiger Fragestellungen und Antworten geht hier der praktischen Anwendung eine theoretische Methodik theils voran, theils zur Seite.

Neben dieser fortlaufenden heuristischen Thätigkeit der socialen Observatorien, welche die bedeutsamen Thatsachen des gesellschaftlichen Lebens im Einzelnen erheben und bearbeiten, besteht noch das weitere Bedürfniß, den gesammten so gewonnenen Stoff zu ordnen und zu einem Bild der Gesellschaft nach den verschiedenen Hauptrichtungen ihrer Lebensformen zu verwerthen. Dieß ist die beschreibende oder demographische Statistik. Sie ist für die socialen Wissenschaften, was die Staatenkunde für die politischen ist und liefert das empirische Material zu einer socialen Biologie. Sie zerfällt stofflich in drei Theile. Als Bevölkerungsstatistik behandelt sie den Personalbestand, das Gattungs- und Geschlechtsleben der Gesellschaft, zeigt deren Gliederung nach Geschlecht und Lebensalter und Familienstand, die stetigen Veränderungen durch Geburten, Sterbfälle und Wanderungen u. s. w. Als öconomische oder wirthschaftliche Statistik behandelt sie die Gliederung der Gesellschaft nach dem Unterschied der Wohnpläze, der Stände und Berufsarten, der Agrar-, Gewerbe- und Handelsverhältnisse, des Vermögens und Einkommens, der Consumtion. Als Kulturstatistik hat sie die Erscheinungen des intellectuellen, sittlichen und religiösen Lebens zu ihrem Gegenstand. Das durch die technische Statistik gewonnene Material bildet die Grundlage der Darstellung, womit jedoch die Beiziehung von Lehrsäzen aus der Bevölkerungstheorie,

der Nationalöconomie, der socialen Ethik oder bedeutsamer geschichtlicher Thatsachen nicht ausgeschlossen sein kann. Diese beschreibende Statistik eignet sich zu zusammenhängenden wissenschaftlichen Darstellungen, wie für die Bevölkerungsstatistik das Werk von Wappaeus ein classisches Muster ist, sowie vor allem andern zum Gegenstand akademischer Vorträge. Sie ist neben der Nationalökonomie das wichtigste propädeutische Fach für die Verwaltungslehre.

10. Wohl ist die Staatenkunde in ähnlicher Weise eine unentbehrliche Hilfsdisciplin für die Staatswissenschaften, wie die Statistik für die socialen und stellt den empirischen Stoff für die wissenschaftliche Verwerthung zusammen. Dennoch kommt sie der Statistik an Bedeutung nicht gleich; sie schafft ihren empirischen Stoff nicht selbst, sondern sammelt und entlehnt ihn von andern Disciplinen. Sie ist mehr ein Wissen als eine Wissenschaft. Sie stellt aus dem positiven Staatsrecht der einzelnen Länder, aus Geographie, Geschichte, Ethnographie und Statistik ein zusammenhängendes Bild des Staatensystems der Gegenwart, zunächst des europäischen, zusammen, theils für die theoretischen Zwecke der politischen Wissenschaften, theils für den praktischen Dienst der zu staatlicher Wirksamkeit Berufenen und aller Gebildeten. Heutzutage aber, wo zu solchem Wirken im Staat Alle berufen sind, ist der Werth einer unbefangenen und objectiven Kenntnißnahme von den Staatszuständen der Gegenwart nicht hoch genug anzuschlagen. Ihrem wissenschaftlichen Charakter nach gehört diese Staatenkunde zu den historischen Disciplinen. Sie schildert die Gegenwart in

gleicher Weise und nach gleichen Grundsätzen, wie der Historiker da, wo er nicht erzählt, sondern ein Gesammtbild einer Zeit oder eines Volkes zu zeichnen hat, Vergangenes darstellt. Der Werth der Behandlung des Faches liegt in dem Maaß, in welchem die Eigenschaften des ächten Historikers dabei zu Tag treten, die zerstreuten Data verschiedenster Art sich zu einem lebendigen Ganzen von innerer Verständlichkeit gestalten.

Diese Staatenkunde hat nun freilich eine Art von Doppelgänger, der sie entbehrlich scheinen lassen könnte, an der politischen Geographie. Diese wird vielfach in den Compendien so behandelt, daß ein principieller Unterschied von jener Staatenkunde kaum aufzufinden wäre. Nur wird man sagen müssen: Die Geographie überschreitet eigentlich die Grenzen, die ihr Name und Begriff ihr anweist, wenn sie Staatseinrichtungen schildert. Sie darf ihren Ausgangspunkt, das Land, nicht gänzlich verlassen; der Einfluß des Landes auf das gesellschaftliche und politische Leben seiner Bewohner wäre das eigentliche Thema einer politischen Geographie. Sobald sie sich mit Verfassung aller geographischen Gesichtspunkte auf die gesammte Thätigkeit der innerhalb eines Gebiets wohnenden Menschen einläßt, hat sie gegenüber von Geschichte, von Staats- und Socialwissenschaften keine aufzeigbare Grenze mehr. Allein wenn auch die Theorie an diesen Annexionen der Geographie Anstoß nehmen mag, praktisch sind dieselben nur ein Zeugniß für die Bedeutung und Unentbehrlichkeit dieser Wissensstoffe für Jedermann. Es ist ein praktisches In-

teresse, aus welchem die Compendien der Geographie die wichtigsten Data der Staatenkunde in ihren Bereich mit hinüberziehen, und es ist wünschenswerth, daß nüzliche Kenntnisse in allen Formen Verbreitung finden, aber von einem Competenzconflict kann ernstlicher Weise nicht die Rede sein.

Diejenigen, welche auf den geschichtlichen Gang der Sache gestüzt, auf den Namen Statistik auch für die Staatenkunde nicht zu verzichten geneigt sind, müßten sich wenigstens die Unterscheidung einer socialen und einer politischen Statistik gefallen lassen, und das was oben als heuristische und beschreibende Statistik bezeichnet wurde, zur socialen Statistik rechnen, die Staatenkunde aber als politische Statistik bezeichnen. Im Interesse der Vereinfachung und Klarstellung der wissenschaftlichen Namen und Begriffe ist jedoch ein solcher Sprachgebrauch nicht empfehlenswerth, wenn auch nicht gerade unbedingt verwerflich.

Ueber den Begriff und die Dauer einer Generation.

Der Begriff der Generation gehört der Bevölkerungslehre und Statistik an, die bis jezt, so viel mir bekannt ist, sich nicht um denselben bekümmert haben, obschon es sich vielleicht der Mühe wohl verlohnen dürfte.

Schon der Sprachgebrauch ist schwankend und irreführend. Wir legen dem Wort offenbar ganz verschiedene Bedeutungen bei. Wenn Jemand sagt: die jezige Generation wird es wohl nicht erleben, daß man in Luftballonen nach Amerika reist oder daß das Kreuz auf der Aja Sofia aufgerichtet wird, so versteht er unter Generation die Gesammtheit aller jezt lebenden Menschen. Wenn ich aber sage: der 30jährige Krieg liegt (erst oder schon) um acht Generationen hinter uns, so soll das heißen, die jezt Lebenden müssen in der Reihe ihrer Ascendenten etwa bis zum achten Grade hinaufsteigen, um zu einem Zeitgenossen des 30jährigen Kriegs zu gelangen. Generation heißt hier Zeugung und wird als Zeitmaaß gebraucht, um den Altersabstand zwischen Erzeugern und Erzeugten auszudrücken. Jeder ist von seinem Vater oder seinem Kinde um Eine, von seinem Großvater oder Enkel um zwei Gene-

rationen entfernt. Im ersten, obigen Wortsinn lebt stets gleichzeitig nur Eine Generation, im zweiten dagegen leben immer zwei, theilweise aber auch drei und vier Generationen gleichzeitig neben einander. Nur in dieser letzteren Fassung läßt der Begriff eine statistische Behandlung und Beleuchtung zu. Als Synonym von noch etwas vagerer Bedeutung gebrauchen wir auch den Ausdruck Menschenalter, der dann wieder in den Begriff der mittleren Lebensdauer hinüberspielt.

Wir begegnen dem Begriff der Generation schon im frühen Alterthum. Zu Ermanglung von Kalendern und festen Zeitrechnungen dienten die Geschlechtstafeln als Zeitmaaß. Es ist interessant, daß das griechische Wort γενεά schon in demselben Doppelsinn gebraucht wird, wie bei uns die Generation. Wenn Jesus, von seiner Wiederkunft redend, sagt (Matth. 24, 34): wahrlich ich sage euch, dieß Geschlecht wird nicht vergehen bis dieß Alles geschehe, so versteht er unter „diesem Geschlecht" ἡ γενεὰ αὕτη die Gesammtheit aller seiner Zeitgenossen und will erklären, daß unter den jetzt Lebenden solche seien, die das noch erleben werden, was er voraussagt.

Wer denkt andererseits nicht an Nestor, den alten Zecher, der drei Menschenalter sah? Die Stelle bei Homer Iliad. I, 250 lautet bei Voß:

> Diesem waren schon zwei der redenden Menschengeschlechter
> Abgewelkt, die vordem ihm zugleich aufwuchsen und lebten
> Dort in der heiligen Pylos, und jetzt das dritte beherrscht er.

Es ist nicht ganz leicht zu sagen, was eigentlich damit gemeint sein sollte. Die den Worten zunächst liegende Vor-

stellung, daß Jemand zum drittenmal seine ganze Zeitgenossenschaft erneuert, daß zweimal alle gleichzeitig Lebenden neben ihm wegsterben und ihn allein übrig lassen, ist abentheuerlich und unvollziehbar, da der Gang einer Bevölkerung mit Absterben und Erneurung etwas Continuirliches und ohne Ein- oder Abschnitte ist. Die Generationen folgen einander nicht, wie Wachposten oder Stationen, die sich ablösen; es läßt sich niemals ein Moment bezeichnen oder denken, wo die eine aufhört und die andere beginnt. Blos drei Generationen zu sehen wäre dagegen gar nichts Besonderes. Denn Jeder, der in seiner Jugend einen Großvater hat und im Alter ein solcher wird, sieht fünf Generationen seines eigenen Geschlechts; ja es ist dieß eigentlich der normale Fall. Der natürliche und beste Sinn der Homerischen Worte wäre wohl: Die Krieger, die Nestor vor Troja geführt hat, sind schon die Enkel der Männer, mit welchen er einst ins Feld gezogen war. Um dieß zu leisten, mußte er noch nicht gerade 100 Jahre alt sein; auch 80 würden genügen, wenn wir uns die Krieger als durchschnittlich etwa dreißigjährige denken. In einem wildheroischen, fehdereichen Zeitalter ist es für den Mann und Krieger schwer, unversehrt und rüstig ein hohes Alter zu erreichen, wie noch heute unter den Wilden alte Männer selten sind. Es mochte immerhin auch von Nestors Männern der eine oder andere zu Hause einen Vater, vielleicht sogar einen Großvater haben, aber diese konnten nicht mehr ins Feld rücken, sie zählten nicht mehr zu dem activen Bestande des Volkes, sie gelten mit den Gestorbenen als Hingeschwundene.

Für Herodot ist die γενεά oder Generation ein ganz geläufiger Begriff. Die egyptischen Priester weisen ihm eine Reihe von 341 Königen auf, und er berechnet daraus, da drei Generationen 100 Jahre ausmachen, einen Zeitraum von 11340 Jahren. Auch an andern Stellen nimmt er 33 Jahre als die Dauer einer Generation an. Es ist freilich dabei die falsche Voraussezung, daß je ein König eine Generation vertrete, da, abgesehen von Dynastiewechsel und Umwälzungen, auch der Bruder dem Bruder oder gar der Oheim dem Neffen, wie andererseits der Enkel dem Großvater nachfolgen kann. Ueberdieß kommt bei Königsreihen in der Regel nur der Altersabstand zwischen dem Vater und dem Erstgeborenen seiner Söhne in Betracht.

Aber wie steht es überhaupt mit diesem Herodotischen, auch sonst vielfach nachgesprochenen Saz, daß die Dauer einer Generation ein Drittheil eines Jahrhunderts oder $33^1/_3$ Jahre betrage? Ist eine Generation wirklich eine bestimmte Zeitgröße, ist sie eine constante oder eine variable und wenn lezteres der Fall ist, woran liegt es und was liegt daran, ob die Generationen kürzer oder länger sind? und welche Mittel stehen der Statistik zu Gebot, um auf diese Frage eine Antwort zu geben?

Der statistische Ausdruck für die Generation als Zeitmaaß wäre die durchschnittliche Altersdifferenz zwischen Vätern und Kindern für eine gegebene Zeitperiode. Ich sage absichtlich nicht: zwischen Eltern und Kindern, und aus Gründen praktischer Zweckmäßigkeit auch nicht: zwischen Vätern und Söhnen. Die Altersdifferenz zwischen Müttern

und Kindern wäre wieder eine Aufgabe für sich, aber das Interesse daran, da nun einmal die Männer das leitende und herrschende Geschlecht sind, von untergeordneter Bedeutung. Dagegen zwischen dem väterlichen und mütterlichen Alter die Mitte nehmen und damit das Alter der Kinder vergleichen, würde die Aufgabe außerordentlich complicirен und schließlich doch nur auf einer werthlosen Fiction beruhen.

Das nächstliegende und wirksamste Mittel, die Altersdifferenz zwischen Vätern und Kindern zu finden, wäre die directe Aufnahme, indem man aus Anlaß einer Zählung von einer ganzen Bevölkerung oder wenigstens bei einem großen Theile neben dem Alter des einzelnen Individuums auch das seines Vaters ermittelte und aus den so gewonnenen Zahlen den Durchschnitt, die Ziffer des mittleren Menschen suchte. Dieß ist noch niemals geschehen und wird aus vielen Gründen auch schwerlich bald versucht werden.

Man wird daher immer auf indirekte Mittel, auf das Surrogat von Schäzungen und Combinationen, von Schlüssen aus einer größeren oder kleineren Anzahl von Beispielen angewiesen bleiben.

Die ganze Frage läßt sich übrigens nur auf dem Boden der monogamischen Sitte der civilisirten Völker behandeln. Wo Polygamie und Sclaverei neben sehr früher Pubertät bestehen, wo die Kinder Eines Mannes im Alter bis zu 50 Jahren von einander entfernt sein können, da verschieben und verschlingen sich die Generationen in einer

Weise, die sich nicht mehr verfolgen läßt und zugleich kein Interesse mehr bietet.

Es ist einleuchtend, daß die Dauer der Generationen von zwei Factoren abhängt, einmal ob die Männer früh oder spät zur Heirath gelangen, sodann ob die Periode der Fruchtbarkeit der Ehen von kürzerer oder längerer Dauer ist, und beide Momente greifen wieder insoweit ineinander, als bei frühen Ehen die Wahrscheinlichkeit für eine längere Dauer der Fruchtbarkeit spricht. Der Altersabstand des Vaters und der Kinder ist weder nach dem erstgeborenen noch nach dem jüngsten, sondern nach dem Durchschnittsalter der Kinder zu berechnen, wofür bei Ermanglung der Detailangaben die halbe Differenz zwischen dem ältesten und jüngsten der Kinder zu nehmen ist. Der statistische Ausdruck oder das statistische Aequivalent für die Dauer einer Generation ist somit das durchschnittliche Heirathsalter der Männer plus der halben Dauer der durchschnittlichen Fruchtbarkeit der Ehen.

Aber auch die so gestellte Frage vermag die Statistik zur Zeit nur mit sehr ungenügenden Mitteln anzufassen, da weder über das Durchschnittsalter der heirathenden Männer noch über die Dauer der ehelichen Fruchtbarkeit Aufnahmen und zureichende Notizen gegeben sind.

Es liegen keine Thatsachen vor, welche uns berechtigen innerhalb des Gebiets christlich europäischer Gesittung eine Verschiedenheit der Völker hinsichtlich der Neigung zur Verheirathung anzunehmen. Die Frequenz der Heirathen, wie deren Frühzeitigkeit hängt nicht vom Wollen, sondern vom

können ab, nur daß in Betreff der physischen Bedingungen, des Eintritts der Pubertät zwischen den Ländern der südlich und der nördlich gemäßigten Zone einiger Unterschied besteht. Das Entscheidende liegt in den wirthschaftlichen Bedingungen. Wo es leicht ist, einen häuslichen Heerd zu gründen und eine Familie zu ernähren, wird früh geheirathet, wo es schwer ist, spät; dort bleiben wenige Männer ehelos, hier viele. Die günstigsten Bedingungen sind, wo fruchtbarer Boden noch im Ueberfluß vorhanden, die Arbeit gesucht und lohnend, der Unterhalt leicht zu gewinnen ist, wie in Rußland, den Agrarstaaten des mittleren Unionsgebiets, Canada, Australien. Hier heirathen die meisten Männer schon in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre und der Kindersegen wird nicht gescheut, zumal auf den Gebieten der germanischen Race. Das entgegengesezte Ende bilden die Gebiete, wo die freie Niederlassung, sei es rechtlich oder sachlich, eingeschränkt ist, wo in der Landwirthschaft oder im Gewerbe Vacaturen abzuwarten sind, namentlich die Gegenden der bäuerlichen Hofwirthschaft, wo ein Sohn auf den Tod oder Rücktritt des Vaters zu warten hat, die übrigen sich die Bedingungen der Verehelichung vorher durch Arbeit sichern müssen. Im würtembergischen Oberschwaben ist in den Bezirken der bäuerlichen Hofwirthschaft noch von den 35jährigen Männern die größere Hälfte unverheirathet. Aehnliche Verhältnisse sind in Altbayern, Oberöstreich, Westphalen, Hannover u. s. w. Das durchschnittliche Alter der Verheirathung rückt hier bis in die Mitte der dreißiger Jahre hinaus.

Zwischen diesen beiden, um etwa 10 Jahre auseinander liegenden Grenzen bewegen sich nun in zahlreichen Abstufungen die mittleren Verhältnisse der meisten europäischen Völker, wo bei vollkommen occupirtem Boden und dichterer Bevölkerung, aber bei freierer Bewegung dem jungen Mann eine etwas kürzere oder längere Wartezeit bis zur Gründung eines eigenen Familienlebens auferlegt ist. Für England wird das durchschnittliche Heirathsalter der Männer zu 28 Jahren angegeben, für Frankreich zu 30, für Belgien zu 32. Für Deutschland dürfte im Ganzen auch die Zahl von 30 Jahren anzunehmen sein; für Würtemberg und Bayern ist sie nicht unter 32 Jahren zu setzen; für Preußen und Sachsen steht sie wahrscheinlich unter 30 Jahren. Es sind jedoch hier überall die Ehen der Wittwer mitgerechnet; wenn es sich blos um erste Ehen handelt, wären sämmtliche Ziffern etwa um 1½—2 Jahre niedriger zu setzen. Für Norwegen haben wir die Ziffer von 30,38, für Niederlande von 31,25 Jahren, so daß wir im Ganzen als mitteleuropäisches Durchschnittsalter der heirathenden Männer 30 Jahre annehmen dürfen.

Da die Generation jedoch nicht allein durch die Altersdifferenz zwischen den Vätern und den ältesten, sondern zwischen den Vätern und allen Kindern bestimmt wird, so handelt es sich nun weiter darum, den mittleren Altersunterschied zwischen den ältesten und jüngsten Geschwistern oder was dasselbe ist, die mittlere Dauer der Fruchtbarkeit der Ehen zu bestimmen.

Hier lassen uns nun die bisherigen Mittel der Statistik

ganz im Stich; ich habe wenigstens nirgends Angaben darüber zu finden vermocht, und, da der Gegenstand auch abgesehen von der Aufgabe, die Länge der Generationen zu finden, Interesse bietet, so suchte ich wenigstens an einer ansehnlichen Zahl von Beispielen feste Anhaltspunkte zu gewinnen.

Die Würtembergischen Familienregister enthalten die hiezu erforderlichen Notizen vollständig. Unter Weglassung der kinderlosen, sowie derjenigen Ehen, bei welchen die Kindererzeugung nicht als abgeschlossen betrachtet werden konnte, zählte ich 500 Ehen aus dem Tübinger Familienregister durch.

Die Fruchtbarkeit der Ehen nach der Zeit, die zwischen der Trauung und der Geburt des letzten Kindes liegt, berechnet, kamen auf jene 500 Ehen 6107 Jahre der Fruchtbarkeit, auf Eine Ehe also durchschnittlich 12,2 Jahre. Und zwar betrug die Dauer der Fruchtbarkeit bei

74 Ehen	= 14,8%	der gezählten Ehen	1—5	Jahre
129 „	= 25,3%	„ „	„	6—10	„
136 „	= 27,2%	„ „	„	11—15	„
121 „	= 24,2%	„ „	„	16—20	„
40 „	= 8%	„ „	„	von 21 bis 28 J.

In diesen 500 Ehen wurden 3008 Kinder geboren, also auf eine fruchtbare Ehe 6,01. Die kinderlosen Ehen berechnete ich zu $^1/_7$ oder 14—15% aller Ehen *). Die

*) Es mußten, um in einem alphabetisch geordneten Register bis zu 500 zählbaren Ehen zu gelangen, 69 kinderlose Ehen übergangen werden: mit deren Zurechnung ergiebt sich eine mittlere Fruchtbarkeit der Ehen von 5,29 Kindern.

Tübinger Bevölkerung besteht größtentheils aus Weingärtnern und kleinen Handwerkern, bei welchen neben enormer Kindersterblichkeit sehr kinderreiche Ehen die Regel bilden. 10—12 Kinder, wovon zwei Drittheile wieder alsbald wegsterben, sind sehr häufig. Ich fand z. B. eine Ehe, in welcher 16 Kinder geboren wurden, von denen Eines erwachsen wurde, und ein zweites 5 Jahre alt wurde; die 14 andern starben im ersten Lebensjahr, meist in den ersten Monaten und Wochen. Ein Mann, der zweimal verheirathet war, hatte 19 Kinder, von denen das älteste und jüngste um 44 Jahre im Alter auseinander waren.

Nach den gleichen Grundsätzen gieng ich den gothaischen genealogischen Kalender durch und fand hier 264 Ehen, deren Fruchtbarkeitsdauer im Ganzen 3306 Jahre ausmachte, somit 12,5 Jahre auf Eine Ehe, eine von der obigen nur wenig abweichende Zahl. Es waren darunter

37 Ehen = 14% mit einer Fruchtbarkeitsperiode v. 1—5 J.
66 „ = 25% „ „ „ „ 6—10 „
92 „ = 34,9% „ „ „ „ 11—15 „
55 „ = 20,8% „ „ „ „ 16—20 „
14 „ = 5,3% „ „ „ „ 21—25 „

Die Kinderzahl ließ sich nicht vergleichen, weil nur die lebenden aufgezählt sind; sie ist aber ohne Zweifel kleiner als die oben für die Stadt Tübingen genannte.

Der Grund, warum gleichwohl die Dauer der Fruchtbarkeit noch eine etwas größere ist, dürfte darin zu suchen sein, daß in den hier in Betracht kommenden gesellschaftlichen Kreisen die Männer, wenn sie überhaupt heirathen,

früh zu heirathen pflegen, da das Zuwarten an den ökonomischen und sonstigen Bedingungen nicht mehr leicht etwas ändern kann.

Die Uebereinstimmung der Ergebnisse aus zwei so verschiedenen Lebenskreisen ist jedenfalls von Werth und Interesse und macht es wahrscheinlich, daß mit der Ziffer 12 ein allgemeinerer Durchschnitt wenigstens annähernd getroffen ist. Für England, wo die Männer um 2—3 Jahre früher heirathen als in Deutschland und Frankreich und großer Kindersegen herrscht, dürfte der Durchschnitt für die Dauer der ehelichen Fruchtbarkeit auf 13—14 Jahre zu erhöhen, für Frankreich, wo im Durchschnitt nicht über 3 Kinder auf die Ehe kommen, auf 7—8 Jahre zu erniedrigen sein. Höher als 14, niedriger als 7—8 ist die Ziffer schwerlich irgendwo.

Es wären hienach die beiden Elemente, um die Dauer einer Generation zu bestimmen, beisammen; die oben angegebene Formel, durchschnittliches Heirathsalter der Männer plus der halben Dauer der mittleren ehelichen Fruchtbarkeit erfordert jedoch noch eine kleine Modification. Es war aus praktischen Gründen nicht wohl anders möglich, die Dauer der ehelichen Fruchtbarkeit zu bestimmen, als durch die Messung des Zeitraums von der Trauung bis zur Geburt des lezten Kindes. Eigentlich handelt es sich aber um die Altersdifferenz zwischen den ältesten und jüngsten Kindern derselben Ehe. Die Geburt des ältesten Kindes fällt der Regel nach erst auf den Schluß des ersten Jahres nach der Trauung; wenn die eheliche Fruchtbarkeit eine

Periode von 12 Jahren umfaßt, so wird die Altersdifferenz des ältesten und jüngsten Kindes durchschnittlich nur 11 Jahre betragen. Man muß demnach dieß Eine, erste Jahr der Ehe noch dem Heirathsalter hinzufügen und von der Dauer der ehelichen Fruchtbarkeit für den vorliegenden Zweck, die Altersdifferenz zwischen Geschwistern zu finden, in Abzug bringen.

So wäre demnach die gesuchte Größe für Deutschland 30 Jahre + 1 + $^1/_2$, oder 36$^1/_2$ Jahre, für England etwa 28 + 1 + $^{13}/_2$ = 35$^1/_2$, für Frankreich 30 + 1 + $^7/_2$ = 34$^1/_2$. Für die kinderreichen Länder mit früher Verheirathung, wie das Unionsgebiet, Rußland, Australien würden sich etwa die Zahlen 25 + 1 + $^{13}/_2$ = 32$^1/_2$, für die Gebiete erschwerter Niederlassung, der untheilbaren Hofgüter mit kleiner Kinderzahl die Ziffern 31 + 1 + $^8/_2$ = 39 ergeben, und die Dauer einer Generation wird ohne Zweifel bei allen Völkern der gemäßigten Zone mit monogamischer Sitte weder die Grenze von 32 Jahren nach unten, noch von 39 Jahren nach oben im mittleren Durchschnitt überschreiten, für die Gegenwart aber und die mitteleuropäischen Verhältnisse zu 35—36 Jahren anzunehmen sein.

Herodot hat mit seinen 33$^1/_3$ Jahren für die dortigen und damaligen Verhältnisse, für die Freien und das südliche Clima, sehr wahrscheinlich ganz das Richtige getroffen, für uns und jetzt ist seine Zahl um 2—3 Jahre zu niedrig. Ich vermuthe, daß er auch diesen Maßstab von den egyptischen Priestern empfieng, die in Genealogieen wohl bewandert

waren und durch die Wahrnehmung geleitet sein mochten, daß der Regel nach zwischen der Geburt des Urgroßvaters und des Urenkels ein Zeitraum von ungefähr 100 Jahren liegt, somit das Jahrhundert drei Generationen umfaßt. Ein falscher Sinn wird aber mit diesem Ausdruck verbunden, wenn man, wie häufig die Meinung ist, glaubt, daß binnen eines Jahrhunderts drei Generationen geboren werden und sterben. Vielmehr wird in den normalen Fällen schon der Zeitraum von der Geburt des Vaters bis zum Tode des Sohnes ein Jahrhundert füllen, z. B. wenn der Sohn 70 Jahre alt wird und der Vater bei der Geburt des Sohnes 30 Jahre zählte, mag er dann nachher noch kürzer oder länger gelebt haben.

Zur Ergänzung und Illustration des Bisherigen mögen noch einige geschichtliche Data dienen.

Die Königin Victoria stammt in direct aufsteigender Linie im 25ten Grade von Wilhelm dem Eroberer, der 806 Jahre vor ihr geboren ist; die Länge einer Generation ist somit 32,2 Jahre. Die Zahl der regierenden Könige von England aber betrug 34, die durchschnittliche Regierungszeit 23,7 Jahre. Ebenso sind es genau 25 Generationen bis zu einem andern ihrer Ahnherrn, dem mit Wilhelm dem Eroberer gleichzeitigen Azzo von Este, dem Stammvater des Welf-Este'schen Hauses und Urgroßvater Heinrichs des Löwen.

Der Graf von Chambord, geb. 1820, ist von Hugo Capet, dem Stammvater des französischen Königshauses, (der 998 starb und etwa 930 geboren sein mag) um 27

Generationen entfernt, während 34 Könige über Frankreich regierten, und es kommen auf eine Generation im Durchschnitt 33 Jahre, auf die Regierungszeit eines Königs 26 Jahre.

Von Franz Joseph bis Rudolf von Habsburg sind 18 Generationen zu 32,8 Jahren, von Kaiser Wilhelm bis auf den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern 14 zu 32 Jahren, von Ludwig II. von Baiern bis Otto von Wittelsbach 22 Geschlechter zu 32 Jahren, von König Karl von Würtemberg bis zu Ulrich dem Stifter 18 Generationen zu 31 Jahren. König Albert von Sachsen ist 12 Generationen zu 32 Jahren von Herzog Albert, dem Stifter der albertinischen Linie und 30 Generationen zu ebenfalls 32 Jahren von dem Landgrafen Burkhard von Thüringen (892—908) entfernt. Von Michael Romanow auf Kaiser Alexander II. sind 7 Generationen zu nur $31\frac{1}{2}$ Jahren, da hier in der jung verstorbenen Anna Petrowna ein weibliches Zwischenglied eintritt. Von Alexander bis zu dem ältesten Oldenburgischen Stammherrn Elimar (reg. 1108—1143) sind 22 Generationen zu 33 Jahren. Ebenso ist der Durchschnitt in der Reihe von Victor Emanuel bis zu dem ersten Grafen von Savoien Berthold ums Jahr 1000 (26 Generationen). Den genealogischen Geschichtstabellen von Hopf und Hübner, aus welchen diese Gelehrsamkeit geschöpft ist, läßt sich ohne viel Mühe noch eine Unzahl ähnlicher Beispiele entnehmen.

Die Ergebnisse sind sowohl unter sich als mit den obigen Ausführungen übereinstimmend. Denn es ist ganz

der Natur der Sache entsprechend, daß bei fürstlichen Dynastieen, wo nur die Altersdifferenz zwischen dem Vater und dem ältesten der Söhne, nicht allen Kindern in Frage kommt, der Abstand um einige Jahre niedriger erscheint, als im Massendurchschnitt. Auch pflegen Prinzen und Thronfolger früh zu heirathen. Die Ziffern müßten noch etwas niedriger sein, wenn nicht im Lauf der Jahrhunderte immer auch wieder ein Ueberspringen der Succession auf die jüngeren Linien Statt fände. Daß dieser Fall bei Würtemberg häufiger eintrat, ist wohl der Grund, daß hier die Generationendauer die höchste Ziffer erreichte, während umgekehrt das mehrfache Einrücken weiblicher Linien in die Reihe wie bei England eine Verkürzung der Generationsdauer veranlaßt, da sie ein jüngeres Heirathsalter haben.

Wenn man die Geschlechtsregister bürgerlicher Familien verfolgt, z. B. an der Hand des Werkes von Faber über die Würtembergischen Familienstiftungen, so wird man zwar große Mannigfaltigkeit der Verhältnisse finden, aber doch bald zu dem Hauptresultat gelangen, daß wenn man nur in der Reihe der ältesten Söhne aufsteigt, die Generation 30—32 Jahre, wenn man die Linie der jüngsten Söhne festhält, die Generation gegen 40 Jahre beträgt, der mittlere Durchschnitt aber sich um 35—36 Jahre bewegt. In der weiblichen Linie sind die Generationen um etwa 2—4 Jahre kürzer, freilich auch mit zahlreichen Variationen. Uebrigens gehen alle diese Notizen nur selten über 200 Jahre zurück. Es drängte sich bei den gesammelten Beispielen auch die Bemerkung auf, daß vom Anfang dieses Jahrhunderts an

rückwärts die Männer in den Mittelklassen früher geheirathet haben, als jetzt, und daß das mittlere Verheirathungsalter der Männer für erste Ehen in diesen Ständen im vorigen Jahrhundert schwerlich mehr als 25 Jahre betragen hat, somit für Würtemberg, auf das sich die Notizen beziehen, seitdem ungefähr um 5—6 Jahre gestiegen sein würde.

Es bleibt nun noch die Frage übrig: wozu diese ganze Untersuchung, welchen Werth und welche Bedeutung hat überhaupt der Begriff und die Dauer der Generation, was liegt daran und ist daraus zu ersehen, ob diese Dauer kürzer oder länger ist?

Ich glaube, daß auch der Begriff der Generation zu den der Bevölkerungsstatistik eigenthümlichen Formen und Mitteln gehört, die socialen Zustände der Völker zu characterisiren und unter einander zu vergleichen.

Die jungen, aufstrebenden, in rascher Entwicklung und schnellem Wachsthum der Zahl begriffenen Völker haben kurze Generationen. Die jungen Männer gelangen früh zur eigenen Erwerbsfähigkeit und Gründung eines Hausstandes, während ihre Väter selbst noch im kräftigsten Alter stehen. Das elterliche Erbe und Vermögen ist in ferner Aussicht und Jeder ist auf seine eigene Arbeit und Thätigkeit angewiesen. Das junge Geschlecht macht sich früher, kräftiger und in größerer Anzahl geltend im Staat und in der Gemeinde, in den wirthschaftlichen wie in den geistigen Gebieten. Es findet ein rascherer Umsatz auch in der Ideenwelt statt. Jugendliche, ideale, radicale Ansichten und Be-

ſtrebungen drängen ſich mit Ungeſtüm und nicht ohne Erfolg vor. Die jungen Männer ſind bei raſcher Volksvermehrung nicht blos um ſoviel zahlreicher als die älteren, als ſie noch weniger durch den Tod gelichtet ſind, ſondern auch weil ſie ſchon aus viel ſtärkeren Geburtsklaſſen ſtammen. Ihre Stimmen legen in allen Dingen ein großes Gewicht in die Wagſchaale.

Es iſt wohl denkbar, daß einer ſolchen Neigung zu rapider und ſich überſtürzender Entwicklung andere Factoren die Wage halten, z. B. in China, wo frühe Heirathen und kurze Generationen herrſchen, wo, wie man ſagt, die Männer, die mit 20 Jahren noch ehelos ſind, ſich darüber vor der Obrigkeit zu rechtfertigen haben, aber die enorme Ausdehnung und unbegrenzte Dauer der elterlichen Gewalt und die ſonſtigen Bürgſchaften der Stabilität gegenüberſtehen. Darum iſt jene Tendenz aber doch in der Natur der Sache begründet; ſie wird den freieſten Spielraum finden in Colonialländern gebildeter Völker, ſei es denen der Griechen oder Römer oder der Engländer und Spanier, vor Allem bei republicaniſchen Staatseinrichtungen. Die Colonien ſind immer raſchlebiger als die Mutterſtaaten, ſei es aufwärts oder abwärts.

Alles dieß verhält ſich anders bei den alten gereiften Völkern mit vollſtändig angebautem Boden und beengterem Nahrungsſtand, mit größeren und complicirteren Bedürfniſſen. Die Männer gelangen ſpäter, nach längerer Vorbildung und Dienſtbarkeit zur wirthſchaftlichen Selbſtändigkeit und Gründung des eigenen Heerdes. Der Schwerpunkt

für die Entwicklung des politischen, wirthschaftlichen und geistigen Lebens liegt in den mittleren Altersklassen. Jeder Fortschritt vollzieht sich unter größeren Schwierigkeiten und Kämpfen; in langsamem und stetigem Gang brechen sich die Veränderungen in der Gesellschaft ihre Bahn, und auf jeden Erfolg treten wieder Hemmungen und Rückschläge ein. Und alles dieß hängt aufs Innigste damit zusammen, daß die Söhne nicht neben den Vätern, sondern erst nach ihnen zu Einfluß und maßgebender Stellung gelangen können, daß die Generationen weiter aus einander liegen.

Man könnte vielleicht denken, eine Differenz von höchstens 8—10 Jahren in der Dauer der Generationen könne keine so große Wirkung haben, aber sie reicht doch gerade hin, die eingreifendsten Verschiedenheiten zu begründen. Wenn das Leben des Menschen nach dem bekannten Bibelspruch 70 Jahre währet und die Altersdifferenz zwischen Vätern und Kindern im Durchschnitt 35—36 Jahre beträgt, so haben kaum zwei volle Generationen neben einander zu leben. Wenn die Kinder den Vätern nur um 28—30 Jahre im Alter nachstehen, so läßt die Lebensgrenze von 70 Jahren für $2^1/_2$ Generationen Raum. Hier wird eine mannigfachere geistige Berührung und Reibung der verschiedenen Altersklassen Platz greifen. Es werden verhältnißmäßig viele und bis in die späteren Jugendjahre das Glück eines großelterlichen Hauses genießen, im andern Fall wenigere und der Regel nach nur für die ersten Kinderjahre. Es ist nicht ohne Bedeutung, wenn dem heranwachsenden Ge-

schiecht auch die Vorstellungskreise des absterbenden noch unmittelbar zur Anschauung und Kenntniß gelangen.

Die Kräfte der Stabilität und Beharrung sind nirgends stärker als in den Gebieten der bäuerlichen Hofwirthschaft, wo die Generationen am weitesten auseinanderliegen, wenn zu den späten Heirathen noch eine längere eheliche Fruchtbarkeit hinzutritt.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß auf die Frage, wie viel Generationen es etwa seien von der jetzigen bis zu der von Shakespeare und Königin Elisabeth, die Antwort eine andere sein muß, wenn der Fragende ein Kind, ein Greis oder von mittlerem Alter ist. Unwillkührlich aber suchen wir doch nach einem festen Ausgangspunkt, und indem wir die Jugend als die künftige, die Greise als die vorangegangene Generation bezeichnen, sehen wir einen solchen in dem mittleren Mannesalter. Schopenhauer, der in geistreicher Spielerei die menschlichen Lebensalter zu der Reihenfolge der Planeten und ihrer Namen in Beziehung setzt, weist den Jupiter als den Herrschergott den Fünfzigjährigen zu, weil sie die Beherrscher ihres Zeitalters seien in Staat und Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft. Die leitenden und maßgebenden Altersklassen gelten als die Vertreter der jeweiligen Gegenwart, und so nennen wir das Zeitalter der französischen Revolution das unserer Großväter, obgleich es für die Greise die Generation ihrer Väter, für die Jungen die ihrer Urgroßväter ist.

Ein Jahrhundert ist eine dunkle, imponirende, unsern natürlichen Maßstab überschreitende Zeitgröße; die Gene-

ration aber, der Altersabstand von Vätern und Söhnen ist uns ein anschauliches und verständliches Zeitmaaß. Die ganze Weltgeschichte tritt uns menschlich näher und rückt enger zusammen, wenn wir uns vorstellen, wie oft wir den uns bekannten Weg vom Sohn zum Vater zurückzulegen haben. Der Unterschied in den Anschauungen und dem Ideenkreise der Eltern und Kinder erscheint uns als ein relativ kleiner und mehr als leichte Schattirung innerhalb derselben Grundfarbe, und da muß es uns überraschen, daß wir diesen Unterschied nur zu verdreifachen und zur Massenwirkung zu verdichten haben, um zu Friedrich dem Großen und Voltaire, zu Klopstock und Lessing zu gelangen, nur zu verneunfachen, um in ein ganz anderes europäisches Staatensystem und in die Vorstellungskreise von Gustav Adolph, Cromwell, Richelieu und dem großen Kurfürsten versetzt zu werden. Der Gote unserer Ahnherrn aber mochte noch Thor und Odin Pferde schlachten, der Gote seine Heerden durch die Triften von Mittelasien führen. Nicht gewaltsame Umwälzungen und vulcanische Ausbrüche gestalten das Leben der Menschheit in periodischen Anläufen um, sondern die kleinen Differenzen in den Sitten und Anschauungen der Väter und der Söhne steigern sich zu den Masseneffekten, deren Inhalt und Reihenfolge wir die Kulturgeschichte der Menschheit nennen.

Ueber die Malthus'schen Lehren.

Die bekannten Säze von Malthus sind ebenso anfechtbar in ihrer statistischen und psychologischen Begründung im Einzelnen als unumstößlich und von einleuchtendster Wahrheit im Ganzen.

Es ist freilich unhaltbar, daß, wenn in jeder Ehe auch nur vier Kinder geboren werden, die menschliche Gesellschaft sich im Lauf von 25 Jahren verdoppeln müsse. Denn die Gesellschaft besteht nur zu einem starken Drittheil aus Personen im zeugungskräftigen Alter; auf den weit überwiegenden Rest fällt kein Zuwachs, sondern nur Abgang. Dagegen wird allerdings, wenn auf die jungen Paare je vier Kinder gerechnet werden, die Kopfzahl der Regel nach nicht blos verdoppelt, sondern verdreifacht, von zwei auf sechs gesteigert werden, da die Eltern wohl so lange neben den Kindern leben können, bis auch diese fortpflanzungsfähig geworden sind. Die Frage, welcher Volkszuwachs als ein möglicher oder normaler anzusehen sein mag, ließ sich mit den damaligen Mitteln der Statistik, wie sie Malthus zu Gebot standen, überhaupt nicht genügend beantworten; die Aufnahmen der lebenden Bevölkerungen nach Alter, Geschlecht und Familienstand sind für diesen Zweck unerläßlich.

An der psychologischen Begründung finde ich den wesentlichsten Mangel darin, daß Malthus überhaupt nur die zwei Factoren ins Feld führt, den Geschlechtstrieb und den Nahrungsstand oder die Grenzen der Unterhaltsmittel, während in der That die Erscheinungen von viel complicirterer Natur sind. Zwar sagt uns auch der Dichter:

Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie *) das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Allein hier ist doch mehr nur von den großen Haupttriebrädern der ganzen gesellschaftlichen Maschine die Rede.

Es ist ein leicht erklärlicher und fast allgemeiner Irrthum oder Euphemismus, der menschlichen Natur einen Fortpflanzungstrieb beizulegen oder den Ausdruck Geschlechtstrieb in diesem Sinne zu gebrauchen. Richtig verstanden, weiß die Psychologie nichts von einem Trieb des Menschen, seine Gattung fortzupflanzen, wohl aber kennt sie zwei verschiedene Triebe, deren combinirte Functionen eine solche Wirkung haben, nemlich den Trieb der Geschlechtslust und den der Kinderliebe. Jener, so verschiedene und so ideale Motive sich ihm beigesellen können, ist doch auf die sinnlichen Reize um ihrer selbst willen gerichtet, nicht auf die von der Ordnung der Natur daran geknüpfte Wirkung, welche vielmehr denjenigen, die die ersten Erfahrungen zu machen hatten oder den Causalzusammenhang nicht durch Ueberlieferung kennen, als die wunderbarste

*) Die Natur.

Sache von der Welt vorkommen mußte. Der Trieb der Kinderliebe aber ist die angeborene Geneigtheit der Erzeuger, und zwar der Mutter in stärkerem Maaße als des Vaters, das vorhandene, das bereits entstandene lebende Wesen wie einen Theil oder Anhang des eigenen Selbst zu betrachten und die Sorge für seine Erhaltung und Wohlfahrt in die Reihe der eigenen und selbstischen Interessen aufzunehmen. Die Lust, überhaupt Kinder zu haben, ist nicht die unmittelbare und nächste Aeußerung dieses Triebs der Kinderliebe; sie ist allerdings ein durch diesen noch latenten Trieb angeregtes Vorgefühl und Phantasiespiel; es haben aber noch andere Motive daran Antheil, das Verlangen, dem vergänglichen und verlassenen Ich eine Ergänzung, der Leere des Daseins Inhalt und Ziel zu geben und der hinter aller Selbstsucht immer noch versteckte Wunsch, zu lieben und geliebt zu werden.

Der Wunsch, Kinder zu haben, und der Sexualtrieb sind psychologisch ganz unabhängig von einander; sie treffen auch thatsächlich nur in einer kleinen Anzahl von Fällen zusammen. Wenn die Erhaltung und Vermehrung der menschlichen Gattung von dem Verlangen, Kinder zu haben, abhienge, so wäre es gar schlecht um dieselbe bestellt. Die Natur überlistet uns gleichsam, indem sie an etwas um seiner selbst willen heftig Begehrtes eine nicht gewollte Wirkung knüpft, die mit dieser Wirkung verbundenen Schmerzen, Sorgen und Lasten aber dann wieder durch einen zweiten Trieb, die Liebe zu dem Erzeugten zu er-

leichtern und zu versüßen, und das Erzeugte damit gegen den sonst sicheren Untergang zu schüzen weiß.

Keine Frau in der Welt wird jemals wünschen so vielfache Mutter zu werden, als es physiologisch möglich wäre, und kein Mann in der Welt wird auch nur nach dem hundertsten Theil der Vaterfreuden und Sorgen Verlangen tragen, deren Objecte ins Leben zu rufen ihm weder Lust noch Fähigkeit fehlen würde. Es handelt sich hiebei keineswegs blos um Nahrung und Unterhalt, sondern um eine Last von Sorgen und Störungen, die auch dem Reichsten nicht erspart sind, wenn, wie man sagt, unter einem halben Tuzend Kinder durchschnittlich wenigstens Ein Schmerzenskind sein wird. So lebhaft auch jene Triebe der Geschlechtslust und Kinderliebe in uns sein mögen, so steht ihrem unbeschränkten Walten doch die mächtige Gegenwirkung zahlreicher anderer, von ihnen unabhängiger Triebe zur Seite, die zu Collisionen führt und zu Compromissen nöthigt. Jedermann wünscht im Leben vorwärts zu kommen, seine Kräfte und Anlagen frei zu entfalten, seine wirthschaftliche Lage zu verbessern, seine Lebensgenüsse zu steigern, zu einem sorgenfreien und bequemen Dasein zu gelangen und gerade die Edelsten und Begabtesten wollen am wenigsten in Erwerb und häuslichen Dingen aufgehen. Ja der Trieb der Kinderliebe selbst gebietet eine Begrenzung; der kleineren Zahl kann man größere Sorgfalt widmen, ein größeres Erbtheil zuwenden, die Erhaltung ihrer gesellschaftlichen Stellung sichern.

Malthus unterscheidet unter den Checks oder Hemm-

nissen gegen ein Uebermaß der Kinderzeugung, zu welchem er eine natürliche Tendenz annimmt, soweit dieselben in menschlichen Handlungen liegen, nur zwei Arten, die moralische Enthaltsamkeit auf der einen, und die Laster der Prostitution, Fruchtabtreibung ꝛc. auf der andern Seite; wobei er freilich unbestimmt läßt, wieweit das Prädikat „moralisch" bei den verschiedenen Arten und Formen der Enthaltsamkeit gelten soll. In Wahrheit aber scheint hier zwischen Tugend und Laster ein weites Feld von Motiven zu liegen, die weder moralisch noch unmoralisch zu nennen, sondern der natürliche Gegendruck anderer Seelenkräfte sind, die ebenso gut zur menschlichen Ausstattung gehören. Wenn in einem Lande für Millionen von Ehen das régime conjugal herrscht, die Zahl von drei Kindern nicht zu überschreiten — im Gegensaz zu dem numerum liberorum finire flagitium habetur, das Tacitus an unsern Vorfahren rühmt — wer will dieß moralisch, wer unmoralisch nennen oder entscheiden, in welchen Fällen es das eine wäre, in welchen das andere? Relativ genommen, als Herrschaft verständiger Ueberlegung über blinde Begier, und zumal im Vergleich mit dem in Deutschland so weit verbreiteten gemeinen Astarte- und Molochdienst, der jährlich Hunderttausende von zarten Kinderleben elender verkommen läßt, als wenn sie einem glühenden Götzenbild in die Arme gelegt würden, mag man die Sitte immerhin zu den moralischen Enthaltungen rechnen. Im Uebrigen würden die dabei vorherrschenden Motive des Wohllebens und der Bequemlichkeit gerade keinen besonderen Anspruch auf jenes Prädikat erheben.

Wäre dem wirklich so, wie die Malthus'sche Lehre sagt, daß die Vermehrung der Bevölkerung nur an die der Nahrungsmittel gebunden ist, daß die auf Fortpflanzung bezüglichen Naturtriebe die Kraft und Tendenz haben, die Grenzen der Unterhaltsmittel fortwährend zu überschreiten und nur durch Hemmnisse verschiedener Art innerhalb derselben festgehalten werden, so wäre ein eigentlicher Fortschritt der Menschheit in ihrem wirthschaftlichen Leben wie in ihrer Gesittung nicht denkbar. Eine stetige Steigerung und Verfeinerung der Bedürfnisse und Lebensgenüsse könnte nicht eintreten, wenn jede Lücke gleich ausgefüllt, jeder Ueberschuß an Mitteln von dem verstärkten Nachwuchs in Anspruch genommen würde. Die Gesellschaft bliebe an die erste Stufe ihrer Lebensweise gefesselt. Die natürliche Neigung der Menschen, ihre Glückseligkeit im Ganzen, ihre Annehmlichkeiten des Lebens zu steigern, muß offenbar über stärkere psychische Kräfte verfügen, wenn es den geschlechtlichen Neigungen nicht gelingt, alle neuen wirthschaftlichen Mittel in ihre Dienstbarkeit zu bringen. An die Stelle des aus den Malthus'schen Sätzen folgenden Gesetzes, daß die Gesellschaft die Tendenz habe, jede Steigerung ihrer wirthschaftlichen Mittel mit einer entsprechenden Vermehrung der Bevölkerung zu begleiten, scheint eine andere Regel gestellt werden zu dürfen, daß jedes zur Gesittung berufene Volk die Tendenz hat, sein Einkommen rascher zu vermehren als seine Kopfzahl, und mit dem Zuwachs an Personen in einer stetig wachsenden Entfernung hinter dem Zuwachs an wirthschaftlichen Mitteln zurückzubleiben. Denn

wenn der Quotient, d. h. die Summe der Bedürfnisse und Lebensgenüsse für den Einzelnen stetig anwachsen soll, so dürfen der Dividendus, das Volkseinkommen und der Divisor, die Volkszahl, sich nicht in gleicher Proportion vermehren.

Es ist dieß nicht eine Widerlegung oder Umstoßung der Malthus'schen Säze, sondern nur eine verschärftere Fassung. Nach Malthus soll und wird der Volkszuwachs nur immer gleichen Schritt halten wollen mit der Steigerung der wirthschaftlichen Mittel, nach der obigen Formel kann derselbe nicht einmal bis zu dieser Grenze reichen, sondern muß immer um einen Schritt, dessen Maaß selbst im Wachsen begriffen ist, dagegen zurückbleiben. Nur hat Malthus die natürlichen Checks nicht vollständig aufgezählt und die sittlich indifferenten, die spontane Gegenwirkung des übrigen Trieblebens nicht genug beachtet.

Die Vermehrung des Volkseinkommens und der Volkszahl bleiben auch so Correlate und diese von jener abhängig.

Da jedoch die Steigerung des Einkommens in erster Linie auf der Thätigkeit und Energie der Völker beruht, erst in zweiter auf der Gunst natürlicher Bedingungen und angesammeltem Kapital, so hängt auch der Volkszuwachs von den moralischen und intellectuellen Eigenschaften der Völker ab. Nur ein fleißiges, thatkräftiges und intelligentes Volk kann seine Zahl namhaft und nachhaltig steigern. Da die Erhöhung des Quotienten auf verschiedene Weise möglich ist, so ist auch das Verhalten der civilisirten Völker

in diesem Punkt ein sehr verschiedenes, wie das Beispiel von Frankreich gegenüber von England und Deutschland zeigt. Die Colonialländer sind hiebei immer in einer ganz exceptionellen Lage.

Die Frage, welcher Volkszuwachs als ein möglicher, natürlicher, normaler anzusehen wäre, läßt sich nicht allgemein für die Menschheit überhaupt, also in einer für Neger, Indianer, Chinesen, Europäer u. s. w. gleichmäßig geltenden Weise, sondern nur für die alten europäischen Kulturländer stellen, für welche auch allein die erforderlichen statistischen Mittel wenigstens nothdürftig vorhanden sind.

Wenn man nur die Grenzen der physiologischen Möglichkeit aufsucht und etwa rechnet, daß jede Frau während einer 30jährigen Fruchtbarkeitsperiode 30, oder auch nur 20 oder 15 Kinder zur Welt bringen könnte, so gelangt man zu Resultaten, wie wenn man mit den Eiermillionen beim Lachs, Kabliau oder Hausen Ernst machen wollte. Die physiologische Möglichkeit ist psychologisch durch die Freiheit der Motive begrenzt und die Frau nicht als Gebärmaschine anzusehen.

Es handelt sich zuerst darum, wie viele Jahresklassen einer weiblichen Bevölkerung sind als im fruchtbaren Alter stehend zu zählen und der weiteren Berechnung zu Grund zu legen?

Es ist nun nicht in Abrede zu stellen, daß einerseits 17jährige Frauen Mütter werden und andererseits auch 48- und 50jährige, und daß überhaupt die Fruchtbarkeit

bei den meisten Frauen erst in der zweiten Hälfte oder gegen Ausgang der vierziger Jahre zu Ende geht. Aber es werden wohl nicht dieselben Frauen sein, die mit 17 Jahren und dann auch noch mit 48 Jahren geboren haben. Wenn auch hie und da schon eine solche Ausnahme vorgekommen sein mag, so ist doch unzweifelhaft, daß der Regel nach diejenigen, die früh zu gebären angefangen haben, auch früher damit aufhören, und daß diejenige Dauer der weiblichen Fruchtbarkeit, die praktisch in Betracht kommen kann, nicht nach den extremen Grenzjahren bemessen werden kann. Es ist an einem anderen Orte gezeigt worden, daß die durchschnittliche Dauer der ehelichen Fruchtbarkeit sich um die Grenze von 12—13 Jahren bewegt, jedoch zuzugeben, daß hiebei schon Malthus'sche Erwägungen, die hier noch zu ignoriren sind, mitwirken und daß die natürliche Dauer der weiblichen Fruchtbarkeit erheblich weiter hinauszurücken ist.

Ich glaube gemäß den dort gegebenen näheren Ausführungen eher zu hoch als zu niedrig zu greifen, wenn ich (wie Roscher) diese Grenze zu 22 Jahren annehme und demgemäß 22 Jahresklassen der weiblichen Bevölkerung als für die Fortpflanzung der Gattung praktisch in Betracht kommend rechne. Man kann dabei zweifeln, wie dieser Zeitraum abzugrenzen ist, ob man die Periode vom 18ten bis 40ten oder vom 20ten bis 42ten für geeigneter hält; im ersten Fall wird, weil die jüngeren Klassen zahlreicher sind als die älteren, die Gesammtzahl etwas größer, doch ist der Unterschied nicht sehr erheblich. Im einen wie im

andern Fall ist vorausgesezt, daß die außerhalb jener Grenzen liegenden Geburten durch die weit zahlreicheren Fälle innerhalb derselben reichlich ausgeglichen werden, in welchen die Fruchtbarkeit erst später beginnt oder früher erlischt. Die Mitte zwischen jenen beiden Berechnungsarten wird gefunden, wenn man das Alter von 19 bis 41 Jahren zu Grunde legt. Nach den Altersaufnahmen aus mitteleuropäischen Ländern ergiebt dieß auf 1000 Einwohner 165 im Alter der Fruchtbarkeit stehende weibliche Personen, oder 16,5% einer Bevölkerung.

Es fehlt an genügendem statistischem Material, um den Procentsaz der unfruchtbaren Frauen oder, richtiger, Ehen genauer festzustellen. Die vereinzelten Zählungen geben ein von 10—20% schwankendes Resultat. Nach meinen, allerdings auch beschränkten Notizen fand ich ca 1/7 der Ehen von noch gebärfähigen Frauen unfruchtbar. Für den nicht zur Verheirathung gelangenden Theil der weiblichen Bevölkerung ist in keinem Fall ein günstigeres Ergebniß anzunehmen, da im Allgemeinen doch die gesünderen und gebrechenfreieren Frauen in die Ehe treten. Man ist daher sicher, eher hinter der Wahrheit zurückzubleiben, wenn man, da es sich bei diesem ganzen Verfahren doch nur um runde und annähernd giltige Ziffern handeln kann, annimmt, daß unter jenen 165 Frauen 15 als unfruchtbar und somit 150 als für die Fortpflanzung geeignet gelten können.

Nun hängt die Fruchtbarkeit einer Bevölkerung natürlich davon ab, wie viele Geburten durchschnittlich je auf

Eine Frau während der Dauer ihrer productiven Periode fallen. Rechnet man je 3 Geburten auf Eine Frau, so treffen auf 1000 Einwohner $\frac{150 \times 3}{22}$ Geburten = 20 (20,45). Bei je 4 Geburten ergeben sich $\frac{150 \times 4}{22}$ oder 27 (27,27) Geburten auf 1000 Einwohner, bei je 5 Geburten 34 (34,09), bei je 6 Geburten 41 (40,9) bei je 7 Geburten 48 (47,7), bei je 8 Geburten 54 (54,5) u. s. w.

Hier fragt es sich nun aber weiter, welche Zahl von Sterbfällen man diesen Geburtenziffern gegenüberzustellen hat, wenn man sich nicht an die rein thatsächlich gegebenen durchschnittlichen Sterblichkeitsziffern der europäischen Länder, sofern diese schon der Ausdruck für pathologische Zustände sind, halten darf, sondern die möglichen, normalen, wenn auch nicht rein idealen Verhältnisse sucht.

Dieses rein ideale Verhältniß wird von Hofmann, dem hierin auch Wappaeus folgt, in der Weise gefunden, daß, wenn der Abgang durch Todgeburten und Kindersterblichkeit auf 10 Procent der Geborenen reducirt, die übrigen aber alle das natürliche Lebensziel von 75 Jahren erreichen würden, unter der Annahme von 40 Geburten auf je 1000 Menschen (1 : 25 Lebenden) der jährliche Abgang $^1/_{75} + {}^1/_{250} = {}^{13}/_{750}$ der lebenden Bevölkerung betragen würde, also 1 : 57,7 Lebenden, oder auf je 1000 E. 17,3 Sterbfälle. Nach diesem Phantasiebild würde die jährliche Zunahme bei 40 Geburten und 17,3 Sterbfällen 22,7 Personen auf 1000 ausmachen oder 2,27% der Bevölkerung.

Die Voraussezungen dieser Rechnung erinnern so leb-

haft an die Fabeln von einem Saturnischen Zeitalter, daß man auch schon eine nur entfernte Annäherung wirklich vorkommender Zahlen an jenen Maßstab für rein unmöglich halten möchte. Um so überraschender ist es, daß es wirklich ein europäisches Land giebt, dessen Mortalität wenigstens nur unbedeutend hinter jenem idealen Kanon zurückzustehen scheint. In den 20 Jahren von 1841—60 sind in Norwegen bei einer mittleren Bevölkerung von 1,409,259 Einwohner im Jahresdurchschnitt einschließlich von 1904 Todgeborenen 26,690 Sterbfälle eingetreten, was eine Sterblichkeit von 18,94 p. m. oder 1 : 53,1 ergiebt. Dabei hat allerdings die jährliche Geburtenzahl nicht 40, sondern nur 33,2 p. m., und andererseits die Kindersterblichkeit des ersten Jahres nicht blos 10%, sondern mehr als das doppelte, 19% der lebend geborenen, also mit Einschluß von 4% Todgeborenen 23% aller Geborenen betragen.

Die für England und Wales für den Zeitraum 1841—50, sowie für Schweden pro 1856—60 angegebene Sterblichkeitsziffer ist mit einem Zuschlag für die Todgeborenen ebenfalls nicht höher als 21—22 p. m.

Man nimmt nun zwar, und wohl mit Recht an, daß die Sterbelisten theils überhaupt, theils insbesondere in den Handel und Schifffahrt treibenden Ländern, wo Viele außerhalb ihres Wohnsizes sterben, unvollständig sind, und es mag dieß besonders für England und Norwegen zutreffend sein.

Allein selbst wenn man die Zahlen noch etwas erhöht,

bleibt es immer noch unerklärt, daß sie jenem Ideal so nahe kommen, während doch die Kindersterblichkeit thatsächlich eine doppelt so große, als die dort angenommene war und von 100 Geborenen nicht 90, wie dort vorausgesetzt wird, sondern nur etwa 11—12 das 75. Lebensjahr zu erreichen pflegen.

Die Lösung der Schwierigkeit ist wohl darin zu suchen, daß jene Hofmann'sche Rechnung einen Widerspruch in sich schließt, indem sie einerseits eine stabile Bevölkerung voraussetzt, wenn sie die 75jährigen als $^1/_{75}$ der Lebenden annimmt, und andererseits eine wachsende, wenn sie auf 25 Lebende jährlich eine Geburt, oder nach Abzug eines Zehntheils auf 1000 Einwohner einen Zuwachs von 36 annimmt. Die Fiction, daß gemäß dem Bibelspruch von den 70 und wenn es hoch kommt, 80 Jahren alle Menschen erst mit 75 Jahren sterben, führt auch bei einer viel kleineren Geburtenzahl als 36 p. m. zu einem Anwachsen der Bevölkerung, bei welchem die jüngste Altersklasse mehrmals so zahlreich sein müßte als die älteste, somit die 75jährigen nicht $^1/_{75}$, sondern ein mehrfach kleinerer Bruchtheil aller Lebenden sein würden.

Eben darin liegt auch der Grund, daß unter günstigen wirthschaftlichen Bedingungen bei raschem Anwachsen der Bevölkerung, sobald nur die Kindersterblichkeit sich innerhalb mäßiger Grenzen bewegt, die allgemeine Sterblichkeitsziffer eine sehr niedrige werden kann, weil die alten, in die Sterbereihe einrückenden Altersklassen numerisch viel schwächer sein werden, als die mittleren und jüngeren.

Daraus erklären sich die günstigen Ziffern bei England und Norwegen für die betreffenden Zeitperioden.

Verzichtet man darauf, im Wege der Construction eine ideale Sterblichkeitsziffer zu finden und beschränkt man sich darauf, an der Hand des statistischen Materials, das der Erfahrung entnommen ist, die relativ günstigsten, am wenigsten schon den Eindruck pathologischer Erscheinungen machenden Verhältnisse aufzusuchen, so überzeugt man sich, daß eine Sterblichkeit von 1 : 50 oder 20 auf Tausend, als das Niedrigste und Günstigste anzusehen ist, das wenigstens bis jetzt überhaupt nur selten, aber jedenfalls noch nie in einem längeren Zeitraum von mehreren Jahrzehenden, und nur von den civilisirtesten Völkern in der günstigsten Entwicklungsperiode einigermaßen erreicht worden ist.

Diese Grenze ist auch nur denkbar bei einer mäßigen Geburtenzahl; sie wird mit steigender Fruchtbarkeit stetig höher hinaufgerückt werden, weil dann in der lebenden Bevölkerung die jüngsten Jahresklassen mit der größten Lebensgefährdung relativ immer stärker vertreten sein werden.

Sieht man nun auf die obigen Annahmen hinsichtlich der mit der wachsenden Geburtenzahl für jede einzelne Frau steigenden Fruchtbarkeit im Ganzen zurück, so mögen sich mit annähernder Richtigkeit etwa die aus der folgenden Tabelle ersichtlichen Normen ergeben.

Auf je 1000 Personen treffen

bei je 3 Geburten	Geborene	Gestorbene	Natürl. Zuwachs per mille	Verdopplungsperiode
für eine Frau	20	20	0	0
— 4 —	27	22	5	139 Jahre
— 5 —	34	24	10	69,6
— 6 —	41	26	15	46,3
— 7 —	48	28	20	35

Es ist leicht, diese Tabelle durch Einschaltung von Zwischengliedern für $3^1/_2$, $4^1/_2$ u. s. w. Geburten für je eine der 150 angenommenen Frauen zu ergänzen.

Der von Malthus zu Grund gelegte Fall, daß auf eine Ehe 4 Kinder kommen, führt also nach dem Obigen nicht zu einer Verdopplung alle 25, sondern erst alle 139 Jahre.

Es mag nicht ohne Interesse sein, der obigen Tabelle die faktischen Verhältnisse in einigen Hauptländern Europas gegenüberzustellen, wofür die Daten theils dem Werk Statistique internationale von Quetelet und Heuschling, Bruxelles 1865, theils neueren Quellen entnommen sind.

Es kamen auf je 1000 Einwohner (mit den Todgeborenen)

	Periode	Geburten	Sterbfälle	Natürl. Zuwachs p. mille	Verdopplungsperiode in Jahren
Frankreich	1851—60	26,2	23,9	2,3	302
Belgien	1851—60	31,6	23,7	7,9	88
England*)u.Wales	1851—60	32,4	23,3	10,1	69,7
Niederlande	1850—59	34,3	25,9	8,4	82,8
Norwegen	1851—60	34,7	18,9	15,8	44
Bayern	1860—68	37,3	30,4	6,9	100
Preußen	1851—60	39,1	29	10,1	69,7
Sachsen	1859—61	42,1	29	13,1	53
Württemberg	1868—74	42,6	33,3	9,3	75

*) mit Interpolation der Todgeborenen.

Man sieht, die thatsächlichen Verhältnisse der wichtigsten europäischen Kulturländer erreichen in keinem Fall weder die obere noch die untere Grenze jener fingirten Normaltabellen, bewegen sich aber in großer Mannigfaltigkeit innerhalb jener Extreme.

Man sieht ferner was dazu gehören würde und wieweit alle diese Völker davon entfernt sind, einen Jahreszuwachs von 2 Procent zu erreichen.

Wenn man von einzelnen Jahrzehenden oder Jahrfünften besonders prosperirender Zustände absieht und die lezten 50—60 Jahre seit den ersten zuverläßigeren Volkszählungen zusammenfaßt, so ist kein einziges Volk in Europa, das einen durchschnittlichen Jahreszuwachs von 1½ Procent nachweisen könnte. Nur England (im engeren Sinn) und das Königreich Sachsen mit 1,3—1,4% reichen nahe an diese Grenze hin.

Wenn in einigen Colonialländern, wie im Unionsgebiet, die Grenze von 2 Procent auch abgesehen von der Einwanderung durch rein inneren Zuwachs schon erreicht und überschritten worden sein sollte, was immer noch sehr anfechtbar ist, so sind die Verhältnisse hier so abweichend und singulär, daß weder für noch gegen die Malthus'sche Theorie Argumente daraus geschöpft werden können.

Denken wir uns, daß nach Art eines altlatinischen Ver sacrum, wie wir ihn aus dem schönen Uhlandischen Gedichte kennen, etwa 1000 junge Paare unter günstigen Umständen eine Pflanzung gründen. Die jungen Frauen werden hier nicht wie in einer alten Gesellschaft 16, sondern

50 Procent der Bevölkerung bilden; sie werden nicht 25 Jahre, sondern 3 bis 4 Jahre nöthig haben, um die Kopfzahl der Colonie zu verdoppeln. Alte Leute wird es hier viele Jahre lang noch gar keine geben; dagegen wird es wimmeln von jungem Volk. Die Generationen werden deutlich von einander geschieden sein; gewisse Altersstufen werden lange Zeit ganz herausfehlen; die Bevölkerung wird keine continuirliche, lückenlose Reihe von Altersklassen bilden. Die Fruchtbarkeit derselben wird sich in den größten Schwankungen bewegen; sie wird zeitweise sehr klein werden, wenn eine Generation schon aufgehört hat productiv zu sein und die nächste noch nicht recht angefangen, dann wieder sehr groß, wenn das neue Geschlecht ganz in das entsprechende Alter eingerückt ist. Die Folgen einer so eigenthümlichen Zusammensezung der ersten Gesellschaft werden wohl allmälig unmerklicher werden und zulezt ganz verschwinden, aber es werden nicht nur Generationen, sondern Jahrhunderte nöthig sein, bis sich alle Nachwirkungen für die Zusammensezung des Volks nach Altersklassen verloren haben, zumal wenn die Ursache, das Eintreten junger Paare, sich periodisch durch Nachwanderungen erneuert.

Nicht so deutlich und rein, wie in diesem fingirten Beispiel, aber im Ganzen kommen doch alle Colonialstaaten auf eine sehr ähnliche Weise zu Stande. Die erste Ansiedlung geschieht durch Männer in jungen oder mittleren Jahren, die Frauen mitbringen oder sich zu verschaffen haben; die einzeln oder in Schaaren Nachrückenden gehören lange Zeit den Altersstufen an, in denen man zu

Wagniß und Abentheuer aufgelegt ist; die Zahl der Greise ist verschwindend klein in solcher Gesellschaft, die der Kinder und jungen Altersklassen wächst in rapiden Verhältnissen an. Heute noch sind in den Vereinigten Staaten unter 1000 Einwohner nur 14 über 70 Jahre alt, in Frankreich 37, und die 22 Jahresklassen der gebärfähigen Frauen machen dort nicht 16, sondern 18—19% der lebenden Bevölkerung aus. Diese Anomalieen in der Zusammensezung der Bevölkerung hat man sich nach rückwärts als wachsend vorzustellen. Der Verschmelzungsproceß der Generationen, wie er bei den alten Kulturvölkern längst vollzogen ist, wird, je weiter man zurückgeht, desto unausgeglichener, und dabei treten durch den Umfang und die großen Fluctuationen der Einwanderungen immer neue Störungen und Unregelmäßigkeiten ein. Man müßte, um sich über den natürlichen Zuwachs in den Colonialgebieten ein sicheres Urtheil zu bilden, Altersaufnahmen für die betreffenden Perioden haben.

Wenn man dazu aber bedenkt, wie in fruchtbaren, jugendlich aufstrebenden Colonieen, wo der Unterhalt ohne viel Arbeit weit mehr durch Viehzucht als Ackerbau gewonnen wird und bestes Land im Ueberfluß zu haben ist, sehr frühe Heirathen zulässig und üblich sind, die Fruchtbarkeit der Ehen sowohl nach ihrer Dauer als der Ergiebigkeit eine sehr große ist, wie die Frauen, von Feld- und schwererer häuslicher Arbeit entbunden, sich der Pflege der Kinder widmen können, wie dadurch großer Kinderreichthum neben mäßiger Kindersterblichkeit erreicht wird, so ist es

dort in der That denkbar, daß, wie die obige Tabelle fordert, auf 1000 Einwohner 48 Geburten und nicht mehr als 28 Todesfälle, somit ein natürlicher Jahreszuwachs von 20 p. m. trifft.

Ob diese Grenze im Unionsgebiet in der früheren Zeit noch so namhaft und bis 28 und 29 p. m. überschritten worden ist, wie Wappaeus (Bevölkerungsstatistik I. 124) annimmt, muß man bezweifeln, wenn man bedenkt, daß hiezu etwa ein Verhältniß von 50 Geburten zu 21—22 Sterbfällen auf 1000 Einwohner erforderlich wäre, somit eine Durchschnittsfruchtbarkeit der Ehen von 7—8 Kindern neben der schwächsten Kindersterblichkeit. Gegen die Berechnung ist unter anderem einzuwenden, daß wir für das Unionsgebiet nur die Einwanderung aus Europa, nicht aber die von der Landseite, von den damaligen französischen und englisch gebliebenen Besitzungen kennen, die doch sowohl nach geschichtlichen Zeugnissen als innerer Wahrscheinlichkeit sehr erheblich war und daß auch der gesammte, heimlich betriebene Import von Negersclaven unbeachtet bleibt.

Bei den alten Kulturvölkern dagegen, wo die Schichten der Generationen längst in einander verwachsen sind und die Reihen der lebenden Altersklassen mit denen einer Sterbetafel noch einige natürliche Aehnlichkeit bewahrt haben, wird ein Jahreszuwachs von 2 Procent noch niemals vorgekommen sein und schwerlich jemals, wenigstens nicht für einen längeren Zeitraum erreicht werden können. Unser Welttheil hat noch niemals eine Periode günstigerer und großartigerer Entwicklung aller wirthschaftlichen und socialen Verhältnisse

gesehen, als die letzten 50 Jahre; seine Bevölkerung ist rund von 200 auf 300 Millionen gestiegen, und doch macht dieß erst 0,8% jährlichen Zuwachs und diejenigen Völker, bei denen die Zunahme die stärkste war, haben das Doppelte dieses Durchschnittes noch nicht erreicht.

Es waren dabei viele und gewaltige Hemmungen oder checks im Malthus'schen Sinn erforderlich, um den Zuwachs nicht noch viel größer werden zu lassen. Den kleinsten Antheil daran mag der Factor der „moralischen" Enthaltsamkeit haben, einen beträchtlich größeren die unmoralischen Potenzen, die Malthus aufzählt; sodann die repressiven Checks der Kriege und Epidemieen und das Sicherheitsventil der Auswanderung. Gewiß der größte Antheil aber fällt auf jene Motive, die sich weder als moralisch noch als unmoralisch bezeichnen lassen, auf den natürlichen Gegendruck anderer Triebe und Forderungen des menschlichen Wesens, auf das allen gesitteten Völkern eigene Verlangen, ihr Einkommen rascher zu steigern als ihre Zahl, den Quotienten von Gütern und Genüssen des Lebens dadurch zu erhöhen, daß der Divisor langsamer wächst als der Dividendus.

Alle diese Ausführungen, welche theilweise gegen die Malthus'schen Säze ihre Spize zu kehren scheinen, wollten diese nur ergänzen und im Einzelnen berichtigen; sie lassen aber den Kern und das Wesen derselben ganz unberührt, ja vielleicht nur in eine verstärkte Beleuchtung treten.

Nur mit Sophismen oder schiefen und halbwahren Argumenten läßt sich bekämpfen, daß die gewaltigsten Natur-

triebe auf eine maßlose Vermehrung der Bevölkerungen hindrängen, daß sie einer beständigen Hemmung und Repression durch andere Kräfte bedürfen, daß jener Drang und seine Hemmungen das Haupttriebrad aller geschichtlichen Entwicklung sind. Die verschiedenen Völker spiegeln ihren Werth und Charakter in nichts so deutlich ab, als in der Art, wie sie jenen Conflict zwischen dem Geschlechtstrieb und den übrigen Forderungen der menschlichen Natur zur Lösung, welche Gefühle und Motive sie dabei zum Opfer bringen, wohin der Schwerpunkt ihrer Compromisse deutet. Denn der Conflict selbst ist da und unabweisbar; weder der Einzelne noch die Gesellschaft kann ihn ignoriren und an ihm vorübergehen.

Ob und wenn sich Malthus darin getäuscht hat, daß er die natürliche Verdopplungsperiode einer Volkszahl zu niedrig annahm, ist ganz gleichgiltig; seine Argumente dafür, daß die Vermehrung der Unterhaltsmittel nicht gleichen Schritt zu halten vermöchte mit der durch menschliches Können und Wollen geforderten Progression der Gesellschaft, gelten für eine Verdopplungsperiode von 100 und noch mehr Jahren schließlich ebenso gut wie für die von einer einzigen Generation.

Es führt zu sehr ernsten Betrachtungen, wenn man erwägt, daß einerseits ein stetiges und ansehnliches Uebergewicht der Geburtenzahlen über die Sterbfälle als das Normale, und ein Stillstand oder ganz schwacher Zuwachs einer Bevölkerung als eine krankhafte Erscheinung betrachtet werden muß, und daß wir uns andererseits auch schon eine

weit unter dem Normalen zurückbleibende Vermehrung in den alten Kulturländern gar nicht als einen für eine Reihe von Jahrhunderten andauernden Zustand vorzustellen vermögen.

Ein Jahreszuwachs von 1% kann als ein mäßiges Verhältniß gelten und ist in den lezten 60 Jahren in England, Preußen und den scandinavischen Ländern noch neben starker Auswanderung erreicht oder überboten worden. Dennoch führt er zu der Consequenz, daß das deutsche Reich bis zum Jahr 2000 eine Bevölkerung von etwa 160 Millionen haben müßte.

Auch diejenigen europäischen Völker, deren Zunahme die langsamste gewesen ist, sind doch in der gleichen Periode immer noch um mehr als $^1/_3$% jährlich gewachsen. Dieß Drittheilprocent ergäbe aber für das deutsche Reich nach weiteren 1000 Jahren seiner Geschichte eine Einwohnerzahl von 1200 Millionen, und nach 2000 Jahren von 36 Milliarden.

Wenn man rückwärts geht um 1000 Jahre bis in die Zeiten Karls des Großen, so dürften, um im Ganzen $^1/_3$% Jahreszuwachs zu erhalten, auf dem jezigen Areal des deutschen Reichs damals nur etwa 130 Menschen auf der Quadratmeile gewohnt haben, was zu den sonstigen Thatsachen aus jener Zeit, namentlich dem starken Heerbann der germanischen Völker nicht passen will. Die Zunahme hat im Lauf der Jahrhunderte schwerlich mehr als $^1/_4$% im Gesammtdurchschnitt betragen. Und doch wenn wir auch nur dieß kleine Verhältniß der Rechnung für ein weiteres

Jahrtausend in Aussicht nehmen, so gelangen wir gleich wieder auf eine fabelhafte Ziffer von 600 Millionen.

Wenn ein Zuwachs, den wir, wo er in der Wirklichkeit vorkommt, von einem völligen Stillstand der Volkszahl kaum noch unterscheiden und nur als eine krankhafte Erscheinung, als Folge von ganz anomalen Zuständen, als Symptom eines sinkenden Volkes anzusehen gewöhnt sind, im großen Durchschnitt der einzige auf die Dauer mögliche sein soll, heißt das dann nicht so viel als: es ist keinem Volk vergönnt, sich in normaler und natürlicher Entwicklung durch eine Reihe von Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden zu erhalten, und einen auch nur nennenswerthen Ueberschuß der Geburten über die Sterbfälle, der doch als das Naturgemäße gelten muß, zu behaupten? Die Massenwirkung jenes psychologischen Conflicts zwischen dem Zeugungstrieb und dem übrigen menschlichen Triebleben erscheint als eine so übermächtige Gewalt, daß kaum irgend ein Mittel denkbar bleibt, um zerstörende Catastrophen und die repressiven Checks der Weltgeschichte zu vermeiden. Die Völker scheinen wie durch eine Naturnothwendigkeit zum Untergang bestimmt und man weiß nicht, ob das Bibelwort: seid fruchtbar und mehret euch, mehr ein Fluch oder mehr ein Segen sein sollte. Es darf uns nicht befremden, wenn die Malthus'schen Lehren den Theologen wie den im Leibnizischen Optimismus genährten Philosophen als eine Verurtheilung des Weltplanes, als eine Verdächtigung der göttlichen Weisheit erschienen.

Wollte man sich dagegen etwa auf China berufen, wo

jene monströsen, unglaublich erscheinenden Ziffern von Hunderten von Millionen Menschen zur Wahrheit geworden sind, wo ein mindestens 5 Jahrtausende altes Volk eine abgeschlossene Welt bildet, so wäre zunächst darauf zu erwiedern: jenes Land ist siebenmal so groß als Deutschland, wärmer und fruchtbarer als die europäischen Länder; es gewährt im größeren Theil seines Gebiets zwei Jahreserndten; das Volk lebt fast ganz ohne Viehzucht von vegetabilischer Nahrung; die Tödtung der Kinder, besonders der Mädchen, wird im großartigsten Maaß betrieben und ist durch Gesez gestattet; und dennoch ist die Dichtigkeit der Bevölkerung durchschnittlich nicht so groß, wie in Sachsen, Belgien, England. Dazu ist uns die Geschichte des Landes und die Entstehung dieser großen Bevölkerung fast völlig unbekannt.

Wohl kann man sagen: bange machen gilt nicht, oder: wo so ein Köpfchen keinen Ausgang sieht, stellt es sich gleich das Ende vor. Man kann anführen, daß man vor ein paar Jahrhunderten die jezigen Volkszahlen für ebenso unmöglich gehalten hätte. Man kann sich auf unbestimmte Möglichkeiten, auf chemische Entdeckungen, technische Erfindungen, auf die unabsehbaren Wirkungen eines erweiterten Weltverkehrs berufen. Man kann davon träumen, daß der Stickstoff der Luft ein menschliches Nahrungsmittel wird, daß man mit Wasserstoffgas heizen und beleuchten wird, daß die Wälder aus fruchtbaren Bäumen bestehen, mit eßbaren Pilzen bedeckt sein werden, daß der Gartenbau an die Stelle unserer Feldwirthschaft tritt und zwei oder

mehr Jahreserndten statt einer einzigen gewonnen werden u. s. w.

Durch all diese und andere Einwürfe will sich doch die einfache Schlußfolgerung nicht entkräften lassen, daß der mäßige Jahreszuwachs von 1 Procent, der hinter dem faktischen Ueberschuß der Geburten über die Sterbfälle dermalen noch zurückbleibt, für das deutsche Reich in zwei Jahrhunderten zu einer Bevölkerung von 300 Millionen, für Europa von 2300, in drei Jahrhunderten zu 650, beziehungsweise 4800 Millionen führt. Daß aber in einem zwischen dem 47ten und 55ten Grad nördlicher Breite gelegenen Lande 30000 Menschen auf der Quadratmeile leben sollten, muß der nüchternen Ueberlegung als ein Unding erscheinen. Es sind also entweder durchgreifende Veränderungen der Volkssitte oder großartige Checks der repressiven Gattung unausbleiblich.

Und auch der Betrachtung wird sich kaum aus dem Wege gehen lassen, daß einem reifen Kulturvolk eine stetige und friedliche Fortentwicklung, welche uns ohne stetige Vermehrung seiner Zahl nicht denkbar erscheint, schon durch die Ordnung der Natur versagt, daß einer Collision zwischen den dämonischen Gewalten des Geschlechtslebens und den Grenzen der Unterhaltsmittel auf einer gegebenen Erdfläche nicht auszuweichen ist, und daß diese Collision zu den regelmäßigen Fermenten und nothwendigen Störungen gehört, durch welche die Völker gerüttelt, geprüft und umgewandelt, die Menschheit ruhelos immer wieder auf neue Bahnen gedrängt wird.

Ebenso gewiß aber ist, daß von solchen allgemeinen Zukunftserwägungen kein Weg zu praktischen Schlußfolgerungen für die Gegenwart führt. Wie der Dichter sagt: wir, wir leben, unser sind die Stunden und der Lebende hat Recht, so wird und muß jede Generation sich nach ihren Verhältnissen und Bedingungen einrichten und den künftigen Geschlechtern überlassen, es ebenso zu halten. Sie würde so verfahren, auch wenn jene Schlüsse auf die Zukunft noch viel sicherer und unwiderlegbarer wären, als sie etwa sein mögen.

Es mag jedoch wenigstens Eine Nutzanwendung der Malthus'schen Säze auf die Gegenwart und die deutschen Zustände hier gestattet sein.

Der nationale Aufschwung seit 1870 ist auch von einer namhaften Steigerung der Trauungen und Geburten begleitet, welche wieder in den Erleichterungen des Erwerbs, in Freizügigkeit, Beseitigung von Verehelichungshindernissen, Gewerbeordnung und gesteigerter wirthschaftlicher Entwicklung ihre Ursache hat.

Eine Zusammenstellung über den Gang der Bevölkerung in allen deutschen Ländern gemäß den neu vereinbarten Formularen liegt noch nicht vor, doch haben wir die Notiz, daß im Jahr 1872 in Preußen 1,023,500, in Bayern 201,500, in Württemberg 83000, zusammen 1,308000 Geburten und 765000, 159000, 60000 zusammen 985000 Sterbfälle gezählt wurden, so daß, wenn man diese Verhältnisse von drei Viertheilen des Reichs auch für das lezte Viertheil vermuthen und anwenden darf, im deutschen Reich

in Einem Jahr 1,714000 Kinder geboren und 1,288000 Personen gestorben wären, was einen Ueberschuß von 426000 = 1,12% ergiebt. Dieß macht für je 1000 E. 42,7 Geburten, 31,5 Sterbfälle und 11,2 P. natürlichen Zuwachs.

Es ist viel eher eine zu niedrige als eine zu hohe Annahme, daß auf jene 1,714000 Kinder ein Abgang von 30% für die im ersten Lebensjahr Gestorbenen mit Einschluß der Todgeborenen fällt, daß also 514000 Kinder in Einem Jahr zur Welt kommen, nur um sie alsbald, und die meisten auf eine jämmerliche Weise, wieder zu verlassen.

Nicht nur in Frankreich, über dessen sittliche Zustände hinsichtlich des Geschlechtslebens wir uns so leicht mit sehr unberechtigtem Pharisäerstolz erheben zu dürfen glauben, auch in Belgien und den weit kinderreicheren germanischen Stämmen der Scandinavier und Engländer ist jener Kinderverlust des ersten Lebensjahrs weit geringer, und der mitteleuropäische Durchschnitt, sobald man Deutschland wegläßt, geht nicht über 20% aller Geborenen. Wenn Deutschland in diesem Punkt so viel ungünstigere Verhältnisse gegenüber von Völkern darbietet, denen es sich sonst in allen Merkmalen der Civilisation gleichzustellen gewöhnt und berechtigt ist, so wird Niemand physische Momente anzuführen vermögen, die das Kinderleben unter deutschem Himmel schwerer gefährden, als im übrigen mittleren und nördlichen Europa, Niemand wird die Ursachen wo anders als in Handlungen und Unterlassungen der Menschen, in übler Sitte, in leichtsinniger Kindererzeugung, in unverständiger,

gleichgiltiger, fahrläßiger oder gewissenloser Behandlung des Kinderlebens suchen dürfen. Nur bei unsern slavischen Nachbarn im Osten, deren Gesittung wir sonst der unsrigen nicht gleichachten, finden sich ähnliche Verhältnisse.

Wenn man auch nur die mitteleuropäische Proportion von 20 Procent, wiewohl sie selbst schon keineswegs als das Natürliche gelten kann, zu Grunde legt, so sind in Deutschland nicht weniger als jährlich 170000 Kinder als Opfer dieser Form des modernen Molochdienstes und der unmoralischen repressiven Checks von Malthus zu betrachten. Wenn diese am Leben blieben, so würde der Jahreszuwachs schon $1\frac{1}{2}\%$ betragen, wenn sie, was wohl das Erwünschtere ist, gar nicht geboren würden, so würde der gleiche Zuwachs erzielt, wie vorher, aber unter Ersparung einer Unsumme von Leiden, Sünden und wirthschaftlichen Nachtheilen.

Wenn wir dahin gelangen könnten, daß statt 40 Geburten nur 30, statt 30 Sterbfällen nur 20 auf je 1000 Seelen träfen, so bliebe der Jahreszuwachs unverändert, aber an die Stelle einer kranken Oeconomie des Geschlechtslebens träte eine gesunde und es würde einer der häßlichsten Flecken von der deutschen Gesittung entfernt.

Stadt und Land *).

Stadt und Land unter allen denkbaren Rubriken mit einander zu vergleichen, diesen Gegensaz in jede Untersuchung socialer Thatsachen hineinzutragen, ist in der Statistik schon längst ganz besonders beliebt und gebräuchlich. Man spricht von einer städtischen und ländlichen Geburts-, Traunngs- und Sterbeziffer, von städtischer und ländlicher Frequenz der unehelichen Geburten, der Selbstmordfälle, der Verbrechen; man findet Abweichungen in der Körpergröße, der Militärtüchtigkeit, der mittleren Lebensdauer u. s. w. Es gehört diese Unterscheidung, etwa neben Geschlecht und Alter, zu den Reagentien erster Ordnung, die in der Analytik der Statistiker zur Anwendung gelangen.

Wenn nur auch der Gewinn an Verständniß der Sache, an wirklicher Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen der Mühe und Sorgfalt entspräche, die in solchen Untersuchungen steckt! Aber wer, wenn er sich durch all dieß Material durchgearbeitet hat, kann denn schließlich sagen, ob nun wirklich etwa die ländliche Fruchtbarkeit größer

*) Ein Theil dieses Aufsazes ist Auszug und Umarbeitung einer schon früher (Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde. 1870. Seite 446 und ff.) geführten Untersuchung.

ist oder die städtische, und ob hier mehr Leute sterben oder dort? Es ist bald so bald anders. Wenn sich aber auch wirklich constantere Unterscheidungsziffern nachweisen lassen sollten, was ist denn damit anzufangen, worin liegt der Grund der Abweichungen?

Ist denn überhaupt ein Causalzusammenhang erkennbar zwischen der Größe der Wohnpläze und den Thatsachen der menschlichen Biotik? Warum in aller Welt soll derjenige, der einer größeren Anzahl von Menschen durch längere Häuserreihen nahe gerückt ist, mehr Kinder erzeugen oder weniger, länger leben oder kürzer, früher heirathen oder später, eine kleinere oder größere Neigung zu verbrecherischen Handlungen haben, als wer nur mit einer kleineren Zahl von Nachbarn und Genossen seines Wohnplazes zusammenlebt? Oder, wenn der Schwerpunkt in der Beschäftigung liegen soll, warum sollte der Handwerker früher sterben oder später als der Bauer, die Tochter des Einen der Versuchung ausgesezter sein oder leichter unterliegen als die des Andern? Ein unmittelbarer Zusammenhang von Ursache und Wirkung ist nicht ersichtlich; wenn er aber in Zwischengliedern liegt, so wären diese zu nennen und nachzuweisen, auch zu zeigen, ob sie überall und nothwendig Plaz greifen, oder nur zuweilen und unter besonderen Bedingungen.

Sodann faßt man gewaltsam das unter sich Ungleichste in Eine abstracte Formel zusammen, wenn man auf der einen Seite die kleinen Land-, wie die Haupt- und Großstädte, die Fabrik- und Handelspläze, die Size von Garni-

sonen, Hochschulen, Gebäranstalten, Kranken- und Findelhäusern, von Strafanstalten und Instituten aller Art in die Eine Rubrik „Stadt" zwängt, auf der andern Hofgüter, Weiler, Bauerndörfer, oder englisches und irisches Pachterthum, südeuropäisches Colonat, russischen Gemeindebesiz u. s. w. in die Uniform des Wortes „Land" einkleidet. Das Wesentliche und Charakteristische so grundverschiedener Dinge wird damit mehr verwischt und begraben, als markirt und erkannt. Es ist nicht viel anders als wenn man Weiß, Schwarz und Roth in den einen Farbentopf, Gelb, Grün und Violett in den andern werfen und dann aus den kleinen Nuancen des graubraunen Gemisches die Natur jener einfachen Farbenelemente wieder herausdeuten wollte.

Es war zwar rationell und unanfechtbar, wenn die Statistiker neuerdings mit Rücksicht auf die historischen Zufälligkeiten des Städtenamens die Begriffe von Stadt und Land ganz fallen ließen und die Unterscheidung von Wohnplätzen unter oder über 2000 Einwohnern dafür einsezten; doch ist dadurch nur an die Stelle concreter geschichtlicher Thatsachen eine willkührlich gegriffene numerische Grenzlinie gerückt worden; die größeren Bauerndörfer sind nun den Landstädten gleichgestellt; die Unterscheidung deckt sich noch weniger als schon vorher mit der von Ackerbau und Gewerbe; und die Bürgschaft dagegen, daß in den Tabellen doch nicht immer wieder Gemeinden, die mit ihren Parzellen im Ganzen über 2000 Einwohner zählen, als Wohnplätze mit mehr als 2000 Einwohnern aufgenommen werden, ist nicht hoch anzuschlagen. Jedenfalls aber erscheinen nun

jene Abweichungen in Fruchtbarkeit, Mortalität und Moralität nur noch unverständlicher, wenn dem abstracten Moment der bloßen Einwohnerzahl eine magische Kraft zukommen soll, die Menschen zeugungsfähiger, langlebiger und besser oder schlechter zu machen.

Da nun aber alle diese Bemerkungen an der thatsächlichen und tiefgreifenden Bedeutung des socialen Factors „Stadt und Land" nichts ändern können und wollen, so fühlt man das Bedürfniß, die Sache noch näher anzusehen und den Knäuel von Causalverschlingungen, der in den Ziffern der Tabellen zu stecken scheint, genauer zu entwirren und in seine Elemente auseinander zu legen.

Man wird hier vor allem Andern die bevölkerungsstatistischen Momente von den culturstatistischen, die physiologischen von den psychologischen Seiten der Sache unterscheiden müssen. Beides greift zwar wohl auch wieder in einander, darf aber darum doch nicht vermengt werden.

Da zeigt sich nun auch hier wieder der große Werth, der genauen Altersaufnahmen ganzer Bevölkerungen mit Unterscheidung von Geschlecht und Familienstand zukommt. Erst hiemit gewinnt die Statistik das unerläßliche Inventar des gesellschaftlichen Personalbestandes und den vollen Einblick in das innere Getriebe der socialen Erscheinungen und der Bewegung der Bevölkerungen. Und so liegt auch hier der Schlüssel, um das bunte und widerspruchsvolle Material der statistischen Untersuchungen über die städtischen und ländlichen Bevölkerungen aus den einfachen und primären Ursachen abzuleiten und verständlich zu machen.

Ich glaube ein instruktives Beispiel zu wählen, wenn ich nach der Württembergischen Aufnahme von 1867 — die Ergebnisse der neueren Zählung von 1871 sind noch nicht so weit bearbeitet, — der Altersmischung der Stadt Stuttgart die eines rein ländlichen Bezirkes gegenüberstelle und als Typus eines solchen das Oberamt Maulbronn wähle, in welchem auf 3,8 Quadratmeilen 22400 Einwohner in 23 Gemeinden, wovon nur ein einziger Wohnplaz die Grenze von 2000 Einwohner um ein Weniges überschreitet, in kleinbäuerlicher Dorfwirthschaft ohne Fabriken und städtischen Gewerbebetrieb leben, das weder zu den armen noch zu den wohlhabenden Bezirken des altwürttembergischen Landes gerechnet wird, noch auch sonst singuläre Merkmale erkennen läßt.

Zum besseren Verständniß sind in der folgenden Tabelle die entsprechenden Ziffern für die Gesammtbevölkerung Württembergs beigefügt.

Von je 10000 Lebenden standen im Jahr 1867 im Alter von

	in der Stadt Stuttgart	im Bezirk Maulbronn	im Landesdurchschnitt
0—5 Jahren	946	1423	1212
5—10 „	717	1226	1027
10—15 „	679	992	906
15—20 „	1224	846	940
20—25 „	1574	729	897
25—30 „	1203	770	832
30—40 „	1500	1200	1277
40—50 „	970	1113	1116
50—60 „	643	874	908
60—70 „	388	575	630
70—80 „	133	226	217
80—90 „	21	26	36
+90 „	2	0	2

Wenn man die Altersklassen nur in drei Gruppen, 0—15, 15—40, und über 40 Jahre zusammenfaßt und die Ziffern auf Procente reducirt, so ergeben sich

	im Alter von 0—15 Jahren	im Alter von 15—40 Jahren	im Alter von + 40 Jahren
für die Stadt	23,42%	55,01%	21,57%
den Landbezirk	36,41%	35,45%	27,54%
das Königreich	31,45%	39,46%	29,09% *)

Die großen Abweichungen der Altersmischung springen in die Augen. Auf dem Land sind 36% der ganzen Bevölkerung Unmündige unter 15 Jahren, in der Stadt nur 23%; die jugendlichen Altersklassen der 15—40 Jährigen sind in der Stadt in ganz abnormer Weise überfüllt und machen 55%, weit über die Hälfte der Einwohnerzahl, auf dem Land nur ein starkes Drittheil, 35%, aus; in den mittleren und höheren Jahren überwiegt die Landbevölkerung wieder im Verhältniß von 27 zu 21 Procenten.

Vergleicht man das numerische Verhältniß der Geschlechter, so kamen auf 100 männliche Personen in der Stadt Stuttgart 101,6 weibliche, im Bezirk Maulbronn 106,8, aber in den Altersklassen von 0—15 Jahren kamen auf 100 männliche Personen in der Stadt 99,3, auf dem Land 102,1 weibliche, im Alter von 15—40 Jahren in der Stadt

*) Für Berlin giebt Schwabe das Verhältniß an: 0—15 Jahre 28%, 15—40 Jahre 50,5%, über 40 Jahren 21,5%. Für München sind die Ziffern 21,8. 47,6. 30,6, für Nürnberg 26,6. 49,1. 24,3, wobei jedoch zu beachten ist, daß zur Zeit der Zählung (1871) wegen der Occupationstruppen der Stand der Garnison in diesen Städten ein unternormaler gewesen sein kann.

97,3, auf dem Land 115, im Alter von mehr als 40 Jahren dort 129,5, hier 104 weibliche Personen.

Ferner waren in der Stadt 27,2% der Einwohnerzahl verheirathet, auf dem Land 33,4%; wenn man aber die Verheiratheten nebst den Verwittweten und Geschiedenen nur mit den Altersklassen von mehr als 20 Jahren vergleicht, so waren in der Stadt 50,3% ledig, auf dem Lande nur 29%.

Woher kommen denn nun aber alle diese auffallenden Unterschiede in der Zusammensezung einer städtischen und ländlichen Bevölkerung nach Alter, Geschlecht und Familienstand? Der Grund ist nicht schwer aufzufinden.

Die Stadt hat neben ihren ansäßigen und ortsangehörigen Einwohnern noch eine zwar immer vorhandene, aber in den Personen stetig wechselnde, fluctuirende, vom Land geliehene Bevölkerung, die bis zu einem Viertheil der Gesammtzahl betragen, ja bis zu einem Drittheil steigen kann.

Das Hauptcontingent dazu werden immer die Dienstmädchen für die Bedürfnisse der Haushaltung sein, die in keinem Hause, ja fast auf keinem Stockwerk fehlen. Die Stadt kann sie nicht selbst in genügender Zahl liefern; sie kommen von den Dörfern und Landstädtchen, bringen eine größere oder kleinere Zahl von Jahren in der Stadt zu, um dann in den meisten Fällen wieder in ihre Heimath zurückzukehren. Ihre Zahl beträgt in Stuttgart etwa 8 Procent der ganzen Bevölkerung.

Den zweiten Faktor dieser Art bilden die Gehilfen in den Gewerben, die Lehrjungen und Gesellen im Handwerk,

die Lehrlinge und Commis in den Comptoirs und Kaufläden. Auch diese kommen der Masse nach von außen herein und ziehen nach einigen Jahren wieder fort. Ihre Zahl kann der der Dienstmägde gleich kommen oder sie noch übertreffen.

Neben diesen beiden Hauptklassen der gelichenen Bevölkerung kommen nun noch in geringerer Anzahl einerseits die männlichen Dienstboten für Haus oder Gewerbe, andererseits die weiblichen Gehilfen im Gewerbe, in den Wirthschaften, Läden, die Nähmädchen u. s. w. hinzu.

Dieß sind die constanten Elemente, welche in keinem Wohnplaz von städtischem Charakter fehlen werden. Sie bilden ein zahlreiches, häufig wechselndes Personal, das der Regel nach im Alter von 15—40 Jahren stehen, unverheirathet sein und so ziemlich gleich auf die beiden Geschlechter vertheilt sein wird.

Zu diesen constanten Zuflüssen einer ledigen Jugend vom Land herein gesellen sich nun noch eine Reihe von variablen, die vorhanden sein oder fehlen können. Dazu gehören vor Allem Garnisonen und höhere Lehranstalten, welche die Zahl der jungen Männer sehr steigern; sodann Fabriken, bei welchen es darauf ankommt, ob sie vorzugsweise männliche oder weibliche Arbeiter beschäftigen und einer kleineren oder größeren Zahl die Verheirathung ermöglichen. Dann giebt es noch eine Reihe von Instituten von anderweitiger Wirkung für den Zuzug von Ortsfremden, wie Strafanstalten, Erziehungs- und Waisenhäuser, oder die für die Geburts- und Sterblisten so wichtigen Gebäranstalten, Spitäler und Findelhäuser.

Aus diesem Einen Grundmerkmal des Stadtcharakters, dem starken Zufluß einer ortsfremden ledigen Jugend zu vorübergehendem Dienst und Aufenthalt ergeben sich nun eine Reihe bevölkerungsstatistischer Unterschiede zwischen Stadt und Land als natürliche und nothwendige Folgen. Denn

1) ist es klar, daß, wenn auf dem Lande 70% aller Erwachsenen verheirathet zu sein pflegen, in der Stadt noch nicht die Hälfte, dort auch mehr Kinder geboren werden als hier, somit die städtische Fruchtbarkeit, als Verhältniß der Geburten zu der Einwohnerzahl ausgedrückt, kleiner sein wird.

2) Es ist wenigstens nicht auffallend und kann der Stadtbevölkerung nicht zum besonderen Vorwurf gereichen, wenn mehr uneheliche Geburten vorkommen als auf dem Lande. Denn die Zahl der unverheiratheten und im Alter der Geschlechtsreife stehenden Personen ist ja eine viel größere. So machen in Stuttgart die Mädchen im Alter von 18—35 Jahren 14—15%, in einem Landbezirk nur 8—9% der ganzen Bevölkerung aus. Erst wenn die Zahl der unehelichen Geburten in der Stadt in einer stärkeren Proportion als z. B. eben dieser von 14 : 8 die der ländlichen überschreiten würde, wäre ein für die städtische Moralität ungünstiger Schluß gerechtfertigt. Es ist ja überhaupt eine ganz irreführende Methode der herkömmlichen Statistik, die Frequenz der unehelichen Geburten nach ihrem Verhältniß zu der Zahl der ehelichen oder aller Geburten zu bemessen, statt nach der Zahl der geschlechtsreifen un

verheiratheten Frauenzimmer, die allein maßgebend sein kann *).

3) Es ist füglich nicht anders zu erwarten, als daß die Mortalität oder sogenannte Sterbeziffer in der Stadt eine kleinere und günstigere ist, als auf dem Land, wenn dort 55, hier nur 35 Procente der ganzen Bevölkerung im Alter der größten Lebensfestigkeit stehen, wenn auf dem Land die gefährdetsten Altersklassen der ersten Kindheit und

*) Mit welcher Vorsicht überhaupt die Angaben über die unehelichen Geburten der einzelnen Wohnpläze zu behandeln sind, läßt sich an einem schlagenden Beispiel zeigen. In Stuttgart sind nach der officiellen Aufnahme 7—8 Procente aller Geburten uneheliche und die Zahl ist die günstigste im ganzen Land. Dieß kommt aber nur daher, daß bei der Zählung die Ortsangehörigkeit zu Grunde gelegt war und die in Stuttgart geborenen unehelichen Kinder ortsfremder Mütter in die Kirchenbücher ihrer Heimathgemeinde eingetragen wurden. Zählte man alle faktisch in Stuttgart geborenen unehelichen Kinder, so würde der Procentsaz auf 25 steigen; zieht man davon die Kinder der in die Gebäranstalt von auswärts aufgenommenen Mütter ab, so sinkt die Zahl wieder auf 18%. Da nun aber immer noch viele Mädchen, die eine Geburt zu erwarten haben, namentlich Dienstmägde, nicht in die Gebäranstalt gehen, sondern nach Hause oder sonst aufs Land, so müßte man auch diese Fälle in Berechnung nehmen. Man müßte überhaupt nicht die in der Stadt geborenen, sondern die in der Stadt erzeugten unehelichen Kinder wissen, und diese nicht mit den ehelichen oder allen Geburten, sondern mit der Zahl der ledigen, geschlechtsreifen Mädchen der Stadt vergleichen können, um die allein richtige Grundlage eines Urtheils zu gewinnen. Dieß ist aber noch nie und nirgends geschehen und auch so gut als unmöglich. Wo und so lange man aber im concreten Fall diese und ähnliche Faktoren gar nicht kennt und zu unterscheiden vermag, muß man sich bei der Vergleichung der unehelichen Geburten in Stadt und Land, wie zwischen einzelnen Städten des Rühmens auf der einen, des Verdammens auf der andern Seite völlig enthalten.

des Greisenalters numerisch viel stärker vertreten sind. Ueberdieß kehren von den Ortsfremden viele im Fall schwererer Erkrankung in ihre Heimath zurück.

4) Ebenso natürlich aber ist wieder, daß das Durchschnittsalter der Gestorbenen in der Stadt niedriger ist als auf dem Land und dadurch der Schein entstehen kann, als ob in der Stadt die mittlere Lebensdauer eine geringere wäre. Denn wo sehr viel junge Leute leben, werden eben doch immer auch entsprechend mehr von ihnen sterben, als wo nur wenige leben und die jung Gestorbenen werden den Gesammtdurchschnitt des Alters der Gestorbenen herabdrücken. Auf der andern Seite fällt bei geringerer Fruchtbarkeit freilich auch der Factor der Kindersterblichkeit weniger ins Gewicht, was jenen Umstand wieder neutralisiren müßte. Sodann ist zu beachten, daß häufig Pensionäre, Rentiers, Wittwen erst in höherem Alter in die Stadt ziehen, und dann sowohl die Sterblichkeit als das Durchschnittsalter der Gestorbenen erhöhen, sowie daß in die städtischen Krankenhäuser auch Auswärtige aufgenommen werden. Um die Mortalität einer Stadtbevölkerung zu bestimmen, müßten alle diese einzelnen Factoren isolirt und begrenzt werden können.

5) Da die vom Land entlehnte jugendliche Bevölkerung der Regel nach nicht in der Stadt zur Niederlassung und Verheirathung gelangt, sondern zu diesem Zweck wieder auf das Land zurückzukehren pflegt, so muß die Trauungsziffer der Städte eine niedrigere sein als die auf dem Lande.

Einige weitere Folgen aus den gleichen Ursachen

greifen noch über das bevölkerungsstatistische Moment hinaus. Denn

6) wenn nach den Ergebnissen der Criminalstatistik in den Jugendjahren als dem Alter der Leidenschaft und sinnlichen Begierden die Disposition zu rechtswidrigen und gewaltthätigen Handlungen ihren Höhepunkt hat, so ist es nicht unerwartet, daß da, wo gerade dieß Alter in übernormaler Weise vertreten ist, auch mehr Vergehen und Verbrechen vorkommen, als auf dem Lande, das seinerseits einen großen Theil seines Personals aus eben diesen Altersklassen an die Städte abgiebt.

7) Wo es weniger Kinder und Greise giebt und ein weit größerer Theil der Bevölkerung im erwerbfähigsten und arbeitkräftigsten Alter steht, da ist die auf den productiven Klassen ruhende Last, die Unproductiven, das heranwachsende Geschlecht zu ernähren, leichter zu tragen; es kann mehr erworben, erspart oder verbraucht werden. Es giebt viel mehr Leute, die nur für sich selbst zu sorgen haben. Das Leben wird leichter und bequemer, während auf der Landbevölkerung die Sorge für den Nachwuchs weit schwerer lastet.

8) Wenn die Jugend für alles Neue in Sitten und Meinungen empfänglicher ist als das Alter, so müssen da, wo die Jugend die größere Hälfte der ganzen Bevölkerung bildet, die Bedingungen für jede Art von Fortschritt und Neuerungen günstiger liegen, als wo die mittleren und höheren Altersklassen, von den noch Unmündigen abgesehen, schon das numerische Uebergewicht behaupten.

Es ist hiemit ein innerer Causalzusammenhang nachgewiesen worden zwischen der Einen Grundthatsache, daß die Stadtbevölkerung ein starkes Element eines fluctuirenden, vom Land entlehnten, jugendlichen und meist ledigen Personals in sich schließt, und zwischen einer ganzen Reihe bevölkerungs- und culturstatistischer Thatsachen, die zu den Unterscheidungsmerkmalen von Stadt und Land gerechnet werden. Die Tabellen der Statistik sind damit erst verständlich geworden; es ist ein Schlüssel geboten, das Normale von dem Abweichenden, die Regel von der Ausnahme zu unterscheiden und die Gründe von dieser aufzusuchen.

Aber allerdings sind hier noch Vorbehalte zu machen. Die ganze obige Ausführung trifft nur zu, wenn auf der einen Seite der große Wohnplaz mit ausgeprägtem Stadtcharakter, auf der andern Seite das bäuerliche Dorf steht.

Die kleine Landstadt ist, wie ihr Name selbst, eine Mischung oder Zwischenform von Land und Stadt; die Altersmischung der Bevölkerung entspricht der Regel nach dem Landesdurchschnitt. Es findet ebenso viel Abfluß in die Großstädte und Industriebezirke, als Zuzug vom Lande Statt; die anwesenden Ortsfremden sind selten zahlreicher als die abwesenden Ortsangehörigen; ein Uebergewicht der rechtlichen Bevölkerung über die faktische tritt sehr häufig ein. Damit fallen alle oben erwähnten specifischen Merkmale der Stadtbevölkerung weg oder sind sie nur schwach entwickelt.

Eine scharfe Abgrenzung der Landstadt von der eigentlichen Vollstadt, wie sie der Statistiker bedürfte, ist freilich

ohne Willkühr nicht auszuführen. Man kann etwa die Einwohnerzahl von 10000 als annähernde Grenzlinie bezeichnen. Aber die Städte sind eigentlich Individuen; es giebt eine Reihe singulärer Umstände, welche Ausnahmen begründen; wie z. B. Residenzen, Size von Landescollegien, wissenschaftlichen Instituten, Bäder, Fremdenpläze eine ganz verschiedene Gliederung der Bevölkerung nach Geschlecht, Alter und Familienstand begründen können.

Ebenso kann aber, was vom Bauerndorf gilt, nicht auch vom Industrie- oder Fabrikdorf oder vom Judendorf gesagt werden; es würde schon auf diejenigen Dörfer, in denen, wie z. B. in großen Theilen Frankreichs, eine Beschränkung der Kinderzahl zur bäuerlichen Sitte gehört, kaum mehr anwendbar sein. Am wenigsten aber paßt es auf die Regionen der Hofgüter. Hof und Dorf liegen in den bevölkerungsstatistischen Merkmalen so weit aus einander als Dorf und Stadt; ja sie treten in einen ganz ähnlichen Gegensaz zu einander. Der Hof wie die Stadt sucht Arbeitskräfte vom Dorf vorübergehend zu entlehnen. Er bedarf landwirthschaftliches Gesinde, Knechte und Mägde, die wo möglich in den besten Jahren stehen und unverheirathet sind. Nur wo die Arbeitskraft leihenden Dörfer fehlen, wo die Gutswirthschaft die fast ausschließliche Betriebsweise ist, wie in großen Theilen des nordöstlichen Deutschlands, muß das Gut auch die Arbeitskräfte selbst produciren und den Arbeitern die Verheirathung ermöglichen. Daraus ergeben sich dann mannigfach abgestufte Zwischenformen von Dorf- und Hofverhältnissen in der Bevölkerungsmischung.

Wie oben ein württembergischer Bezirk als Typus der kleinbäuerlichen Dorfschaften erschien, so läßt sich ein anderer, das Oberamt Wangen an der südöstlichen Grenze des Landes, ohne Dörfer und nur mit zwei kleinen Städtchen von 2000 Einwohnern, sonst mit bäuerlichen Höfen bedeckt, mit 3000 Einwohnern, aber 120 Wohnplätzen auf der Quadratmeile, als Beispiel einer Hofbauernregion und ihrer Bevölkerungsmischung gebrauchen. Der Unterschied gegen das kleinbäuerliche Dorf ist augenfällig. Denn es standen von je 10000 Lebenden

im Alter von	im kleinbäuerlichen	im hofbäuerlichen Bezirk
0—15 Jahren	3641	2657
15—40 „	3545	3989
+40 „	2754	3354

Während in dem kleinbäuerlichen Dorfbezirk von den über 20 Jahre alten Personen 29% ledig, 71% verheirathet oder verwittwet sind, treffen in der hofbäuerlichen Region auf dieselben Rubriken 47% Ledige und 53% Nichtledige.

Es sind also im Wesentlichen die gleichen Symptome wie in der Stadt, geringe Fruchtbarkeit und schwache Vertretung der jüngsten Altersklassen, unter den Erwachsenen wenige Ehen, viele Ledige; nur drängt sich diese geliehene Bevölkerung nicht so in den Altersklassen von 15—40 Jahren zusammen, sondern füllt auch noch die späteren, da es auf den untheilbaren Höfen viele nicht verheirathete ältere Familienglieder giebt.

Wenn nun aber hiernach in den bevölkerungsstatistischen

Momenten Hof und Stadt, und wieder Dorf und Landstadt einander verwandt sind, so folgt daraus, daß der einfache Gegensaz von Stadt und Land das Wesen der Sache nicht trifft, und daß jene vier Grundformen, villa, vicus, oppidum, urbs, zwischen welchen noch mancherlei Uebergangsglieder, wie Weiler, Marktflecken, Mittelstadt liegen und nach den Umständen des besondern Falls einzureihen sind, unterschieden werden müssen. Denn wenn A und D gemeinsame Merkmale haben, durch welche sie sich gegen B und C abgrenzen, so kann die Vergleichung von A + B mit C + D nur ein trübes, jene Merkmale verwischendes Ergebniß als Differenz liefern. Das Resultat wird ganz durch die relative Stärke der einzelnen Summanden unter sich und durch die Modificationen der Verhältnisse in den verschiedenen Ländern bestimmt.

Wenn dann nun vollends nicht blos ganz heterogene Erscheinungen je unter der Rubrik Stadt oder Land zusammengefaßt, sondern auch noch scandinavische, deutsche, französische, belgische, niederländische Agrarverhältnisse wieder in Eine Reihe gestellt werden, wie will man da zu allgemeinen Säzen und Regeln gelangen? Was läßt sich über die Fruchtbarkeit oder Heirathsfrequenz der Stadt- und Landbevölkerung irgend Allgemeines behaupten, wenn die größere Geburtenziffer für Frankreich, Belgien, Niederlande, Dänemark auf Seiten der Städte, für Preußen und Schleswig-Holstein auf Seiten der Landgemeinden, für Württemberg und Sachsen aber kein Unterschied zu bemerken ist, wenn ebenso bei der Trauungsziffer ganz ähnliche Abwei-

chungen Statt finden? Die Mortalität allerdings erscheint nach der Wappaeus'schen Tabelle (II. p. 481) überall größer für die Stadt als für die Landbevölkerungen, wenn auch in den mannigfaltigsten Abstufungen. Wo auch schon die Fruchtbarkeit auf Seite der Städte die größere ist, wäre dieß durch den großen Antheil der Kindersterblichkeit leicht zu erklären. Wo aber diese Voraussezung fehlt, da wäre eine ganz andere, gründlichere und vielseitigere Analyse der statistischen Tabellen statt der bloßen Schlußziffern erforderlich, um wirklich den Nachweis zu liefern, daß generell oder vorwiegend für die Stadtbevölkerungen die Bedingungen der Gesundheit und Lebensdauer ungünstigere seien als auf dem Land. Eine einzige Specialuntersuchung, welche alle Momente berücksichtigt, wie z. B. Schwabes Werk über Berlin ist hier lehrreicher als alle Generaltabellen, wenn sie auf unrichtigen Voraussezungen und Unterscheidungen beruhen.

Es giebt gesunde und ungesunde Wohnpläze bei jeder Einwohnerzahl. Wenn die „Agglomeration" für sich gesundheitsschädlich wäre, könnte nicht die größte Agglomeration der Welt, London mit 4 Millionen Einwohnern, eines der günstigsten Sterblichkeitsverhältnisse, das wir kennen, (1 : 50) aufweisen. Auch andere Städte, wie Frankfurt, Genf, Stuttgart, zeigen so günstige Ziffern, als nur irgend ein Landbezirk der Welt. Es ist ein schiefer Gegensaz, wenn man die ungesunde Stadtluft der gesunden Landluft gegenüberstellt. Der Stadtluft würde nicht die Landluft, sondern die Dorfluft entsprechen. Diese ist bei den

primitiven Einrichtungen der Kloaken, Dungstätten, Stallungen, Straßen, Brunnen, Heerde, Oefen der Regel nach nichts weniger als preiswürdig. Aufenthalt und Arbeit im Freien ist im Allgemeinen wohl dem Leben in den geschlossenen Fabrikräumen vorzuziehen, wirkt aber auch in rauher Gegend und Jahreszeit in unzähligen Fällen schädlich. Man darf überhaupt nicht Fabrikarbeiter und landwirthschaftliche Arbeiter an die Stelle von städtischen und ländlichen Wohnplätzen setzen. Fabriken giebt es auch in Menge auf dem Land, und die Lage der Fabrikarbeiter wie die der landwirthschaftlichen Taglöhner und Knechte ist in sich selbst sehr verschieden, und läßt auf jeder Seite alle Abstufungen günstiger und ungünstiger Verhältnisse zu. Wenn Armuth lebenverkürzend wirkt, so ist sie in Stadt und Land zu finden und bald da größer, bald dort. Einen Vortheil wird die Stadt wohl immer behaupten, die leichtere, raschere und wohl auch bessere Hilfe des Arztes. Ohne Zweifel führt der Forstmann, der Holzhauer, der Schäfer eine gesundere Lebensweise als der Bergmann oder Feinschleifer oder Arbeiter in Bleiweißfabriken; aber dieß sind doch nur besondere Fälle und zwischen der landwirthschaftlichen und gewerblichen Beschäftigung im Ganzen ist hinsichtlich der Lebensgefährdung kein Unterschied, den nicht Erfahrung und die Macht der Gewohnheit auszugleichen vermöchte. Alles statistische Material liefert nicht einen Schatten von Beweis, daß in der mittleren Lebenserwartung des Bauern und des Handwerkers, des ländlichen

Taglöhners und des Fabrikarbeiters, des Dorfschulzen und des Oberbürgermeisters ein Unterschied anzunehmen sei.

So lange daher nicht viel umfassendere, gründlichere und methodisch bessere Untersuchungen vorliegen, spricht die innere Wahrscheinlichkeit wie die äußere Erfahrung dafür, daß zwischen dem Zusammenwohnen mit Vielen oder mit Wenigen und zwischen der Mortalitätsziffer und Lebenssicherheit kein Causalzusammenhang besteht und sind wir in dieser Sache noch um kein Haar weiter als zu der Weisheit gelangt, die schon bei Horaz die Stadtmaus der Landmaus zu Gemüthe führt:

terrestria quando
Mortales animas vivunt sortita, neque ulla est
Aut magno aut parvo leti fuga *).

Alles Bisherige gilt nur von den bevölkerungsstatistischen, keineswegs auch von den kulturstatistischen Momenten. Denn so wenig sich erkennen läßt, warum die bloße Anhäufung von Häusern oder Individuen die Einzelnen fruchtbarer oder unfruchtbarer, länger oder kürzer lebend machen soll, so einleuchtend ist, daß dieselbe auf die gesellschaftliche und geistige Entwicklung den größten Einfluß haben kann und muß. Die Mannigfaltigkeit der Beschäftigungen, Interessen und Anschauungen bewirkt eine stärkere, geistige Friction, ein freieres und vielseitigeres Urtheil, eine größere Neigung und Empfänglichkeit für neue

*) Den irdischen Wesen
Gab das Geschick nur sterbliche Seelen; der Kleine und Große,
Keiner vermag dem Tod zu entfliehn.

Gedanken und Sitten. Als die Sitze der Organe der Staatsgewalt, als Pflegestätten der Künste und Wissenschaften, alles höheren Unterrichts, als Centralpunkte der Gewerbe und des Verkehrs, als Märkte für die ländliche Bevölkerung treten die Städte an die Spize alles politischen, geistigen und wirthschaftlichen Lebens. Die Landbevölkerung folgt zögernd und widerstrebend den von der Stadt ausgehenden Impulsen. Alles dieß sind bekannte und offen zu Tage liegende Erscheinungen, und der Einfluß der Städte war, von den Republiken des classischen Alterthums abgesehen, vielleicht noch in keinem Zeitalter so groß wie in der Gegenwart.

Nur muß man sich auch hier vor einem vagen Generalisiren hüten; man darf nicht Heterogenes, wie die Groß- und Kleinstadt, das Dorf und den Hof je in Einen Topf werfen. Man darf nicht, was Merkmal des Zeitalters ist, wie das Anwachsen der Großstädte, die Arbeiterbewegung, den Unternehmungsschwindel, die Börsenkrisen zu Merkmalen der Wohnpläze machen.

Und ebenso wenig, als man ins Allgemeine von einer größeren Mortalität der Städte reden kann, darf man eine ungünstigere Moralität der Stadtbevölkerungen als eine statistische Thatsache bezeichnen. Man müßte an der Menschheit und ihrer Zukunft verzweifeln, wenn die höhere Ausbildung der intellectuellen Kräfte und der bessere Schulunterricht zum ständigen Begleiter ein niedrigeres Niveau der sittlichen Zustände hätte, wenn die Beschränktheit der dorf- und hofbäuerlichen Bevölkerung die günstigeren Be-

dingungen für gesellschaftliche Tugenden böte. Die Städte haben die Führung zum Guten wie zum Schlimmen und das Land sträubt sich bald gegen das Eine bald gegen das Andere.

Die Moralstatistik der Städte bietet auffälligere und abschreckendere Erscheinungen. Wie sich in der Großstadt die mannigfaltigsten Richtungen unter sich zusammen und nach außen abschließen, so gelingt es dort auch dem Laster, sich durch das Mittel der Gruppirung zu verstärken. In Gestalt der Prostitution, des Gaunerthums, der Louis und Rowdies tritt es frecher und raffinirter auf und wird zu einer socialen Macht. Aber diese Isolirung ist zugleich für die übrigen Gesellschaftskreise eine Reinigung. Die Bordelle sind zugleich ein Schuz für die häusliche Zucht und Sitte, wie der alte Cato nicht so Unrecht haben mochte, wenn er einen Verfall der Sitten darin sah, daß die jungen Römer nicht mehr in die Lenocinien liefen. Neben jenen Tausenden von habituellen Dieben, Strolchen und Dirnen leben Hunderttausende arbeitsamer, ehrbarer, gesitteter Bürger. Für die Gesellschaft ist es besser, wenn Ein Mensch den Gerichten zehnmal zu schaffen macht als Zehne je Einmal. Man hüte sich doch ja, die ländlichen Zustände in geschlechtlichen Dingen, im häuslichen Frieden, in Treu und Glauben, in Sicherheit der Person und des Eigenthums idyllisch auszumalen. Es giebt zwar bäuerliche Dörfer, bei deren Betrachtung die ideale Vorstellung nur in schwachem Maaß Lügen gestraft wird; es giebt aber auch solche von einer sittlichen Verkommenheit, die durch

die schlimmsten Quartiere der Weltstädte nicht viel über boten wird.

Die kleine Landstadt liegt in der Regel von der Großstadt noch viel weiter ab als vom Dorf. Der charakteristische Unterschied von jener ist, daß die Gesellschaft, obgleich nach Stand und Vermögen abgestuft, doch Ein Ganzes bildet, daß sich Alles persönlich kennt und controlirt. Die kleinen Städte sind die Vermittlungskanäle für den Wechselverkehr von Stadt und Land. Obwohl von beschränkterem Gesichtskreis und in unruhigen Zeiten leicht aus dem Gleichgewicht geschoben, bilden sie ein wohlthätiges temperirendes Mittelglied zwischen der starken Strömung neuer Tendenzen und dem stabilen und schwerfälligen Element von Dorf und Hof. Sie halten sich von den Excessen des großstädtischen Lebens fern und können doch nicht so tief sinken, wie das verkümmernde oder zuchtlos gewordene Dorf. Es ist ein kleiner Grundstock gebildeter Familien vorhanden, der der Regel nach im Ansehen steht und die Meinung der Massen nach sich zieht. Schon Göthe hat diese Lichtseiten warm gepriesen, wenn es in Hermann und Dorothea heißt:

Und Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgergewerb paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket,
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewöhnt sind, besonders die Weiber und Mädchen.

Aber auch Hof und Dorf sind so wenig in Eine Rubrik zusammenzuwerfen, als der oppidane und urbane Wohn-

plaz. Die hofbäuerliche Bevölkerung ist der isolirteste, dem Zeit und Staatsleben fremdeste, stabilste und conservativste Theil der Gesellschaft. Sie zeigt die Licht- wie die Schattenseiten primitiver und patriarchalischer Zustände. Die Schwierigkeiten eines geordneten Schulunterrichts sind die größten; die Presse findet kaum ihren Weg dahin. Die rechtlich oder faktisch gebotene Untheilbarkeit der Güter beherrscht das Familienleben und führt zu feudalen Verhältnissen. Das Gemeinde- und Staatsleben berührt den Einzelnen nur wenig; die kirchlichen Beziehungen sind ihm näher gerückt. Die Sorge um Nahrung und Erwerb, der Unterschied von Arm und Reich, die das Dorfleben beherrschen, treten nur ausnahmsweise hervor.

Auch für die culturstatistischen, wie für die bevölkerungsstatistischen Merkmale sind somit ganz andere Untersuchungen und Methoden, ganz andere Unterscheidungen nöthig, als die Abstractionen von Stadt und Land, von Wohnplätzen mit mehr oder weniger als 2000 Einwohnern.

Zwar ist beim Gebrauch aller statistischen Tabellen Vorsicht und Einsicht geboten, aber für die Statistik der Wohnpläze wäre erst noch ein ganz neuer Boden zu legen.

Kleine Betrachtungen und Bekenntnisse vermischten Inhalts.

I. Allerlei.

1. Menschliche Lebensdauer.

„Des Menschen Leben währet 70 Jahr und wenns hoch kömmt, so sinds 80 Jahr.“ Die Statistiker berufen sich häufig und gerne auf diesen biblischen Spruch, wenn es sich darum handelt, die faktische Mortalität mit einem Normalmaaße zu vergleichen. Denn was der Verfasser des 90ten Psalms vor mehr als 2000 Jahren unter südlicherem Himmel und ganz abweichenden Gesellschaftszuständen beobachten konnte, entspricht auch ganz noch der heutigen Erfahrung und populären Anschauung der Sache. Wenn Jemand in den 60ger Jahren stirbt, so meinen wir, er hätte wohl noch länger leben können; wer das 80te erreicht hat, von dem sagen wir, er habe sein Alter hoch gebracht; wer aber mit 70 oder in den 70gern Jahren stirbt, der scheint uns das ordentliche und normale Maaß eines Menschenlebens erreicht zu haben; der Geistliche wird den Angehörigen am Grabe sagen, daß sie zufrieden und

dankbar sein müßten und keine Ursache haben, sich zu beklagen.

Eine andere Frage ist es, auf welche Dauer der menschliche Organismus von Natur angelegt erscheine. Darauf soll und kann jener Bibelspruch keine Antwort geben, da er nur etwas Faktisches ausspricht. Ein namhafter Physiolog gelangt durch Beobachtungen des höheren thierischen Lebens zu der Norm, daß die natürliche Lebensdauer eines thierischen Organismus mindestens das Fünffache der Zeit betrage, welche von der Geburt bis zur Vollendung des Wachsthums des Knochengerüstes erforderlich sei. Auf den Menschen angewendet, würde dieser Canon, auch wenn man das Wachsthum schon mit 20 Jahren abgeschlossen denkt, zu einer natürlichen Lebensdauer von 100 Jahren führen. Dieses Argument hat nun freilich viele unausgefüllte Lücken. Denn schon eine natürliche Lebensdauer der Säugethiere zu finden ist fast unmöglich. Von den im Freien lebenden und sterbenden Thieren wissen wir weder Alter noch Todesursachen; die in menschlicher Obhut stehenden Thiere aber leben unter außerordentlichen Verhältnissen, die nicht maßgebend sind für das Naturgemäße. Die Anwendung auf den Menschen bleibt immer nur ein Schluß nach Analogie. Der Neger gilt schon mit 16—17 Jahren für ausgewachsen, der Nordeuropäer kaum mit 24; dennoch wissen wir nicht, daß letztere ein entsprechend höheres Alter erreichten, als die zwischen den Tropen Aufgewachsenen. Immerhin wird das Gewicht des Arguments durch solche Einwendungen keineswegs ganz entkräftet; eine gewisse Proportion

der Wachsthumperiode zur Lebensdauer und ein dem Thierleben analoges Verhältniß des menschlichen Organismus ist ein berechtigter Gedanke. Jedenfalls sprechen aber auch andere Zeugnisse dafür, daß das Menschenleben auf höher als 70—80 Jahre angelegt sei. Der natürliche Tod wäre eigentlich das, was die Alten die Euthanasie nannten, das Sterben aus Nachlaß der Kräfte, an Altersschwäche, das Erlöschen des Lebenslichts bei geringfügigem, äußerem Anlaß. Solche Fälle der Euthanasie treten aber nur selten und ausnahmsweise schon in den 70ger Jahren, meist erst in den höchsten Altersstufen von 80 und mehr Jahren ein. Die zahlreichen Beispiele von Menschen, welche bei guten Kräften ein Alter von hundert Jahren und noch weit darüber hinaus erreicht haben, wären nicht verständlich, wenn wir die normale, gleichsam physiologisch begründbare Grenze des Menschenlebens zwischen 70 und 80 Jahren sezen wollten. Was sich in wenigen Fällen verwirklichen ließ, muß unter den gleichen oder ähnlichen Bedingungen auch in vielen verwirklicht werden können. Die Wahrheit ist wohl darin zu finden, daß der Menschheit wie im Geistigen und Sittlichen so im Physischen und hinsichtlich der Lebensdauer keine festen und unüberschreitbaren Grenzen gesteckt sind, sondern auch hier Alles im Fluß begriffen und perfectibel, das Plus ultra niemals ausgeschlossen ist. Wie uns das Mittelalter in Beziehung auf Hygieine und Therapie kindisch und barbarisch erscheint, so werden auch künftige Jahrhunderte über die öffentliche Gesundheitspflege und das medicinische Wissen des 19. Jahrhunderts urtheilen. Eine

Ahnung des Gedankens, daß die faktische Verkürzung der menschlichen Lebensdauer im Vergleich zu derjenigen, auf welche unser Organismus angelegt erscheint, als eine Wirkung von Irrthum und Sünde, von socialen und sittlichen Gebrechen anzusehen sei, liegt in den hebräischen Sagen vom Alter der ersten Menschen, in den griechischen Mythen von einem goldenen Zeitalter, wo allen Menschen im höchsten Alter am Nachlaß der Kräfte zu sterben, zur Euthanasie zu gelangen vergönnt war. Bei Herodot versichert der König der Aethioper die Gesandten des Cambyses, auf 120 Jahre brächten es die Meisten von ihnen, und etliche noch drüber.

Die heutige Weltanschauung gebietet, jene Ideale, welche man früher rückwärts in einer geträumten Urperiode reiner Menschlichkeit suchte, vorwärts zu verlegen in der Zukunft unbestimmte Fernen. Da wir aber überall nur Fortschritt und Entwicklungsfähigkeit wahrnehmen, so gestattet sie uns auch an ein künftiges, goldenes Zeitalter zu glauben, in welchem man von dem mit 80 Jahren Gestorbenen sagen wird, daß er noch bei guten Kräften abberufen worden und nicht zum natürlichen Ziele menschlicher Lebensdauer gelangt sei.

Bleiben wir aber nur vorerst bei den 70 Jahren des Psalmisten stehen und bezeichnen es als ein ideales Ziel der Menschheit, daß alle Menschen das 70. Lebensjahr erreichen, so haben wir an dem Bruchtheil oder Procentsaz derjenigen, welche wirklich dieß Ziel erreichen, ein Maaß, gleichsam einen Kurszettel, nach welchem die Actien der

Menschheit, ihre Entfernung von dem Paristand zu bemessen sind. Von 100 Geborenen werden in Mitteleuropa dermalen nur 18 Menschen 70, und nur 11 75 Jahre alt. Die Actien der Menschheit haben also ungefähr den Kurs der spanischen Papiere, und der Historiker wie der Statistiker haben alle Ursache zu glauben, daß ein höherer Kurs in keinem früheren Zeitalter und Volk in weiterem Kreis erreicht worden ist.

2. Der Militäraufwand.

Nicht blos ein democratischer Tendenzstatistiker, wie Kolb, sondern auch viele unbefangene Leute von gemäßigten Ansichten, ja selbst ein so besonnener und kenntnißreicher Gelehrter, wie der Nationalöconom und Finanztheoretiker C. H. Rau, pflegen den Aufwand eines Volkes für sein Militärwesen so zu berechnen, daß sie zu dem Betrag des Etats der Kriegs- und Marineministerien noch die Summe der Arbeitslöhne addiren, welche die Mannschaft während ihrer Dienstzeit zu Hause hätte verdienen können. Nimmt man den seitherigen Aufwand des deutschen Reichs für seine Landmacht rund zu 100 Millionen Thalern an, rechnet aber dabei, daß die 400,000 präsenten jungen Männer jährlich an 300 Arbeitstagen je 2 Mark Lohn hätten verdienen können, was bei den jetzigen Preisverhältnissen nicht einmal hoch genug erscheint, so ergeben sich weitere 80 Millionen Thaler. Fügt man nun, was ja nur consequent wäre, diesen Arbeitslöhnen einen entsprechenden Unternehmer-

gewinn, etwa 1/10 ihres Betrags hinzu, beachtet man ferner, was die Familien als Zuschuß zu dem ungenügenden Sold, was sie für den Aufwand der Einjährigen Freiwilligen in die Garnisonen zu schicken haben, und wendet man schließlich noch die gleiche Berechnungsweise analog auf die 17,000 Offiziere des Friedensstandes an, so kommt man zu dem Resultat, daß jene 100 Millionen Thaler, die im Reichsbudget laufen, auch abgesehen von der Marine, noch nicht die Hälfte des Gesammtaufwandes der Gesellschaft für die Landesvertheidigung ausmachen.

Diese weit verbreitete und landläufige Berechnungsweise steckt voll von handgreiflichen Irrthümern und willkürlichen Voraussezungen, die es wohl der Mühe werth ist aufzudecken.

Was würde man dazu sagen, wenn ein Vater, der 500 Thaler für die Studienkosten eines Sohnes braucht, seinen Aufwand zu 1000 Thaler berechnen würde, weil, wenn er den Sohn hätte Kaufmann werden lassen, dieser jezt schon ein Salair von 500 Thalern beziehen würde? Der Fall ist aber genau derselbe.

Der Militäretat des Reichs schließt vor Allem auch die ganze Verpflegung der Mannschaft in sich, ihre Wohnung, Nahrung, Kleidung, den Aufwand für Holz, Licht, Krankheitsfälle. Dieser ganze Aufwand wäre, wenn die Leute zu Hause lebten und in Arbeit stünden, von den Löhnen zu bestreiten und würde unzweifelhaft den weitaus größten Theil derselben in Anspruch nehmen. Also nur der kleine Rest, den etwa 20—22jährige junge Männer von

ihrem Lohn zu ersparen oder für den Unterhalt ihrer Angehörigen zu verwenden pflegen, könnte als ein zu dem Reichsmilitäretat hinzutretender Aufwand der Gesellschaft in Betracht kommen. Von jenen 80 Millionen Thalern bliebe sicherlich bei dieser allein richtigen Berechnungsweise nur ein Minimum übrig. Allerdings würden vermuthlich die jungen Männer von ihren Arbeitslöhnen etwas reichlicher leben und sich manchen Extraschoppen und Trinkexceß gestatten können, der in den Kasernen wegfällt, aber darin läge weder für das ökonomische, noch für das moralische Gedeihen der Gesellschaft ein Nachtheil.

Sodann aber ist es nur eine ganz willkührliche Annahme, daß in Deutschland so viele gewerbliche Unternehmungen aus Mangel an Arbeitskräften unterbleiben, als zur lohnenden Beschäftigung jener 400,000 jungen Männer erforderlich wären, und daß, wenn diese Zahl zur Verfügung stünde, entsprechend mehr gearbeitet und verdient würde. In einem Lande, das jährlich durchschnittlich 120,000 Personen vorherrschend aus dem Motiv, weil sie keinen lohnenden und befriedigenden Erwerb zu finden glauben, verlassen, läßt sich die Behauptung, daß wünschenswerthe Unternehmungen aus Mangel an Arbeitskräften unterbleiben müssen, nicht in allgemeiner Fassung aufrecht erhalten; vielmehr müßte die Concurrenz von 400,000 weiteren Arbeitern die Löhne drücken, was wohl den Unternehmern, nicht aber den Arbeiterclassen selbst zu Statten käme, und dabei gleichzeitig noch die Auswanderung steigern.

Letzteres widerspricht freilich direct der so häufig ge-

hörten Behauptung, daß gerade durch die allgemeine Wehrpflicht und die lange Präsenz die Auswanderung so sehr um sich greife. Ohne zu bestreiten, daß dieß Motiv in manchen Einzelfällen entscheidend oder wenigstens neben anderm wirksam sein mag, zeigen schon die Beispiele von England, der Schweiz und den Scandinavischen Ländern, wo ganz andere Heersysteme herrschen und doch die Auswanderung so stark wie in Deutschland ist, daß die maßgebenden Faktoren in ganz anderen Verhältnissen und zwar vor allem in der Fruchtbarkeit und Wanderlust der germanischen Race zu suchen sind.

Von den Hauptmomenten der ganzen Militärfrage, von der absoluten Nothwendigkeit einer zahlreichen und wohlgeübten Armee für Deutschland, von der Unentbehrlichkeit derselben auch für das wirthschaftliche Leben und dessen Sicherstellung, von dem Werthe, den der Heeresdienst als Schule des Volks für die körperliche und sittliche Kräftigung des Einzelnen hat, soll hier gar nicht weiter die Rede sein.

3. Die Oekonomie der Aemter.

Es lassen sich in jedem Zweig des öffentlichen Dienstes, der durch Gleichheit des Bildungsganges und der Prüfungsanforderungen für sich ein Ganzes bildet, drei Arten oder Stufen des Dienstes unterscheiden. Zuerst kommen die bloßen Verwendungen der Kandidaten zum Probe- oder Hilfsdienst, von widerruflichem, unständigem Charakter, ohne

Gehalt, oder nur mit Taggeldern und knappen Entschädigungen für den unmittelbaren Aufwand. Man kann dieß die Klasse der Vorstufenämter nennen. Darauf folgen die Anfangsdienste oder ersten festen Anstellungen mit bestimmten Dienstrechten und Gehalten, die entweder auch noch den ehelosen Stand oder eine nur kleine Familie oder Zuschuß aus eigenem Vermögen zur Voraussezung haben. Die dritte Klasse bilden die ordentlichen Aemter, deren Dotation auf den standesmäßigen Bedarf einer mittleren Familie berechnet sein soll oder will. Auch noch eine vierte Stufe von höheren, mit einem Repräsentationsaufwand ausgestatteten Aemtern zu unterscheiden, ist praktisch ohne Werth, da deren Zahl verschwindend klein ist und sie nicht auf dem Weg des ordentlichen Vorrückens und meist nicht blos für die Angehörigen des betreffenden Dienstzweiges erreichbar sind.

Es ist nun einleuchtend, obgleich von denjenigen, in deren Händen die Organisation der Aemter lag, bis jezt noch Niemand daran gedacht zu haben scheint, daß die Aussichten der Dienstlaufbahn in jedem Zweig durch das numerische Verhältniß zwischen den in jene drei Klassen fallenden Aemtern bedingt sind, daß bei einer Durchschnittsberechnung sich für den einzelnen öffentlichen Diener die Zahlen der Jahre, welche er auf jeder der drei Stufen von Aemtern zu verbringen hat, gerade so zu einander verhalten müssen, wie die Zahlen der in jeder der drei Klassen vorhandenen Aemter. Wenn also in einem Fach unter je 100 Aemtern 20 Vorstufenstellen, 30 Anfangsdienste und

50 ordentliche Aemter bestehen, so hat der Einzelne durchschnittlich 20% seiner gesammten Dienstzeit auf Vorstufenstellen, 30% auf Anfangsdiensten zuzubringen und die Hälfte derselben wird auf die ordentlichen Aemter fallen. Wenn Einzelne die unteren Stufen rascher durchlaufen, so muß dieß seine Ausgleichung darin finden, daß dafür Andere länger als die bloße Durchschnittszeit auf denselben auszuharren haben. Den Eintritt in den öffentlichen Dienst für Diejenigen, welche akademische Studien durchzumachen haben, auf das 24te Lebensjahr fallend und die Dauer der gesammten Dienstzeit zu 40 Jahren angenommen, würde der Einzelne unter der obigen Voraussetzung 32 Jahre alt, bis er zu einem Anfangsdienst und 44 Jahre, bis er zu einem ordentlichen Amte gelangt.

Es wäre wohl eine billige und bescheidene Forderung, daß der Einzelne nicht über 4 Jahre in der untersten Stufe, nicht über 6 Jahre auf Anfangsstellen zu dienen und somit nach 10jähriger Dienstleistung zu einem ordentlichen Amt gelangte. Hieraus würde aber folgen, daß 75 Procent aller Stellen eines Dienstzweigs aus ordentlichen Aemtern bestehen müßten, die Zahl der Vorstufendienste nicht über 10, die der Anfangsdienste nicht über 15 Procent stehen dürfte.

Wenn man mit dieser Norm die faktischen Verhältnisse in den verschiedenen Dienstzweigen der deutschen Länder, im Civilstaatsdienst der Richter und Verwaltungsbeamten, bei den Geistlichen, den Lehrern, den Officieren vergleicht, so wird man auf die erstaunlichsten Mißverhältnisse stoßen.

In Würtemberg z. B. wird die normale Proportion in keiner einzigen Branche auch nur annähernd erreicht*) und es ist nicht zu zweifeln, daß ähnliches auch anderwärts Statt findet, da man überall gewöhnt ist, das Bedürfniß weiterer Arbeitskräfte nur durch Vermehrung der Hilfs- und Anfangsstellen zu befriedigen und dadurch das richtige Verhältniß, selbst wenn früher ein solches bestanden haben sollte, zu verrücken.

Am schreiendsten freilich sind diese Anomalieen im Militärdienst. Obgleich hier vielfach abweichende Bedingungen vorliegen, so bilden doch die Lieutnantsstellen, die zwar den Dienstrechten nach nicht zu den Vorstufenämtern, aber dem Gehalt nach kaum den Anfangsstellen anderer Dienstzweige gleich zu stellen sind, bereits über 60 Procente aller Offiziersstellen und der Einzelne hätte demnach ordentlicher Weise $^3/_5$ seiner gesammten Dienstzeit auf solchen zuzubringen. Wenn vollends der dritte Secondelieutenant für die Compagnie gefordert werden sollte, so würden etwa drei Viertheile aller Offiziersstellen der untersten Stufe derselben angehören. Das ganze System müßte, vom Standpunkt der Dienstaussichten und der bürgerlichen Versorgung aus betrachtet, als ein Unding erscheinen und ist überhaupt nur unter singulären Voraussetzungen, wie sie z. B. der Faktor der nachgeborenen Söhne der Rittergutsbesitzer und die

*) Zu vergleichen mein Aufsaz: Beiträge zur Statistik des öffentl. Dienstes, Würtembergische Jahrbücher 1865. p. 234, dem hier Einiges entnommen ist.

Beneficien der Offizierssöhne in den Kriegs- und Cadettenschulen bilden, als möglich zu denken.

Die Verspätung der ersten Anstellung und das langsame Vorrücken zu auskömmlichen Aemtern ist aber ein noch schlimmerer Mißstand des öffentlichen Dienstes als die troz aller Aufbesserungen noch fortbestehende Unzulänglichkeit der Gehalte. Es wäre das Schlimmste noch nicht, wenn der Gesichtspunkt der soliden und sicheren Versorgung unter den Motiven für die Wahl der Laufbahn des öffentlichen Dienstes eine weniger hervorragende Rolle zu spielen hätte. Die Geld machenden Stände mögen noch so viele Vortheile voraus haben, sie werden es nie erreichen, daß nicht neben dem freien Dienst der Muse und Wissenschaft die Pflege der öffentlichen Interessen, des Rechts und der allgemeinen Wohlfarth, die Vertheidigung des Vaterlands, die geistige Leitung des heranwachsenden Geschlechts, die Verkündigung der lezten und tröstlichsten Wahrheiten auch die höchsten und würdigsten Gegenstände menschlichen Wirkens bleiben und auf die Neigungen einer edleren und begabteren Jugend den mächtigsten Reiz ausüben werden. Es läßt sich kaum ein unzweideutigeres Symptom kranker und unnatürlicher Zustände denken, als wenn es in einem Land, wie in den Vereinigten Staaten, dahin gekommen ist, daß auf dem Suchen und Bekleiden von Staatsämtern ein gesellschaftlicher und sittlicher Makel ruht. Das spärlichere Einkommen des öffentlichen Dieners läßt sich dabei eher in Kauf nehmen; ja es hat noch seine Vortheile, es erhöht, bei ausreichender Beschäftigung, die Achtung und schüzt in freien

Staaten gegen die Mißgunst des Volks und der arbeitenden Klassen, wenn der Haushalt und Verbrauch des Beamten, des Geistlichen, des Lehrers sich innerhalb der bescheidenen Grenze des mittleren Bürgers zu halten hat und sein Ansehen nur auf seiner Bildung und sittlichen Haltung, auf dem Werth und der Bedeutung seiner Functionen beruht. Aber das ist eine berechtigte Forderung, nach langjährigen Studien und schweren Prüfungen nicht erst noch ein Dutzend Jahre auf wechselnden Hilfsstellen zu verkümmern, über das Schwabenalter hinaus in unfruchtbarem Kanzleidienst zu vertrocknen und die unwiederbringlich schönste Lebenszeit in zehrendem Warten abzunützen, statt mit dem Eintritt ins reife Mannesalter einen dauernden und selbständigen Wirkungskreis zu gewinnen, den eigenen Heerd zu gründen und sich, sei es auch in eingeschränkter Lage, der Früchte seiner Arbeit und der langen Vorbereitungen zu erfreuen. Ein Verzicht auf diese Ansprüche gleicht einem Verzicht auf die gesunden Vorbedingungen des Lebensglücks selber. Und diese Mißverhältnisse sind es auch weit mehr als die mageren Gehalte, die den öffentlichen Dienst allmälig in eine gewisse Mißachtung gebracht und die Lage des Angestellten fast zu einem Gegenstande des Mitleids von Seiten der anderen Stände gemacht haben.

Es ist aber eine Lebensfrage für den modernen und insbesondere den deutschen Staat, daß sich die besten Köpfe und edelsten Kräfte dem öffentlichen Dienst widmen und er würde es schwer zu büßen haben, wenn er diese dauernd von sich abstieße.

Nur Wenige wissen es in seinem vollen Umfang zu würdigen, welchen Schaz die deutschen Staaten in der Organisation der Aemter und in der Qualität ihrer öffentlichen Diener vor allen andern Ländern voraushaben, an dem wissenschaftlichen geordneten Bildungsgang, an dem Gefühl für Standesehre, an der gesicherten Stellung ihrer Richter und Verwaltungsbeamten, ihrer Lehrer und Geistlichen, an der Unabhängigkeit der Aemterbesezung von Patronage und Parteirücksichten. Man übersieht um einzelner Ausnahmen und Mißstände willen den Stand der Sache im Großen und Ganzen. Man führt aus alter Gewohnheit unter ganz veränderten Verhältnissen das Gerede über bureaucratischen Druck, Zopf und Unverstand fort. Man ist in Gefahr, dem Schlagwort des Selfgovernment nach englischem, für uns unbrauchbaren Vorbild werthvolle Institutionen aufzuopfern. Wenn das Glück der Völker von der Freisinnigkeit der Verfassungen, von der Ausdehnung des Wahlrechts, von dem Machtumfang der Vertretungskörper und der Durchführung der parlamentarischen Partheiregierungen abhienge, so müßten Rumänien und Griechenland wahre Musterstaaten sein. Erst die neueste Zeit hat angefangen, die einfachen Wahrheiten wieder gelten zu lassen, daß der Werth einer Verfassung sich nur in der Verwaltung erproben kann, daß bei den Gesezen das Wichtigste ihre Vollziehung, daß eine schlechte Verfassung mit guter Verwaltung unendlich besser als das Umgekehrte ist, und daß der öffentliche Dienst des modernen Staats in steigendem Maaße gründliche Fachkenntnisse und ungetheilte Arbeits-

kräfte erfordert. Die andern Staaten, die republicanischen so gut wie die monarchischen, können in diesen Dingen weit mehr von uns lernen, als wir von ihnen. Von allen den Fortschritten, die Deutschland in den letzten 60 Jahren gemacht hat, fällt ein sehr großer, ja vielleicht der größte Theil auf die Bildung und Tüchtigkeit seiner öffentlichen Diener. Zur Bewahrung dieses Gutes ist auch die sorgfältige Beachtung der Oeconomie der Aemter unerläßlich.

4. Moralstatistik und Willensfreiheit.

Nur so unphilosophische Köpfe, wie Ad. Quetelet und Thomas Buckle neben aller sonstigen Begabung genannt werden müssen, konnten der nun viel verbreiteten Lehre das Wort reden, daß die Thatsachen der Moralstatistik zur Läugnung der menschlichen Willensfreiheit führen müssen. Wenn man zuerst einen undenkbaren Begriff von Freiheit aufstellt, ist es nicht zu verwundern, wenn hintendrein die Thatsachen zu demselben nicht stimmen wollen. Wenn nur derjenige frei zu nennen ist, der nicht durch Motive bestimmt wird, oder wenigstens nicht durch solche, die auch auf andere seinesgleichen wirken und allen verständlich sind, sondern seine Entschlüsse aus der unergründlichen und unberechenbaren Tiefe einer ureigenen und einzigen Individualität schöpft, dann sind die Handlungen Vieler überhaupt unter sich unvergleichbar und jede Constanz und Aehnlichkeit derselben ist schon unverständlich. Halten wir uns näher an die Erfahrung, so werden wir von der menschlichen Willensfreiheit nur etwa in dem Sinne sprechen,

daß dem Menschen gegenüber von der Enge und Gebundenheit der thierischen Motive ein unendlich reicherer Spielraum von Trieben und Anlagen gesteckt ist, daß sich hiebei zu den mannigfaltigen Reizen des animalischen Lebens noch die Empfänglichkeit für Lust- und Werthgefühle einer höheren Ordnung gesellt, daß diese mannigfaltigen Motive in vielfältige Beziehungen und Verknüpfungen, aber auch zu Reibungen und Gegensätzen auseinander treten, und daß dieß bunte Spiel von Reizen in und vor einem bewußten Centralpunkte, den wir unser Ich nennen, abläuft, welcher fühlend und überlegend den Werth der verschiedenen Reize abmißt und schließlich wollend einen Ausschlag nach der einen oder andern Richtung gibt. Einen Ausschlag, der freilich dem Charakter des Einzelnen, d. h. dem gesammten Complex von angeborenen und angebildeten oder durch Uebung erstarkten Eigenschaften entspricht und darum von Jemand, der diesen Charakter vollständig kennen würde, vorausgesagt werden könnte, dem aber gleichwohl das Gefühl des anders Gekonnthabens, des so oder anders Gesollthabens, und somit der Zurechnung als eigener That zur Seite geht. Mit einem solchen oder ähnlichen Freiheitsbegriff steht es nicht im Mindesten im Widerspruch, wenn viele Menschen unter ähnlichen Bedingungen ähnlich handeln.

Meine individuelle Freiheit verlangt nur, daß ich gegen die äußern Einwirkungen meiner Natur gemäß reagiren kann, daß die höheren Kräfte in mir nicht äußerlich an ihrer Bethätigung gehemmt sind; daß aber ein Anderer neben mir ebenso handelt wie ich und von den gleichen Mo

tiven bewegt wird, hat mit meiner Willensfreiheit Nichts zu schaffen. Die menschlichen Individualitäten verhalten sich nicht zu einander wie unvergleichbare Originale, sondern liegen alle innerhalb der Grenzen des gleichen Gattungscharakters; alle Menschen haben die gleichen Triebe und Anlagen; der Unterschied liegt nur in dem relativen Stärkegrad, in welchem die einzelnen Merkmale bei Jedem ausgeprägt sind und die einzelnen Motive bestimmend auf ihn einwirken. Die Zahl der gemeinsamen Motive, deren sich Niemand ganz entschlagen kann, ist außerordentlich groß. Niemand vermag die physiologische Einwirkung seines Geschlechts oder seiner Altersstufe zu verläugnen. Eine Menge anderer Faktoren, wie Klima und Boden, Race, Nationalität, Sprache, Stand und Beschäftigung, Wohnplaz, Besitz, Erziehung, Sitte, geschichtliche Ueberlieferungen, politische Zustände bilden eine Gruppirung der Menschen und weisen jedem Einzelnen innerhalb derselben Gruppe, so abweichend die Empfänglichkeit für jedes einzelne dieser Motive wieder sein mag, doch einen gewissen gemeinsamen Grundtypus an. Man kann aber dabei keineswegs sagen, jeder Einzelne sei nur ein Product dieses Gruppencharakters, sondern mindestens mit gleichem Recht, die Gruppe sei das Gesammtproduct der Einzelnen, welche von gleichen psychischen Elementen aus unter ähnlichen äußeren Einwirkungen gleiche oder verwandte Vorstellungsreihen bilden und so einen Masseneffekt hervorbringen, der vermöge der socialen Anlagen unserer Natur auch wieder rückwirkend den Einzelnen bestimmt. Die Freiheit der Menschen besteht ja nicht

darin, daß keine äußeren Momente bestimmend auf ihn einwirken, sondern in der Weite des Spielraums und der Mannigfaltigkeit der Formen und Grade, in welchen die Individualität wieder gegen jedes einzelne jener Momente zu reagiren vermag.

Wie kann man dann überrascht sein, daß die Zahl der Trauungen eines Jahres, wenn kein besonderer Grund zu einer Abweichung vorliegt, von der des Vorjahrs und Nachjahrs nicht merklich verschieden ist, daß sie dagegen höchst empfindlich ist für jede Veränderung in den wirthschaftlichen Vorbedingungen der Niederlassung, schnell wächst, wenn Erleichterungen des Erwerbs eintreten, ebenso rasch sinkt bei Theurungen, in Kriegszeiten, bei Stockungen der Gewerbe, auch daß der Bruchtheil der heirathenden Wittwer oder Wittwen von einem Jahr zum andern ungefähr gleich bleibt? Nicht dieß, sondern das Gegentheil, wenn es Statt fände, wäre ein Argument gegen die menschliche Freiheit. Die Thiere begatten sich, ob ihre Nahrungsmittel spärlicher oder reichlicher vorhanden sind und lassen dann die Jungen verkommen. Der Mensch, frei von der zwingenden Herrschaft des Naturtriebes, überlegt, ob es räthlich ist, zur Gründung einer Familie zu schreiten. Daß nun aber nicht Einer, sondern Viele unter den gleichen oder ähnlichen Bedingungen eine so vernünftige Erwägung anstellen und daß sich die Wirkung dieses Faktors bei der Volkszählung bemerklich macht, das ist der handgreiflichste Beweis für, aber nicht gegen die menschliche Willensfreiheit, wofern man diese nicht zu einem logischen Unding macht.

Ebenso ist es aber auch mit den andern Hauptbeweismitteln der Criminal- und Selbstmordstatistik. Man hat nicht erst die Zahlen der Statistiker dazu gebraucht, um zu wissen, daß Handlungen brutaler Gewaltthätigkeit, wie Raub, Mord, Widersezung, Körperverlezung weit häufiger von Männern begangen werden, als von Weibern und daß wir unter den wegen solcher Vergehen Angeklagten selten Greise und Knaben, wohl aber junge Männer in dem Alter der Kraft und Leidenschaft antreffen werden. Ob dagegen die Verbrechen gegen das Eigenthum häufiger sein werden oder die gegen die Person, das werden wir schon nicht mehr voraus zu vermuthen wagen, sondern als von der Gesittungsstufe, dem Charakter und den wirthschaftlichen Verhältnissen einer bestimmten Gruppe abhängig denken. Nicht zu verwundern wird es aber sein, wenn innerhalb der gleichen Gruppe Zusammenlebender in angrenzenden Jahren die Fälle der Versuchung zu Uebertretungen oder zum Selbstmord, sowie das Maaß der Widerstandskräfte gegen solche Versuchungen sich innerhalb nicht allzuweit gezogener Grenzen bewegen.

Ja wir müssen uns denken, daß diese Regelmäßigkeiten mit wachsender Gesittungsstufe sich nicht vermindern, sondern vielmehr steigern werden. Wenn wir uns ein Volk von Philosophen oder von ächten Christen oder eine Republik von Engeln vorzustellen versuchen, so werden wir eher eine größere als eine geringere Constanz der Moralstatistik erwarten, obgleich und weil wir dabei ein höheres Maaß von Willensfreiheit voraussezen müßten. Das sittliche

Ideal weist auf eine stetige Harmonie der Kräfte hin und deren Formen werden weit weniger auseinanderliegen als die der Disharmonie.

Schließlich aber liegt das Interessante der Moralstatistik gar nicht in dem Nachweis solcher Regelmäßigkeiten menschlicher Willensacte, sondern weit mehr in der zu Tag tretenden stetigen Bewegung und Veränderung der Zahlen. Jene Constanz ist meist blos eine scheinbare; man erhält sie nur, wenn man vom Einzelnen absehend, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen verwischend, auf die großen Durchschnittszahlen losgeht, in denen das Variable verschwindet oder zurücktritt. In Wahrheit sind die sittlichen Zustände und die Richtungen der menschlichen Willensacte in beständigem Fluß begriffen, in ununterbrochenem Fortschritt oder Rückschritt. Von Jahrzehend zu Jahrzehend, von Volk zu Volk, von Landschaft zu Landschaft, nach Geschlecht, Alter und Stand zeigt eine genauere Beobachtung eine stetige Veränderung. Die Selbstmordfrequenz steigt noch ununterbrochen; sie ist nach Volk, Confession, nach Ständen, Geschlecht und Alter höchst verschieden, und keineswegs unter beharrenden Proportionen dieser Faktoren unter einander. Selbst die so gern betonte Scala der Todesarten verändert sich stetig und wird nach einigen Jahrzehenden ein ganz anderes Bild zeigen. Und welch bewegtes Schauspiel bieten uns schon die dürftigen Data der Religionsstatistik! Wenn uns die Statistik in diesen Dingen nur die constanten Verhältnisse zu erschließen vermöchte, wäre sie mit der einmaligen Auffindung derselben fertig

und abgeschlossen. Erst indem sie uns dem leisen, stillen Schritt der Völker auf neue Bahnen nachzugehen lehrt, weist sie uns mit sicherem Finger auf die wahren Zeichen der Zeit, die sich sonst in dem Gewühl verworrener Erscheinungen so leicht auch dem aufmerksameren Blick verbergen.

Solche Veränderungen lassen sich nur als Massenwirkungen einer durch Individuen vermittelten, geistigen Bewegung denken, und haben den weiten Spielraum individueller Eigenart und Entwicklung zu ihrer unabweisbaren Voraussezung. Bei unfreien Wesen wären sie gar nicht denkbar.

Psychologisch bedeutsam und überraschend sind ohne Zweifel jene viel erwähnten Regelmäßigkeiten der Moralstatistik, wie sie am lehrreichsten in dem statistischen Musterkapitel von den Selbstmordfällen, in dem Antheil der Geschlechter, der Altersstufen, der Nationalitäten, Confessionen, Motive, Jahreszeiten und Todesarten zu Tag treten. Aber die anspruchsvollen Worte von Gesez und Nothwendigkeit sollte man dabei nicht so leicht in den Mund nehmen, wo man nur von physiologischen Reizen oder psychologischen Dispositionen reden könnte. Man nenne uns nur auch ein einziges Gesez, das die sogenannte Moralstatistik schon gefunden hätte! Ihr auch so noch großes Verdienst besteht nur darin, daß sie gewisse Causalzusammenhänge, theils physiologischen, theils psychologischen Inhalts, die an sich zu vermuthen und verständlich waren, empirisch festgestellt und genauer begrenzt hat, daß sie die thatsächlichen, sittlichen Zustände der Völker und Zeitalter durch das Mittel

der Massenbeobachtung sicherer und umfassender blos legt, als dieß mit den unzureichenden und subjectiven Wahrnehmungen des Einzelnen möglich war.

Das Problem, auf das die Moralstatistik führt, ist nur auch wieder die Wechselwirkung zwischen der Gesellschaft und dem Einzelnen, das complicirte Verhältniß des Schiebens und Geschobenwerdens. Mit der metaphysischen Frage über die menschliche Willensfreiheit, hat sie nichts zu schaffen.

Und so muß schließlich auch der Statistiker wieder die Worte des brittischen Dichters gelten lassen:

„Das ist die ausbündige Narrheit dieser Welt, daß, wenn unser Glück krankt, wir die Schuld unserer Unfälle auf Sonne, Mond und Sterne schieben, als wenn wir Schurken wären durch Nothwendigkeit, Narren durch sinnliche Einwirkung, Schelme, Diebe und Verräther durch die Uebermacht der Sphären und Alles, worin wir schlecht sind, durch göttlichen Anstoß."

5. Furcht und Mitleid in der Tragödie.

Warum ist die Tragödie eine Katharsis, eine Befreiung von Furcht und Mitleid? warum will sie uns gerade von diesen beiden Affekten befreien, nicht auch von Haß, Zorn und Neid, von Kummer und Traurigkeit und andern Stimmungen der Unlust? Ich erinnere mich nicht, eine befriedigende Antwort auf diese Fragen gehört zu haben.

Furcht und Mitleid sind das natürliche, normale Ergebniß jeder unbefangenen und ernsten Weltbetrachtung. Schon der kurzen und flüchtigen Lebenserfahrung drängen

sich die unabsehbaren Uebel und Plagen in der Welt, der vielfältige Jammer der Menschheit, die Vergänglichkeit aller Freuden und Güter und des Lebens selbst, der Grundvoraussezung von allen anderen, überwältigend auf und müssen naturgemäß zwei Stimmungsformen in uns hervorrufen, Angst und Bedauern, jene bei dem Gedanken an uns selbst und die uns von allen Seiten bedrohenden Gefahren, dieses bei dem Anblick fremder Leiden, welcher uns stets geboten ist. Furcht und Mitleid unterscheiden sich somit von den übrigen Affekten dadurch, daß der Anlaß zu ihnen beständig vorliegt, durch den täglichen Anblick des Weltlaufs und Menschengeschicks gegeben ist, während jene andern Gefühle lebhafterer Unlust nur zeitweise und vorübergehend durch besondere Anlässe in uns erregt werden und mit ihnen wieder verschwinden. Es ist ein Unterschied, wie zwischen chronischen und acuten Uebeln. Daraus erklärt sich auch eine andere Schwierigkeit. Gegen die Aristotelische Deutung, daß die Tragödie durch Erregung von Furcht und Mitleid die Befreiung von eben diesen Stimmungen bewirke, drängt sich die Einwendung auf, warum denn, da Furcht und Mitleid doch nur unangenehme Gefühle sind, sie zuerst erregt und dann wieder beseitigt werden sollen, ob es denn nicht viel zweckmäßiger wäre, sie lieber gar nicht zu erregen, da es doch immer viel besser sei, gar nicht verwundet, als zuerst verwundet und dann geheilt zu werden. Furcht und Mitleid, Angst und Bedauern sind als ständige Grundakkorde, als bereits vorhandene, durch die allgemeine und tägliche Lebenserfahrung Jedem nahe-

gelegte und aufgedrungene Stimmungen, gleichsam als permanente Zugaben unseres Selbstgefühles, als ein stetiger Druck auf unser Herz zu denken. Der Dichter braucht diese Stimmungen daher nicht erst künstlich zu erregen; er knüpft an sie an als an etwas auf dem Hintergrund unseres gesammten Lebensgefühls immer wenigstens latent Ruhendes und nur durch Zerstreuung, durch Arbeit oder Leichtsinn vorübergehend Zurückgedrängtes.

Das Lustspiel und die heitere Dichtung schafft und erleichtert uns solche Zerstreuung und umhüllt mit einem gefälligen täuschenden Schleier die wahre Gestalt der Dinge. Das Schauspiel oder Epos mit glücklichem Ausgang zeigt uns zwar ernstere Vorgänge; es führt die Gefahren und Nöthen des Lebens an uns herauf, leiht aber der menschlichen Kraft den Sieg über die dunkeln Mächte und läßt den Weltlauf halbverhüllt und in hoffnungsreicher Beleuchtung vor uns erscheinen. Die tragische Dichtung erst nimmt Menschenleben und Schicksal in ihrer wahren, unverschleierten Gestalt, als die ständige Quelle von Angst und Mitleid. Aber doch will sie uns nicht niederdrücken und betrüben, sondern aufrichten und erfreuen. Wie greift sie dieß an?

Die Kur, welche der tragische Dichter mit uns vornimmt, gleicht ganz dem Heilverfahren der Homöopathie: similia similibus. Wie diese zur Heilung des Kranken eben dieselben Mittel anwendet, welche an dem gesunden Körper das gleiche Uebel erst erzeugen würden, nur in verdünnten, unschädlichen Dosen, die den natürlichen Heilproceß leichter und rascher zum Ziele führen, so läßt der

Dichter das Furcht und Mitleid Erregende in einer Gestalt und in einem Maaße vor uns erscheinen, welches die heilenden Gegenkräfte, die in unserm Innern ruhen, entbindet und belebt; er veranlaßt uns, in etwas leichterer Form eben die Reihe von Vorstellungen und Gefühlen zu durchlaufen, durch welche er den Druck von seinem eigenen Herzen zu lösen gewußt hat.

Man sagt, das wichtigste Mittel, bei den Soldaten in der Schlacht die Furcht nicht Herr werden zu lassen, sei, sie stets in Aufmerksamkeit und Thätigkeit zu erhalten, während bei rein passiver und zuwartender Haltung im Angesicht der Gefahr die Angst auch den Muthigsten überschleiche.

In ähnlicher Weise versetzt uns der Dichter vor Allem in geistige Action, indem er uns eine bedeutende Handlung in spannender Reihenfolge der einzelnen Theile vorführt und damit dem Gefühl von Furcht und Mitleid, das der Inhalt in uns wecken wird, das Lustgefühl voller Anregung und Beschäftigung unserer geistigen Kräfte zur Seite gehen läßt. Das lebhafte Spiel der Phantasie ist an sich schon ein angenehmer Zustand, wie wir uns ja oft zum bloßen Vergnügen recht traurige und schauerliche Situationen ausmalen. Dazu tritt der Sinnenreiz für Auge und Ohr, der Anblick edler Gestalten, der Wohlklang schöner und rhythmisch gefügter Worte. Das Menschenleben wird vor unsern Blicken idealisirt und verklärt, indem nur bedeutende interessante Menschen, die ihren Empfindungen den vollen und beflügelten sprachlichen Ausdruck zu geben, die ergreifende Geberde beizugesellen wissen, in den entscheidendsten

Momenten ihres Lebensgangs vorgeführt werden. In der Handlung ist Plan und inniger Zusammenhang; der Zufall und das Unbedeutsame, das in der Wirklichkeit so breiten Raum einnimmt, ist ausgeschieden. Es ist, wie wenn höhere, unsichtbare Mächte, von denen wir nur leise umfangen scheinen, das menschliche Geschick an verborgenen Fäden lenkten. Das menschliche Dasein erscheint wie ein Stück aus einer höheren Ordnung der Dinge, das die Ahnung eines Zusammenhangs mit allwaltenden Kräften erweckt. Das Thun und Leiden des Einzelnen macht uns den Eindruck eines allgemeinen, uns selbst mitbetreffenden Falles. Nicht blinder Zufall leitet unser Geschick; des Einzelnen Dasein ist nicht wie ein Strich in die Luft oder ein Schlag ins Wasser. Zwar wie diese Anknüpfung des individuellen Lebens an die Weltordnung vorgestellt wird, ob durch Göttererscheinung, Orakelsprüche, durch Verflechtung von Schuld und Schicksal, durch blinde oder ethische Kräfte, hängt an der Verschiedenheit der Bildung nach Volk und Zeitalter, aber in allen diesen wechselnden Formen wird doch menschliches Thun und Leiden in eine höhere Region gerückt und das verzweiflungsvolle Gefühl der völligen Nichtigkeit und Verlorenheit von uns genommen. Furcht und Mitleid verlassen uns nicht ganz, aber wir fühlen uns geläutert und gehoben; wir stehen selbstvergessend vor einem Ausblick in weite, unabsehbare Gefilde, die sich einen Augenblick in ahnungsvoller Beleuchtung vor uns eröffnen. Die Furcht ist wie im Hochgebirg oder Meeressturm durch die Erhabenheit des Bildes, den Schauer

der Ehrfurcht verklärt und das Mitleid, ein an sich weicherer und minder aufregender Affekt, ist in dem versöhnenden Abschluß sanft ausgeklungen.

Damit soll keine Auslegung der vielgedeuteten Aristotelischen Worte: *ἐστιν οὖν τραγωδία μίμησις πράξεως σπουδαίας — δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν* *) gegeben werden, aber es läßt doch vielleicht den Grund, warum gerade Furcht und Mitleid eine so hervortretende Rolle in dem Begriff der Tragödie spielen, verständlicher erscheinen.

6. Zu Hermann und Dorothea.

Die deutsche Literatur kennt keine vollendetere und tadellosere Dichtung als Göthes Hermann und Dorothea. Von allen Seiten stimmt die Kritik, selbst die sonst gegen Göthe eingenommene, in den Preis dieses herrlichen Werkes ein. Sogar die Hexameter, an denen die strengere Theorie der Neueren so Vieles auszusezen hat, lassen sich mit Erfolg vertheidigen und nur einzelne derselben, in welchen der Dichter seine eigenen Grundsäze außer Acht gelassen hat, müßten preisgegeben werden. Am allerwenigsten anfechtbar erscheint die realistische Wahrheit der Handlung und Schilderungen. Dennoch ist es gerade diese Seite, gegen welche ich einige kleine Einwendungen vorzubringen habe,

*) Eine zugleich interpretirende Uebersezung wäre etwa: Die Tragödie ist eine Nachbildung einer ernsten und bedeutenden Handlung — sie bewirkt durch die Erweckung von Furcht und Mitleid eine Entlastung des Gemüths von dem Druck eben dieser Stimmungen.

von denen ich mich nicht erinnere, sie anderswo gefunden zu haben.

Die Mutter erzählt, es sei an einem Montag Morgen, den Tag nach dem großen Brand, vor nun zwanzig Jahren gewesen, daß der Vater ihr seine erste Liebeserklärung gemacht habe. Hiernach könnte Hermann kaum über 19 Jahre alt sein. Ein 19jähriger Hermann aber ist ein Unding, eine unerträgliche Vorstellung. Dem 19jährigen Sohn gegenüber können die Eltern noch nicht ungeduldig geworden sein, daß er säume, eine Tochter ins Haus zu führen; in seinem Munde wäre jenes sich schwer aus gepreßter Brust losringende Geständniß an die Mutter, „er entbehre der Gattin", nur komisch. Wir dürfen ihn nicht als angehenden, sondern als fertigen, auf dem Höhepunkt jugendlicher Kraft und Schönheit angelangten Jüngling denken. Es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten einzulassen. Hermann lenkt die Hengste, die er als Fohlen gekauft und eingefahren hatte. Er darf auch nicht jünger sein als Dorothea, die doch als in der vollsten Blüthe jungfräulichen Alters stehend zu denken ist, und schon einmal verlobt war.

Es ist unzweifelhaft, daß Göthe keinen 19jährigen Hermann vor Augen hatte, sondern, wenn er überhaupt an ein bestimmtes Alter dachte, einen um etwa 5—6 Jahre älteren. Da es von einer Frau immer ein wenig unüberlegt ist, die Dauer ihrer Ehe kürzer anzugeben, als das Alter ihres ersten Kindes schließen ließe, so können wir hier eben nur damit helfen, daß es mit jenen 20 Jahren nicht so streng und wörtlich zu nehmen sei. Und dieß

erklärt sich dann wieder daraus, daß weitaus die meisten Menschen sich bei Zahlen, wo sich kein persönliches Interesse daran knüpft, gar nichts so Bestimmtes zu denken und nicht damit zu rechnen pflegen. Auch Göthe hatte, wie die meisten Dichter, nur einen schwach entwickelten Zahlensinn.

Noch ein anderer Anachronismus von eigenthümlicher Art findet sich in dem Gedichte. Indem die Mutter durch den Garten, Weinberg und das Feld geht, um den Sohn zu suchen, erfreut sie sich an der Fülle der Trauben, die kaum sich unter den Blättern verbergen, der Gutedel und Muscateller, darunter der röthlich blauen von ganz besonderer Größe; gleich darauf schreitet sie durch die wogenden Saaten des nickenden Korns, dessen Erndte am folgenden Tag beginnen soll.

Korn auf den Halmen und gefärbte, ausgewachsene Trauben fallen aber nicht in Eine Zeit des Jahres zusammen. Wenn die Frucht geschnitten wird, sind die Beeren der Trauben noch klein und grün und von den Blättern bedeckt; nur der Kenner vermag schon an Holz und Blatt die Sorten zu unterscheiden. Die genannten Sorten gehören nicht zu den früh reifenden; die Muscateller werden nur in den besseren Jahren und Lagen ganz reif. Wo wir die vier Jahreszeiten gezeichnet oder gemalt finden, hat der Sommer die Garben, der Herbst die Trauben zum Emblem; hier werden die Gaben von Ceres und Bacchus von der Natur neben einander geboten.

Wer im Wein- und Rheinland aufgewachsen ist, wie Göthe, weiß das wohl, daß die rothblauen Muscateller nicht

vor dem September zu sehen und nie gleichzeitig mit dem schnittreifen Korn sind. Hat nun der Dichter hier wissentlich oder unwissentlich gehandelt und wäre es erlaubt, die charakteristischen Kennzeichen der Jahreszeiten in Eine Anschauung zu vermengen? Ich glaube Letzteres verneinen zu müssen und schließe daraus, daß auch von Seiten des Dichters keine Absicht, sondern ein Versehen vorliegt, das um so entschuldbarer ist, als die Ueberschreitung sich innerhalb mäßiger Grenzen hält und von den Wenigsten bemerkt oder als Störung empfunden wird. Göthe war zur Zeit der Abfassung schon mehr als 20 Jahre von der Zone des Weinbaus entfernt. In der Absicht, aus seiner Erinnerung ein eindruckvolles Gesammtbild von der Fülle und dem Segen des schönen Rheingaus zu geben, bemerkte er die leichte Verschiebung der Grenzen und Merkmale der Jahreszeiten nicht, die seine Phantasie sich gestattet hatte.

Diese beiden Anachronismen benehmen dem Werth des Gedichts nicht das Allermindeste, aber Fehler sind es immerhin, wenn auch kleine, und dieß scheint mir besonders in Einer Beziehung bemerkenswerth. Göthe ist der welt- und naturkundigste aller Dichter; seine Werke halten, wie die keines zweiten, die Prüfung vom Gesichtspunkt der realistischen Wahrheit und sinnlichen Vollziehbarkeit des Dargestellten aus. Er stand, als er Hermann und Dorothea schrieb, auf dem Höhepunkt aller seiner geistigen Kräfte; der Glanz und die Frische der jugendlichen Phantasie und Sprachgewalt war dem 47jährigen noch nicht entschwunden, das Maaß, die Formsicherheit, die Welterfahrung und

Weisheit des reiferen Alters hatte sich schon eingestellt. Es war die Zeit seiner höchsten Leistungen. Hermann und Dorothea ist auch rasch in Einem Zuge entstanden. Seine Freunde kannten das Gedicht schon vor dem Drucke, darunter Freunde wie Schiller und Humboldt. Es hat unter des Dichters Augen noch eine Menge Auflagen erlebt. Entweder bemerkte Niemand jene Fehler oder theilte sie ihm Niemand mit oder fand er es nicht der Mühe werth eine Correctur vorzunehmen. Der einzige Schluß, den ich ziehen will, ist: so das am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden? Wenn unter den denkbar günstigsten Umständen einer dichterischen Composition gleichwohl derartige Widersprüche und Mängel sich dauernd einnisten können, was müssen wir dann für möglich halten in Schriftwerken oder Dichtungen, die noch von jugendlichen, minder welterfahrenen Autoren verfaßt, in auseinanderfallenden Zeiträumen begonnen und vollendet wurden, aus dunkleren Zeitaltern stammen, dem Verfasser nie gedruckt und übersichtlich vor Augen lagen? Es ist unglaublich, was für unverträgliche Dinge auch in dem Kopf der intelligentesten Menschen neben einander ruhig ihren Platz behaupten und wie unzähligemal wir im Leben, in der Wissenschaft und in der Dichtung die logischen Gesetze der Identität und des Widerspruchs: A ist A und nicht non A, verletzen. Die Philologen und Interpreten beachten dieß nicht genug; sie schließen zu leicht und rasch auf falsche Lesarten, Emendationen, Verschiedenheit der Verfasser, oder suchen sie das Widersprechende durch künstliche Mittel in Einklang zu

bringen. Ein 19jähriger Hermann zerstört, ernsthaft genommen, unfehlbar das ganze Gedicht, und doch steht er da, schwarz auf weiß, unanfechtbar, aber Niemand denkt daran, Niemand nimmt den Dichter beim Worte. Bei dem andern Fehler bin ich möglicher Weise der erste, dem er überhaupt aufgefallen ist, und dieß auch nur gewissermaßen aus zufälligen und individuellen Gründen, und doch ist es ein Fehler und zwar auf einem Gebiet, wo sonst Niemand zuverlässiger ist als Göthe. Wenn so Etwas in einer Dichtung des Alterthums stünde, würde man es längst bemerkt und gar Viel darüber geschrieben haben.

7. Eintheilung der Universalgeschichte.

Ob nicht die Historiker späterer Generationen die dritte Hauptepoche der Weltgeschichte erst mit dem 19ten Jahrhundert beginnen und die ganze Zeit von der Reformation bis zur französischen Revolution noch zum Mittelalter als dessen Schluß und Uebergangsperiode rechnen werden? Gewiß ist, daß sich das 16te Jahrhundert mit dem 19ten, wenn auch von diesem erst drei Viertheile abgeschlossen vor uns liegen, an weltumgestaltenden Ereignissen gar nicht vergleichen läßt.

Wohl sind das Wiedererwachen der Wissenschaften, die Buchdruckerkunst, die Entdeckungen neuer Länder und Meere und die Kirchenreformation vier Grund- und Ecksteine eines neuen Kulturbaues, vier Wegweiser auf neue Bahnen. Aber jener Bau selbst stieg noch nicht in die Höhe und kam nur da oder dort aus dem Boden heraus.

Oder läßt sich sagen: die jungen Pflanzen sproßten zwar kräftig aus dem Boden heraus, aber sie vermochten doch die alte, übermächtige Pflanzendecke nur an einzelnen Stellen zu verdrängen und den Anblick der gesammten Fläche noch nicht wesentlich zu verändern.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften kam zunächst nur der classischen Philologie, blos in vereinzelten, wenn auch glänzenden Ausnahmen der Astronomie, Physik und Philosophie zu gut, während man an den Schulen über die alten Methoden und Formen kaum hinauskam. Der Bücherdruck konnte seine Wirkung in weiten Kreisen noch wenig entfalten, wenn die unendliche Mehrzahl der europäischen Bevölkerung nicht lesen konnte, wenn die meisten und fast alle bedeutenden Bücher lateinisch geschrieben wurden, wenn die strengste Censur waltete und bei freimüthigen Aeußerungen über religiöse und bürgerliche Dinge Leib und Leben auf dem Spiele stand. Die neuentdeckte Welt übt in den nächsten Jahrhunderten die große Rückwirkung auf Europa, die man bei den ersten Nachrichten erwarten konnte, noch nicht aus. Die Vermehrung des Vorraths an edlen Metallen und die Uebersiedlung einiger Kulturpflanzen sind das Bemerkbarste. Handel und Verkehr haben zwar Straßen und Emporien gewechselt, aber an Umfang und Bedeutung die schon früher von den italischen, flandrischen und Hansestädten erreichte Stufe nicht wesentlich überboten. Der Eröffnung der Oceane gieng die Verödung des Mittelmeeres durch die Türkenherrschaft zur Seite.

Die Reformation, die bedeutendste dieser Veränderungen

und die noch unerschöpfte Quelle einer neuen Ideenwelt, trat zunächst doch nur als ein Zurückgreifen auf die vormittelalterlichen Anschauungen auf. Nach glänzendem Anlauf gerieth die Bewegung sowohl nach ihrer inneren als äußeren Entwicklung ins Stocken. Das Dogma erstarrte zu einer neuen Scholastik und schweren Fessel der Geister. Der kirchliche Zwiespalt brachte das deutsche Volk an den Rand des Verderbens. Nur einem Theil der germanischen Völker, hauptsächlich dem nördlich wohnenden, gelang es, den neuen Glauben zu behaupten; im Süden, wie bei den romanischen Völkern wurde er wieder unterdrückt; die slavischen Stämme wurden von der Bewegung kaum berührt.

Die Karte von Europa erlitt nur wenige Veränderungen; daß der Islam nach dem Verlust der westlichen Halbinsel die östliche gewann, war die wichtigste gewesen. Die Zersplitterung und Ohnmacht des Centrums von Europa, Deutschland und Italien, ist noch im Wachsen; der moderne Staatsgedanke erwacht, aber nur in der abstoßenden Durchgangsform des fürstlichen Absolutismus. Im Uebrigen herrscht der ganze Feudalismus des Mittelalters, die Abgeschlossenheit der Stände, die Niederhaltung der arbeitenden Klassen, Leibeigenschaft, Hörigkeit und Frohndienst des Landmanns nach dem Mißlingen des im Bauernkrieg unternommenen Anlaufs in verschärftem Maße fort. Ackerbau und Handwerk bewegen sich im festen Geleise der alten Betriebsformen. Und wie noch bis in dieses Jahrhundert herein die Städte ganz ihr altes Aussehen bewahren, mit hohen Mauern und tiefen Gräben, mit festen Thoren

und Thürmen, „mit dem Druck von Giebeln und Dächern, mit der Straßen quetschender Enge," auch noch mit Galgen, Pranger und Halseisen, so reicht der wirkliche wie der figürliche Zopf der alten Zeit bis in die Tage unserer Großväter.

Wenn es erlaubt ist, den Beginn des 19ten Jahrhunderts noch auf 1789 zurückzudatiren, welche Fülle von großen Ereignissen, welch' gewaltige und tiefgreifende Umgestaltungen aller Verhältnisse enthält dieser Zeitraum von kaum dritthalb Generationen! Es giebt in der That in der ganzen Weltgeschichte keine Epoche, in welcher sich für einen so weiten Kreis von Völkern und Staaten in gleich kurzer Zeit ein gleich großer Wechsel ihrer Zustände vollzogen hätte. Der Untergang des römischen Reiches und die Gründung der germanischen Heerkönigthümer hat die Karte von Europa, den Schauplatz der Geschichte, den Völker- und Staatenbestand wohl weit stärker verändert, aber auf Kosten des ganzen bis dahin angesammelten Bildungscapitals. Die Kulturgeschichte aber hat sicherlich dem 19ten Jahrhundert nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Jetzt erst giengen die früher gelegten Keime zu vollen Saaten auf und überwuchsen nach allen Richtungen die alte Pflanzendecke. Amerika, der Bücherdruck, die Befruchtung der Wissenschaften und Künste durch die klassischen Studien kamen erst zu ihrer vollen Bedeutung; das protestantische Princip der freien Individualität und Forschung auf Grundlage der sittlichen Ordnungen rang sich aus den alten Fesseln los. Dazu tritt nun aber eine ganze Reihe neuer Errungen-

schaften, die jenen vier Wahrzeichen des 16ten Jahrhunderts ganz ebenbürtig zu achten sind.

Es muß hier eine flüchtige Erinnerung an die Fortschritte der Technik durch Dampfkraft, Maschinenwesen, Eisenbahnen, electrischen Telegraphen, Photographie genügen; an den großartigen Aufschwung aller Natur- und Geschichtswissenschaften, sodann an die nationale Einigung von zwei bisher durch Zersplitterung ohnmächtigen großen Kulturvölkern im Herzen von Europa.

Ein im speciellsten Wortsinn universal-geschichtliches Moment ist die Ausbreitung europäisch-christlicher Herrschaft, Gesittung oder wenigstens Einwirkung auf den gesammten Erdkreis, durch die Entdeckung und Colonisation eines fünften Welttheils, durch die Gründung und Ausbreitung des brittisch-indischen Reiches, die Aufschließung Hinterasiens, den Verfall der Osmanenherrschaft, die Entwicklung Rußlands zur europäisch-asiatischen Großmacht. Das 16te Jahrhundert eröffnet eine Epoche blos für denjenigen Theil der germanischen Race, der die Reformation angenommen hat, und es ist im Grund nur eine protestantische Anschauung, daran ein neues Weltalter zu knüpfen, da die übrige Welt dadurch nicht oder wenig berührt wurde. Das 19te Jahrhundert erst hat eine den ganzen Erdkreis umfassende Bewegung der Macht- und Kulturverhältnisse ins Leben gerufen und die seitherige Geschichte eines Theils der caucasischen Rasse zu einer wirklichen Welt- und Menschheitsgeschichte zu erweitern den kräftigsten Anfang gemacht.

Aber auch die Bedeutung dieses Punktes überragt noch

ein anderer, nemlich die Gründung des modernen Rechts- und Humanitätsstaats auf der Grundlage allgemeiner Menschen- und Bürgerrechte, die Nivellirung der Gesellschaft durch Beseitigung der trennenden Schranken zwischen den Ständen, die Emancipation und Hebung der unteren Gesellschaftsklassen, die Bildung eines neuen Standes, der freien Lohnarbeiter, die Aufhebung der Sclaverei in dem Herrschaftsgebiete der christlich europäischen Völker.

Die socialen Veränderungen sind aber überall weitaus die wichtigsten; erst durch diese leztgenannten Momente wurde das mittelalterliche Staats- und Gesellschaftswesen sowohl im Princip als in der Wirklichkeit beseitigt und der entscheidende Schritt in eine ganz neue Aera gethan.

Wohl kennt die Entwicklung der Völker im Allgemeinen keine scharfen Ab- und Einschnitte, da sich der Strom der causalen Verkettungen unaufhaltsam fortwälzt und die Kanäle nach vor- und rückwärts niemals fehlen können, aber wie auch die Ströme bald rascher bald langsamer fließen und vorgelagerte Hindernisse zuerst zu durchnagen und dann zu durchbrechen haben, um sich nun mit breiter Fluth über eine neue und veränderte Landschaft zu ergießen, so hat auch die Geschichte der Menschheit ihre Stockungen, Stromschnellen und Durchbrüche, welche für ihre Betrachtung die natürlichen Stationen und Marksteine bilden müssen.

Den Charakter eines solchen gewaltsamen Durchbruchs hat aber kaum irgend ein geschichtliches Ereigniß in gleicher Weise wie die französische Revolution. In ihrem rapiden Verlauf, ihren erschütternden Rückschlägen nach allen Seiten

und bis in entlegene Welttheile, in der Tragweite ihrer Tendenzen ist sie eine Geschichtsstation ersten Rangs und hat mit den mittelalterlichen Gedankenkreisen noch in ganz anderer Weise aufgeräumt als die Reformation.

Aber es läßt sich nun freilich sagen: auch wenn dieß Alles zuzugeben und die Zeit vom 16ten Jahrhundert bis zur französischen Revolution wirklich nur die Einleitung und Vorstufe der Neuzeit wäre, so sei dieß doch noch kein Grund, sie dem Mittelalter zuzuweisen. Es liege vielmehr im Wesen einer Uebergangsperiode, daß man sie mindestens ebensogut als erstes Glied des Neuen wie als Schlußglied des Alten betrachten könne; sie sei ein Janus, der vor- und rückwärts blicke, den Ein- und Ausgang andeute, aber doch in erster Linie als das Symbol des Eintritts über die Schwelle eines Neuen gelte.

Die Geologen haben in ihrer wunderlich aus allen Gebieten und Sprachen zusammengelesenen Terminologie innerhalb der Tertiärformation eine eocäne, miocäne, pliocäne Periode unterschieden, je nachdem die neuen Formen (καινός) erst im Aufgang (ἠώς) begriffen oder gegen die älteren Gebilde noch die Minderheit (μείω) oder aber bereits das Ueberwiegende, die Mehrheit (πλείω) sind. In ähnlicher Weise könnte man das 16te Jahrhundert eocän, das 17te und 18te miocän und das 19te pliocän, wo nicht pantocän, zu nennen versucht sein. Aber der geologische Vorgang würde dann dafür sprechen, es bei der alten Eintheilung zu belassen und das Tertiär oder die dritte weltgeschichtliche Epoche mit dem Eocänen zu beginnen.

Allein die Historiker folgen auch sonst nicht diesem mehr scientifischen als der Wirklichkeit adäquaten Eintheilungsprincip. Das Entscheidende für den Charakter einer Epoche ist stets das darin Vorwaltende, nicht der Keim des Zukünftigen. Die Entstehung des Christenthums, das Auftreten der germanischen Stämme waren unzweifelhaft eocän und die nächstfolgenden Jahrhunderte miocän. Dennoch schließen wir das Alterthum und beginnen das Mittelalter erst, als das Pliocän eintrat und jene beiden Factoren einer neuen Aera zu den herrschenden Mächten ihres Zeitalters erstarkt waren. Die ganze Oekonomie der Geschichtsdarstellung müßte aus Rand und Band gehen, wenn man dieß Princip, jedes Zeitalter als eine Gegenwart zu verstehen, fallen ließe.

Die Dinge sind und bleiben allerdings, was sie sind, wie auch der Historiker seine Linien und Striche darin einzeichnen mag, ungefähr wie wir von dem Wendekreis des Krebses und Steinbocks, von den Länge- und Breitegraden unserer Landkarten nichts bemerken, wenn wir an Ort und Stelle kommen. Aber wie wir uns ohne diese Kreise auf unserem Planeten nicht orientiren könnten, so beruht auch alles Verständniß der Geschichte unseres Geschlechts auf einer richtigen Gruppirung des Stoffs. Und es ist nicht gleichgiltig, ob wir, die an den Aufgaben der Gegenwart zu arbeiten haben, uns dabei bewußt sind, in einem der größten Wendepunkte und Haupteinschnitte der Weltgeschichte, wie sie nur nach vielen Jahrhunderten wiederkehren, in

einem der bedeutungsvollsten unter allen Zeitaltern zu leben und zu wirken.

8. Strauß.

Christen sind wir nicht mehr; Religion brauchen wir nicht; die Welt erklären wir für die Welt, indem wir ihr Titel und Rang des Universums verleihen; unser Leben ordnen wir von dem Standpunkt eines wohlhabenden, gelehrten und kunstsinnigen Deutschen aus dem Bismark'schen Zeitalter und all' dieß zusammen nennen wir dann den neuen Glauben.

Göthe hatte vielleicht doppelt Unrecht, sowohl wenn er von dem lyrischen Dichter Menschengeschick bezwingenden Gehalt fordert, als wenn er diesen gerade in den Uhland'schen Dichtungen ganz vermißte; wohl aber darf man von dem, was sich für einen neuen Glauben ausgiebt, erwarten, daß es uns das Menschengeschick verstehen und bezwingen lehrt. Strauß führt das Volk aus dem Egypterland, aber nur um ihm die Sandwüste dafür als dauernden Aufenthalt anzuweisen. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr."

Wenn ein Gefangener in seiner Thurmzelle einen einzigen schmalen Spalt hat, durch welchen er etwas Licht und Luft empfängt, vorüberziehende Wolken und Sterne, einige Blätter und Aeste eines Baumes sieht, und gerne wissen möchte, wie die Rundsicht des Thurmes im Ganzen sich ausnehme, wird dann wohl seine Sehnsucht gestillt sein, wenn ihm der Wärter etwa den Aufschluß giebt: das, was man von der Plattform des Thurmes sieht, nennt man die

Umgegend oder das Panorama? Viel mehr als dieß ist es nicht, was uns Strauß über das Universum mittheilt und genau dasjenige, um was es mehr ist, sind haltlose Vermuthungen. Er hatte Großes und Glänzendes als Kritiker geleistet; als er nun aber zuletzt selbst mit der Fackel voranschritt und die alten Räthsel zu deuten unternahm, da ist er in fast kläglicher Weise auch hinter billigen Erwartungen zurückgeblieben.

Die alten Hegelianer, wenn sie auch dem Meister nicht treu geblieben sind, haben doch vielfach mit gar zu vornehmer Geringschäzung die neueren philosophischen Arbeiten ignoriren zu dürfen geglaubt. Systeme, die das Ganze der Welt zu erklären versuchen, werden allerdings nicht mehr aus dem Aermel geschüttelt, wie es die Kant'schen Epigonen Fichte, Schelling und Hegel mit der Zuversicht vormaliger Theologen thun zu dürfen glaubten. Aber in treuer Gedankenarbeit, mit Geist und Scharfsinn, mit weit soliderer Logik und mit größerer Bescheidenheit sind Manche den Theilfragen und einzelnen Grundproblemen der Metaphysik näher getreten. Wenn Strauß von dem Notiz genommen hätte, was nach Hegel in der Erkenntnißlehre, der Logik und Psychologie, in der Kritik der materialistischen Theorieen geleistet worden ist, hätte er sein Buch vom neuen Glauben nicht so schreiben können und sich gegenüber der Frage: wie erklären wir die Welt? weit vorsichtiger und resignirter verhalten müssen. Er hat vergessen, um welcher Eigenschaft willen das Delphische Orakel Socrates den Weisesten unter den Hellenen genannt hat.

Strauß hat den Plaz, den er in der Litteratur und Kulturgeschichte des 19ten Jahrhunderts einzunehmen berufen war, durch sein leztes Buch selbst um mindestens Eine Stufe herabgedrückt. Wie es einen Schatten auf die Laufbahn des Göz von Berlichingen warf, daß er noch der Hauptmann von aufständischen Bauern, von Metzler und Consorten werden mußte, so verdunkelte Strauß den Glanz seiner früheren Leistungen, indem er noch bei der Bande der Materialisten eine Führerstelle einnahm.

Es wird aber in der That schwer sein, Strauß den richtigen Plaz in der deutschen Litteratur anzuweisen. Denn unter den eigentlichen Wissenschaften wird ihn keine zu den Ihrigen rechnen wollen. Die Philosophen werden sein leztes Buch nur als das Werk eines Dilettanten, nicht als Legitimation für den Eintritt in den Saal der Meister gelten lassen.

Die Historiker werden ihm auch kein volles Bürgerrecht, sondern nur die Stelle eines Gastes oder Beisizers einräumen wollen. Die blos verneinende Kritik hat für den Historiker nur untergeordneten Werth; daß die vier Evangelien, so wie sie lauten, nicht wirkliche Geschichte geben, dafür brauchte dieser gar keine umständlichen Beweise. Wie die Sache aber wirklich gewesen und geworden ist, darüber weiß Strauß nicht viel Erhebliches zu sagen. Die ächte positive, historische Phantasie, die schöpferische Kritik und Kombinationsgabe, die aus zerstreutem und verwirrendem Material ein Ganzes ordnend aufbaut, tritt bei Renan, wenn auch in Begleitung unsoliderer Beigaben, viel stärker

hervor als bei Strauß. Die Geschichte des Urchristenthums wurde durch diesen kaum gefördert; an den Untersuchungen der Baur'schen Schule hat er sich kaum selbständig betheiligt. So bleiben die biographischen Denkmale, kleine Kunstwerke auf der Grundlage solider Quellenforschung und Kritik, doch vom Standpunkt des Historikers nicht von größerer Tragweite. Die Bedeutung von Ulrich Hutten wird überschätzt und seine Gestalt ist nicht in den geschichtlichen Hintergrund eingezeichnet, auf dem sie ganz verständlich würde; Frischlin war ein so dickes und gutes Buch gar nicht werth. Der Reiz und Werth dieser Schriften liegt anderswo als in der Ausbeute für die historische Forschung.

So bleiben nur die Theologen übrig. Aber sollten diese nicht vor allen Andern das Recht haben, denjenigen aus ihren Reihen zu weisen, der ihnen sagt: Ihr habt gar keine Wissenschaft; euer Fundament, die evangelische Geschichte, ist eine Sammlung von Sagen und Mythen; die Dogmen, die ihr darauf gebaut habt, sind Hirngespinnste; ihre Geschichte ist ein Proceß allmäliger Zersezung; sie lösen sich schließlich in einige allgemeine metaphysische und ethische Säze auf, die besser und leichter auf anderem und directem Wege zu gewinnen sind? Dennoch werden die Theologen Strauß nicht von sich abschütteln können. Auf ihrem Gebiet liegen nun einmal seine Hauptwerke; sie waren nicht zu ignoriren, und gaben den Anstoß für eine neue und große Bewegung der Theologie.

Zwar dem blinden Offenbarungsgläubigen, der seine Vernunft zum Voraus gefangen giebt, konnte die Kritik des

Lebens Jesu nichts anhaben, wie es andrerseits für den modernen Denker, dem jeder Wunderbericht schon als solcher unglaublich erscheinen muß, wenig Werth hat, die ein für allemal erkannte Wahrheit an hundert Einzelfällen mit gleichen oder ähnlichen Argumenten nachgewiesen zu sehen. Auch die Kritik des alten Rationalismus, der die Wunder durch exegetische Künste wegbringen wollte, war eine gar zu leichte Aufgabe. Aber vernichtend war diese Kritik für die Illusionen derjenigen, welche den Zwiespalt zwischen dem alten Glauben und der modernen Denkweise vertuschen, durch kleine Concessionen, künstliche Interpretationen, nebelhafte Theoreme aus der Welt schaffen zu können glaubten, für die Stendel, Olshausen, Tholuk, Eschenmayer u. s. w. Hier wurden alle Ausflüchte und Winkelzüge schonungslos aufgedeckt; das aut aut, die Alternative, entweder mit dem Glauben Ernst zu machen oder mit dem Denken, wurde schärfer und unausweichbarer als jemals jeder Schule wie jedem Einzelnen vor die Seele gestellt.

Daß Bücher, welche an sich Unglaubliches berichten, sich eben dadurch als unglaubwürdig und ungeschichtlich erweisen, darüber waren schon in unserer großen Litteraturepoche weder Dichter noch Denker, weder Lessing, Göthe, Schiller, noch Kant, Fichte, Schelling im Zweifel. Göthe schreibt an Lavater: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert und daß die Todten auferstehen; vielmehr

halte ich dieß für Läſterungen gegen den großen Gott und ſeine Offenbarung in der Natur". Schiller ſagt von den bibliſchen Schriften, daß er in allem, was hiſtoriſch iſt, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich ſo entſchieden mitbringe, daß ihm die Zweifel an einem einzelnen Factum noch ſehr raiſonnabel vorkommen. Auch der Mythusbegriff, auf deſſen Anwendung durch Strauß ſo großer Werth gelegt werden will, würde jenen Männern nichts Neues oder nichts Erhebliches geſagt haben.

Allein für die Theologen waren dieß nur allgemeine Behauptungen von Laien, die in den Augen des Fachmanns keine Geltung haben. Strauß aber hat ſie nun als Zunftgenoſſe mit der gründlichſten Gelehrſamkeit wie mit den ſchärfſten Waffen der Logik durchgefochten und keine Wahl gelaſſen, als entweder auf alle Kritik zu verzichten oder ihr bis ans Ende zu folgen *).

*) Gerade weil das Leben Jeſu ſo ganz auf theologiſchem Boden ſtand und unter allen Umſtänden Kenntniß des Griechiſchen voraus ſezen mußte, war es um ſo unverſtändlicher, die neue Bearbeitung „für das deutſche Volk" beſtimmt zu ſehen. Ein gedrucktes Buch iſt im Allgemeinen für diejenigen beſtimmt, die es leſen wollen, und braucht dieſe nicht zu bezeichnen. Einſchränkende Zuſäze ſind wohl gerechtfertigt, „für Kinder, für Jungfrauen, für Notariatskandidaten", oder auch wenn Schleiermacher ſagt: Reden über Religion für die Gebildeten unter ihren Verächtern; aber die erweiternden Locktitel „für Jedermann, für alle Gebildeten, und gar „für das deutſche Volk" haben einen ſtörenden Beigeſchmack von Buchhändleranzeige und Reclame. Ob wohl in Frankreich auf einem Büchertitel pour le peuple français ſtehen dürfte? Uebrigens hat auch „das deutſche Volk" mit dieſem Leben Jeſu nichts anzufangen gewußt, konnte daſſelbe nicht verſtehen und hat es daher auch mehr gekauft als geleſen oder gar begriffen.

Wenn sein Werk über Dogmatik, obgleich noch gelehrter und formvollendeter, in seiner Wirkung hinter dem Leben Jesu weit zurückblieb, so geschah dieß, weil er hier aus dem Kreise der Theologie schon ganz heraustrat, dem Wesen der Religion, in der er, Hegel folgend, nur eine trübere Form des Wissens sah, nicht gerecht wurde und den religiösen Gehalt der christlichen Dogmen zu abstracten Sätzen verduften ließ.

Strauß spielt in der Entwicklung der Theologie ungefähr eine Rolle, wie Napoleon I. in der deutschen Geschichte. Obgleich ein Feind, hat er doch mit alten verrotteten Formen aufgeräumt und den andern Theil genöthigt, neue Wege aufzusuchen, um gegen ihn selbst zu Feld zu ziehen.

Freilich ist die Aehnlichkeit damit zu Ende. Die theologischen Befreiungskriege sind nicht nachgefolgt. Vielmehr trat in Folge der durch das Leben Jesu angeregten Bewegung die verhängnißvolle Wendung ein, daß die protestantische Theologie, die sich bis dahin mit der Philosophie und deutschen Wissenschaft Hand in Hand fortentwickelt und zu verständigen gewußt hatte, diesen jetzt gefährlich erscheinenden Umgang abbrach, sich auf sich selbst zurückziehen zu können glaubt, den Zwiespalt mit der modernen Wissenschaft immer größer werden ließ, die Masse der gelehrten und gebildeten Stände immer weiter von sich entfernte, und daß so auch die protestantische Kirche in eine ihrem innersten Wesen widerstrebende, für alle Theile gefahrvolle

Entfremdung und Feindschaft gegen die besten Elemente ihres Volkes und Zeitalters hineingezogen wurde.

Strauß aber, der hiezu den Anstoß gegeben hatte, und dann seinerseits in eine immer feindseligere Richtung gegen die christliche und gegen alle Religion gerieth, gab seinen Platz als Gelehrter eines bestimmten Faches auf und nimmt einen solchen nur noch in der allgemeinen Kultur- und Litteraturgeschichte in Anspruch. In den schriftstellerischen Tugenden, als Meister der Sprache und Darstellung, sowohl im ernsten Schritt der Wissenschaft, wie in dem leichteren Geplänkel kleinerer Ausführungen, in der Erzählung wie im Urtheil sucht er seinesgleichen in unserer ganzen Litteratur. Wo ist ein Schriftsteller, der in so vielen Bänden auf jeder Seite frisch, lebendig, anregend wäre, niemals langweilig, geschmacklos oder unklar? Das feinste Sprachgefühl, die solideste philologische Bildung und eine dichterische Begabung, um die ihn manche, die sich Poeten nennen, beneiden dürften, begleiteten alle seine schriftstellerischen Leistungen. Sein Styl gleicht einem hellen, sprudelnden und perlenden Quellwasser, bei dem man überall auf den klaren Grund sieht. Die „unzeitgemäßen Betrachtungen" werden mit ihrem kleinlichen Genergel an dem öffentlichen Urtheil nichts ändern. Der Styl eines Schriftstellers ist als Ganzes zu nehmen; das Geschäft, da oder dort Etwas mit rother Tinte anzustreichen, mag man denjenigen Schulmeistern überlassen, die an der Correctur ihrer Schülerhefte noch nicht genug haben. Die biographischen, publicistischen literargeschichtlichen Arbeiten, sowie

die kleinen Genrebilder gehören zu den Schmucksachen der deutschen Litteratur. Die Streitschriften über das Leben Jesu mögen nicht ohne das Lessing'sche Vorbild entstanden sein; sie haben dasselbe aber nicht nur erreicht, sondern übertroffen. Es mag heutzutag anstößig und kezerisch klingen, aber in der Lessing'schen Polemik tritt die Lust an der Mensur und der Darlegung der eigenen Fechterkunst um ihrer selbst willen oft störend hervor. Die Formen der Dialectik sind zu lebhaft und dramatisch für wissenschaftliche Erörterungen, wie umgekehrt in seinen Dramen die Gedankenspalterei und das dialectische Wortgefecht lästig werden kann; mancher Hieb geht doch auch ins Blaue und es fehlt nicht an ermüdenden Abschweifungen. Strauß wußte diese Auswüchse zu beseitigen und doch alle Vorzüge einer sachkundigen, schlagfertigen und fesselnden Streitführung zu bewahren.

Talentreicher, gelehrter, scharfsinniger, geschmackvoller ist Lessing nicht gewesen, aber er war gleichwohl die höher und origineller angelegte Natur. Es fehlt Strauß jene lezte Vertiefung des Geistes und Gemüths, die volle Mitempfindung des menschlichen Wesens und Geschicks, die den Weisen, den Geschichtschreiber, den großen Forscher, den Gründer einer Schule, den Führer einer geistigen Genossenschaft kennzeichnet. Denn was soll und kann das eigentlich noch heißen, ein Straußianer zu sein? Etwa das Christenthum für einen abgelegten Irrthum, die religiösen Bedürfnisse für eine Selbsttäuschung zu halten und dann zuzusehen, wie man ohne diese Stüzen durchkommt? Der

praktische Abschluß seines Standpunkts war eigentlich, die ungebildeten Massen, welche bisher ihr individuelles Schicksal als ein Stück einer gottgewollten Ordnung ansehen durften, durch Belehrungen über die aus der Idee der Gattung folgenden Verbindlichkeiten, sodann aber durch Polizei und Justiz, nöthigenfalls durch Gewalt — es ist nur schwer zu sagen wessen — im Zaum zu halten, wogegen es einer Elite wohlsituirter und hochgebildeter Menschen vergönnt bliebe, durch Wissen, Kunst und edlere Genüsse beglückt zu leben und zu wandeln und etwaiges widriges Geschick als Atome des Universums mit Resignation zu ertragen. Die Natur und Geschichte der Menschheit zeigt uns aber andere und ernstere Züge, und schon der Kampf ums Dasein hätte den Darwinianer auf andere Folgerungen führen müssen.

„Der Mensch ist mehr als Sie von ihm gehalten" sagt Posa zum König, und wenn man statt „Nero und Busiris" beliebige Namen von Matadoren des Materialismus einsetzt, so leiden auch die darauf folgenden Worte ihre Anwendung:

Zu einem Nero und Busiris wirft
Er Ihren Namen und das schmerzt mich; denn
Sie waren gut.

II. Wider den neuen Glauben.

9.

Es mag wohl sein, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß die Descendenzlehre viel dauernde Wahrheit zu Tag gefördert hat, wenn vielleicht auch Kampf ums Dasein und Zuchtwahl in eine viel bescheidenere Stellung zurückgewiesen werden sollten. Jedenfalls wird der Saz, der schon in der Sage von der Arche Noä steckt: so viel Arten, so viel Schöpfungsacte, als abgethan gelten können. Wie viel oder wenig nun sich davon als haltbar erproben wird, mögen Andere beurtheilen, aber es sei dessen weniger oder mehr, so müssen doch alle Freunde und Kenner philosophischer Studien gegen die Tragweite Verwahrung einlegen, welche in diesem Fall einem biologischen Theorem geliehen wird, gegen die Competenzüberschreitung, mit welcher hier empirische Säze in das Gebiet der Metaphysik herübergezogen werden. Die Verlezung der Grenzen geschieht freilich ebenso von Seiten der Philosophen selbst als von den Naturforschern und Niemand war leichtfertiger in diesem Punkte als Strauß. Eine physische Erklärung der Welt kann niemals eine metaphysische sein. Die Metaphysik hat eben daher ihren Namen, daß sie nach und hinter dem Physischen kommt. Die Naturwissenschaften können in der causalen Verkettung der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen neue Zwischenglieder finden oder vermeintliche alte beseitigen, bisher Getrenntes als Eins, bisher Vereintes als Getrenntes erkennen, aber selbst, wenn sie dieses Ziel schon

erreicht hätten, wenn sie uns den Causalzusammenhang der ganzen Sinnenwelt genau und vollständig darzulegen vermöchten, so wären die Fragen am Ende so gut wie am Anfang ungelöst: wie und warum es überhaupt eine Welt geben könne und eine Ordnung dieser Welt, warum gerade diese Ordnung und welcher Platz dem Menschen in dieser Ordnung zukäme. Wenn der gesammte Darwinismus statt einer Hypothese eine felsenfeste Wahrheit wäre, nun so wären dann eben dieß die äußeren Formen und Mittel, die neben vielen andern auch mitberufen waren zur Verwirklichung eines ewigen Weltplanes; warum aber gerade diese mehr als alle schon bekannten Naturgesetze den Anspruch erheben, einen solchen Weltplan entbehrlich zu machen, dafür ist nicht der Schatten eines Grundes einzusehen. Mit dem Satz: so viel Arten, so viel Schöpfungsacte, ist noch nicht auch der weitere: so viel Arten, so viel Schöpfungsgedanken, beseitigt. Ob der Mensch aus einem Erdenkloß gebildet ist oder in einem glücklich organisirten Catarrhinenpaar seine Ahnen zu suchen hat, begründet für die metaphysische Würdigung seines Wesens keinen Unterschied, da auch das Letztere den Glauben nicht ausschlöße, daß er aus Gottes Hand hervorgegangen, nach Gottes Bilde geschaffen ist. Im einen wie im andern Fall ist er zeitlich entstanden und bedeutet dieß Entstehen den Durchbruch einer höhern Daseinsform von unbegrenzter Aussicht und Entwicklung aus der gebundenen Enge unbewußten Seins und Lebens.

Man kann den Widerwillen gegen jede Formulirung und Ausnützung des theologischen Wunderbegriffs vollständig

theilen und es doch um kein Haar rationeller finden, blinde Triebkräfte, wie Zuchtwahl und Kampf ums Dasein, als ein Letztes, auf sich selbst Ruhendes, ein in sich die Stufenfolge der lebenden Wesen Tragendes vorzustellen. Man denkt sich dabei auch stillschweigend die Hauptsache, die ganze übrige Weltordnung als schon gegeben dazu, den Geschlechtsunterschied, die Zeugung, den Planeten mit allen seinen sonstigen Qualitäten. Und wenn es sich darum handelte, sowohl das Constante als das Variable in der Mannigfaltigkeit der Organismen zu deuten, so war freilich nichts bequemer, als sich zwei einander entgegengesetzte Principien anzuschaffen, deren eines unter dem Namen der Anpassung die veränderlichen, das andere unter dem Namen der Vererbung die beharrlichen Erscheinungen zu erklären dient.

Man spricht jetzt mehr als jemals von Monismus, während man früher die Sache wohl gekannt, das Wort aber viel weniger gebraucht hat. Indem unser Intellect den Begriff einer Ordnung bildet und die Gesammtheit der Erscheinungen demselben unterstellt, fordert er Einheit nur an der Spize des Ganzen, aber der erste Act dieses höchsten Einen muß eine Differenzirung sein, die sich ins Unendliche fortsezt. Dagegen in der hieraus entstandenen Welt der empirischen Erscheinungen kann der Monismus nirgends mehr Plaz finden; hier ist überall Pluralität und unendliche Wechselwirkung. Sein heißt, wie uns Lotze lehrt, in Beziehungen stehen. Es ist der Triumph der Wissenschaft, die Probleme zu vereinfachen, die Urphänomene aufzusuchen, auf Atome, Molecüle, Zellen, Moneren, die

elementarsten mechanischen und chemischen Vorgänge zurückzugreifen, aber Monismus braucht man dieß nicht zu nennen und den Anspruch nicht zu erheben, als ob man so ohne weitere Leihung die Lebenserscheinungen im Wege der Construction aus den einfachsten Formen zu entwickeln vermöchte. Man wird an die Hegelsche Logik erinnert, die sich den Schein giebt, als ob sie ohne Seitenblick auf den anderswie gegebenen Vorrath von Ideen und Erfahrungen vom reinen, dem Nichts gleichzuachtenden Sein durch einen inneren dialectischen Proceß zu den höchsten Begriffen und realen Erscheinungen gelangte. Man könnte die angeblich 18000 Farben der Vaticanischen Sammlung so in einen Farbenkreis ordnen, daß je die zwei nebeneinanderliegenden fast ununterscheidbar wären, und wenn man dann vom Weißen oder Schwarzen aus die ganze Reihe durchlaufen hätte, dieß für eine genetische Entwicklung der Farben aus Etwas, was nicht Farbe ist, ausgeben wollen. In ähnlicher Weise wird auf allen Gebieten ein successives Geschehen mit einem spontanen verwechselt und gegen die Wahrheit, daß die Wirkungen den Ursachen adäquat sein müssen, auf Schritt und Tritt gesündigt. Um des logischen Wohlgefallens am Monismus willen ist es keinenfalls nöthig, die ganze organische Welt aus Einer Grundform abzuleiten; es wäre zum mindesten ebenso logisch anzunehmen, daß, nachdem auf der abgekühlten Erdrinde die Bedingungen für die Entstehung organischen Lebens eingetreten waren, diese an verschiedenen Orten unseres Planeten und in verschiedenen Zeiten schon nicht genau

die gleichen sein konnten, daß aber unter ungleichen Bedingungen auch Ungleiches entstehen mußte, und somit gleich vornherein eine wenn auch beschränktere Mannigfaltigkeit von Formen gegeben war.

10.

Es ist gesagt worden: „das wäre erst noch zu beweisen, daß es kein Denken ohne Denkendes geben könne". Es ist dieß aber, was man eine Verschiebung der Beweislast nennt. Affirmanti incumbit probatio, sagen die Juristen. Wir andern Menschenkinder sind gemäß der uns zu Theil gewordenen Gehirnorganisation außer Stand, uns irgend eine Thätigkeit zu denken ohne ein Etwas, dem sie zukommt, irgend ein Prädikat ohne Subject, irgend ein Verbum im Saz ohne sein Substantiv. Am sichersten sind wir dieses Subjectes, wo es sich um menschliche Thätigkeiten und Zustände handelt; zum Lachen denken wir ein Lachendes, zum Sterben ein Sterbendes und so doch gewiß auch zum Denken, Fühlen, Wollen ein Denkendes, Fühlendes, Wollendes. Selbst da, wo wir dieß Etwas, dem das Thun zukommt, noch nicht zu unterscheiden oder zu benennen vermögen, deuten wir es wenigstens durch die sprachliche Form als Pronomen und Neutrum an: es blizt, es klopft, es stinkt, und wollen damit sagen: es ist ein Etwas da, was blizt, klopft oder übel riecht. Also selbst wenn wir sagen könnten: es denkt, es will, so würde dieß doch nichts Anderes heißen als: ein Denkendes, ein Wollendes ist. Wenn nun hierin der gemeine Verstand in Uebereinstimmung steht mit aller Grammatik und Logik, die es jemals in der Welt

gegeben hat, kann man dann von uns erst noch den Beweis für das Negative fordern, daß es kein Denken ohne Denkendes geben könne? Man kommt in der Sache sofort auf die Kategorieen, auf die Stammbegriffe alles Denkens, das Ding, dessen Eigenschaften und Thätigkeiten zurück, welche allem Beweisen und aller Denknothwendigkeit zu Grunde liegen; und man könnte mit gleichem Recht erst einen Beweis dafür fordern, daß es keine Eigenschaften geben könne, die nicht die Eigenschaften eines Etwas wären. Hätte nicht vielmehr Derjenige, der den von aller Welt abweichenden Satz aufstellt: es gibt ein Denken ohne ein Etwas was denkt oder es kann ein solches geben, die Beweislast und uns eine Vorstellung davon zu entwerfen, wie eigentlich sein Kopf organisirt ist und wie wir es etwa angreifen müßten, um das Denken in ein subjectloses Geschehen zu verwandeln?

Die Einwendung war natürlich nur gegen den Gottesbegriff in theistischer Fassung gerichtet und weist im Hintergrund auf jenes geheimnißvolle Wesen der Hegelschen Lehre hin, die Idee, bei welcher wie bei Gottheiten von unaussprechbaren Namen schon verboten war zu fragen, was sie eigentlich sei, und es für gleich falsch galt zu sagen: sie denke als sie werde gedacht, die nur durch ein noch dunkleres Wort, einen verneinenden Beziehungsbegriff, zu dem das Bezogene fehlt, das Absolute, erläutert wurde.

Es ist ja nicht zu bestreiten, daß wir uns Persönlichkeit und Selbstbewußtsein nicht ohne Beschränkung, ohne Unterscheidung von einem Anderen vorzustellen vermögen;

und noch weniger ist es zu verwundern, daß wenn wir vorher einen pantheistischen Gottesbegriff aufstellen und dabei das AllEins in schärfster Fassung betonen, dann auch keine Form von theistischer Vorstellung mehr einen Boden findet. Aber wenn uns die Einbildungskraft die Mittel versagt, den Weg nach oben zu gehen, folgt daraus, daß wir den Weg nach unten einzuschlagen und zum Unbewußten und Unpersönlichen herabzusteigen haben? Ist ein Denken ohne Denkendes irgend vorstellbarer als ein all- und selbstbewußter Geist? Ist es nicht folgerichtiger, lieber ehrlich und bescheiden zu sagen: wir wissen und begreifen das Wesen Gottes nicht, aber wir können es nicht unterlassen, an die Spize des Weltganzen Geist und Wille zu sezen statt Kraft und Stoff und dabei von dem Höchsten und Besten, was wir an unserem eigenen Wesen kennen, aufwärts, statt abwärts zu schließen, ein potenzirtes Denken, Fühlen und Wollen, und damit auch ein Höchstes, das denkt, fühlt und will, wenn nicht vorzustellen, doch zu glauben und — zu lieben. Etwas Anthropomorphismus läuft dabei mit; das ist nicht in Abrede zu stellen und nicht zu vermeiden; aber was man uns an seiner Stelle bieten will, ist, wenn es blinde und unbewußte Kräfte sein sollen, nicht ein Ueber- sondern ein Untermenschliches; wenn es Gesezе sein sollen, so muthet man uns zu, Ordnungen zu denken, zu denen das Ordnende wie das Geordnete fehlt, etwa wie wenn ein Staat nur aus Gesezen bestünde und diese sich dann Land und Volk selbst zu schaffen hätten; soll endlich zwar ein Denken an der Spize stehen, aber nur ein Nie-

mandsdenken, eine Idee, die weder denkt noch gedacht wird, sondern nur ist oder geschieht, dann haben wir auch Anthropomorphismus, sofern Denken blos ein menschliches Attribut ist, nur einen mit Widersinn verquickten, und statt der vorgeblichen sublimen Weisheit eine Mißhandlung der elementarsten Gesetze und Stammbegriffe aller menschlichen Logik.

11.

Die Aufgabe, die Welt zu erklären, könnte man etwa mit derjenigen vergleichen wollen, aus einigen Fragmenten von zweifelhaftem Text ein verlorenes Drama wiederherzustellen, oder wenn sich in der Ecke einer großen Wandfläche noch die Umrisse einiger Figuren erkennen lassen, aus denselben den Stoff und Gehalt des ganzen Gemäldes, das früher die Wand bedeckt hat, zu errathen, oder auch aus einigen Algenexemplaren auf die ganze Flora eines Landes zu schließen. Aber so wenig dieß jemals geleistet werden wird, so sind doch diese Bedingungen noch unendlich leichter; denn es handelt sich hier doch immer noch nur um eine Wahl und ein Errathen innerhalb des Umkreises bekannter Vorstellungen und Erscheinungen, und es wäre denkbar, daß eine geniale Phantasie, wenn auch nicht gerade das richtige, doch ein ähnliches und an sich denkbares Werk zu Stande brächte. Allein unsere Kenntniß der Welt ist eine ganz unvergleichbar mangelhaftere und fragmentarischere. Unter zahllosen Weltkörpern kennen wir nur einen einzigen, unsern Planeten; von allen andern haben wir nur einzelne Daten über Größe, Entfernung und Bewegungen, die noch zu nichts Weiterem führen; von un-

gezählten Jahrtausenden der Geschichte unserer Erde und der Menschheit sind uns nur die drei lezten einigermaßen aufgehellt; das Stück, das der Zukunft angehört, ist ganz zugedeckt.

Nun müssen wir aber doch das Weltall als etwas Zusammenhängendes, Geordnetes, Entwicklungsstufen Darstellendes und eben damit auch unsern Planeten als ein Glied einer Reihe, etwa als die Sprosse einer Himmelsleiter vorstellen. Also etwas sehr mangelhaft Bekanntes als Glied einer Reihe von völlig unbekannten Dingen zu begreifen, wäre die eigentliche Aufgabe, die uns gestellt ist. Um von Wissenschaft gar nicht zu sprechen, auch die Phantasie des genialsten Menschen vermag keinen Schritt über die Voraussezungen unserer planetarischen Erfahrungen hinaus zu thun; sie kann einzelne dieser Bedingungen steigern, andere einschränken, aber sie kann nur Variationen des Gegebenen finden, keine neue Melodie.

Welt, Universum, Kosmos bedeuten in drei Sprachen das Gleiche, ein Ganzes, von dem wir eine winzige Parzelle einigermaßen kennen. Jedes Prädikat, das wir diesem Ganzen beilegen wollen, ist aus der Luft gegriffen. Strauß will es zwar als eine „metaphysische Nothwendigkeit" bezeichnen, daß sich die Summe des Seins im Universum nicht vergrößern könne, weil damit dessen Unendlichkeit aufgehoben würde. Was soll man sich dabei denken? Unläugbar vergrößert sich die Summe des Seins auf unserm Planeten fortwährend, schon einfach dadurch, daß die Menschenzahl wächst, ihre Wissenschaft und Bildung. Sollte deßhalb an irgend einem andern Punkt des Weltalls ein

entsprechender Rückgang und Abgang stets in den gleichen Zeitmomenten geboten sein und Platz greifen? Schwerlich würde sich bei irgend einem Theologen eine willkürlichere und unerweislichere Behauptung finden lassen.

Nichts Anderes als die Prädicirung eines unbekannten Subjects durch ein unbekanntes Prädikat ist es nun auch zu sagen: die Welt ist Gott.

Göthe sagt, und zwar am Schlusse seiner Laufbahn, daß ihm noch Niemand vorgekommen sei, der wisse, was das Wort Pantheismus bedeute. Schopenhauer zeigt in seiner geistreichen Art, daß die beiden Formulirungen des Gedankens: Gott ist die Welt, und: die Welt ist Gott, entweder überhaupt Nichts oder eine Beseitigung des Gottesbegriffs enthalten. Atheismus und Pantheismus lassen sich in der That nicht auseinander halten. Denn wenn Gott mit dem Universum zusammenfällt, so ist er ebendamit entbehrlich. „Wozu ein Gott, die Welt ist sich genug."

Wenn die pantheistische Formel sich auch auf die unbekannten Theile des Weltganzen beziehen soll, so stellt sie nur eine unlösbare Gleichung mit zwei Unbekannten, $x = y$, auf, die völlig werth- und sinnlos ist, wenn sie sich aber auf das unserer Erkenntniß zugängliche Weltfragment beschränken will, so läßt sie das Wesen Gottes in den Erscheinungen eines einzelnen unter den vielen Trabanten eines der zahllosen Fixsterne aufgehen, was zu einer Art von Planetengott, also zum Polytheismus führen könnte, wenn sich überhaupt etwas Ernsthaftes dabei denken, wenn man dann nicht zehnmal lieber den Gottesbegriff ganz fallen ließe.

12.

Man braucht sich gegen die Feuerbach'schen Säze, daß alle Religion anthropologischen Ursprungs sei und auf menschlichem Verlangen und Bedürfniß beruhe, nicht zu sträuben, ohne daß man darum dessen näheren Ausführungen und weiteren Consequenzen verfallen müßte. Giebt es denn überhaupt eine andere und bessere Legitimation für irgend eine Einrichtung, als daß sie einem menschlichen Bedürfniß entspreche, und worin sollte eine solche höhere Beglaubigung bestehen können? Es ist ja mit Wissenschaft und Kunst, mit Recht und Moral genau ebenso. Wie will man denn in der Begründung der Idee des Guten noch weiter kommen als dahin, daß im Menschen ein Verlangen, eine unabweisbare innere Forderung liege, nenne man sie nun Gewissen, kategorischen Imperativ, Vernunfttrieb oder wie man will, nach einer festen Ordnung für sein getheiltes und zerfahrenes Wollen und nach einem Maßstab für den Werth seiner Handlungen? Es ist eine Verwechslung der Folgerung mit der Prämisse, wenn wir die Ableitung des Guten aus einem göttlichen Willen für ein noch weiteres Zurückgreifen in der causalen Verkettung halten. Denn dieß ist erst Sache des Glaubens, dessen Quelle und lezte Bürgschaft wieder in jenem Gefühl einer inneren Nöthigung liegt. Es ist auf dem intellectuellen Gebiet nicht anders. Die Wahrheit scheint uns wie eine lichte Gestalt auf dem Grunde der Erscheinungen ein objectives Dasein zu haben; und doch ist ihre Beglaubigung auch nur sub-

jectiven Ursprungs. Nicht weil sie irgendwo ist, suchen wir sie, sondern weil wir sie suchen und begehren, versetzen wir sie dorthin. Ihr letztes Zeugniß ist ein So denken müssen, das nicht weiter bewiesen und entwickelt werden kann, sondern unmittelbar gefühlt wird. Ob die Formen und Gesetze unsers Denkens selbst richtig sind und zur Wahrheit leiten können, das wissen wir nicht; wir glauben es aber und ein Zweifel daran würde uns nichts helfen.

So ruht auch alle Religion nur auf subjectivem Verlangen und Bedürfniß, nur daß wir dasselbe, gerade wie unser Verlangen nach dem Wahren, Schönen und Guten, als ein Allen gemeinsames, zur ursprünglichen Mitgift der menschlichen Natur gehöriges Streben betrachten müssen. Wir finden einen Trieb und Reiz, eine innere Forderung in uns vor, unser Ich und gesammtes individuelles Dasein, wie ein bloßes Bruchstück, in einen lebendigen, nicht blos gedachten, sondern gefühlten und gewollten Zusammenhang mit dem Weltganzen und den darin waltenden Mächten einzurücken. Die Vorstellung einer zusammenhangslosen, isolirten und verlorenen Sondereristenz vermögen wir nicht zu ertragen. Wer und was auch die allwaltenden Mächte sein mögen, wir erheben den Anspruch an sie, daß sie nicht in unnahbarem Jenseits, in unerreichter Ferne und Gleichgültigkeit von uns abgewendet stehen, sondern daß auch unser Einzeldasein und Schicksal, unser Wohl und Wehe in irgend einer Art mit aufgenommen und verflochten sei in den Zusammenhang aller Dinge.

Es führt zu einer ganzen Kette von weitgreifenden

Irrthümern, wenn man unter leichter Verschiebung des wahren Verhältnisses mit Schleiermacher das Wesen der Religion in ein Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit sezt.

Man kann gegen diese Formel schon einwenden: eine gefühlte Abhängigkeit ist niemals eine schlechthinige. Denn um einen Zustand als den einer unbedingten Abhängigkeit zu fühlen, müßte ich ihn doch zuerst unterscheiden können von anderen Zuständen einer blos bedingten oder gar keiner Abhängigkeit, und ich muß diese lezteren Zustände auch kennen und in mir vorfinden. Ein Wesen aber, das mannigfache innere Zustände, darunter auch den des Freiheitsgefühls oder der blos bedingten Abhängigkeit hat, kann keinen seiner Zustände als den eines schlechthinigen Abhängigkeitsgefühls bezeichnen, weil ein solcher doch immer nur partiell und vorübergehend ist, und an den ebenso unläugbar vorhandenen Freiheitsgefühlen seine Schranken und Bedingungen findet.

In der That ist auch das Grundgefühl aller religiösen Erregungen nicht das, daß der Einzelne für sich gar nichts bedeute, daß er eine Null sei in dem Weltganzen, sondern im Gegentheil, daß auch von ihm darin Notiz genommen werde, daß auch er mitzähle und aufgenommen sei in den Rathschluß der lezten und höchsten Ordnungen und dazu berufen, leidend und handelnd zu deren Verwirklichung mitzuwirken. Nicht das Gefühl einer unbedingten Abhängigkeit, sondern einer unbedingten Zugehörigkeit zu dem Plane des Weltalls ist Religion. Sie ist das Bewußtsein eine Weltparzelle zu sein, ein wenn auch kleines, doch nicht un-

beachtetes und mit vorgesehenes Glied an dem Körper der Schöpfung. Wäre „jenes Nichts durchbohrendes Gefühl“ das entscheidende Merkmal alles religiösen Lebens, so müßten wir das direkteste Gegentheil einer frommen Empfindung in der tiefsinnigen und ergreifenden Sage sehen, daß der Erzvater Jakob die Nacht hindurch mit dem Herrn bis zur Verrenkung seiner Hüfte rang und zu ihm sprach: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.

Göthe trifft das Wesen der Sache weit besser als Schleiermacher, wenn er sagt:

> Zu unsers Busens Reine wogt ein Streben,
> Sich einem Höher'n, Reiner'n, Unbekannten,
> Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben.
> Wir heißens: Fromm sein.

Nur ist das Motiv „aus Dankbarkeit“ zwar ächt Göthisch, aber nicht erschöpfend, nicht den Kern der Sache treffend. Denn dieser liegt in dem Verlangen nach Anlehnung und Einfügung unseres Ichs in den letzten Zusammenhang der ganzen Erscheinungswelt.

Mit einem solchen Verlangen ist noch keineswegs irgend eine bestimmte Vorstellung von göttlichem Wesen, ja nicht einmal der Gottesbegriff selbst gegeben. Es soll und kann nicht von angeborenen Ideen die Rede sein, wohl aber von einer angeborenen Disposition oder Angelegtheit der Seele, auf den Intellect einen Druck oder Reiz zu üben, daß er Vorstellungsreihen suche und ausbilde, welche jenem Verlangen entgegenkommen, um dann von den ihr dargebotenen Vorstellungen die einen willig hinzunehmen, die andern zurückzuweisen, je nachdem sie jenem Verlangen und

zugleich den andern gleichberechtigten inneren Forderungen, wie den Denkgesezen und dem Gewissen, mehr oder weniger entsprechen.

Es ist mit den Erkenntniß- und sittlichen Trieben ganz das Gleiche; was wahr, schön und gut ist, wissen sie nicht zu sagen, aber daß es Wahres, Schönes und Gutes geben müsse, das man suchen und finden könne, stellen sie dem Intellect als Postulat und Weisung hin.

Eine höhere und noch weiter zurückgreifende Beglaubigung für menschliche Seelenthätigkeit als dieß Nichtanderskönnen, als diese innere Nöthigung des Suchens giebt es nicht und man kann sich nicht einmal eine Vorstellung davon bilden, wie eine solche beschaffen sein müßte. Die abstracte Möglichkeit, daß unsere Denkgeseze falsch, das Gefühl eines unbedingten Sollens ein Trugbild, das unserer Einfügung in einen höchsten Zusammenhang aller Dinge ein eitles Phantasiespiel wäre, wird sich niemals läugnen und widerlegen lassen, so wenig wir je zu einer Gewißheit darüber gelangen werden, daß nicht alle unsere Sinneswahrnehmungen Täuschungen sind. Hier tritt ein Glaube ein, dessen wir uns nicht entschlagen können, auch wenn wir es wollen. Wenn unsere psychische Ausstattung ein Gefängniß wäre, so wäre sie jedenfalls ein unentrinnbares. Alle menschliche Metaphysik und Ethik, so gut wie alle Religion, steht und fällt mit der Voraussezung, daß unsere Vernunfttriebe keine Täuschungen, daß unser Verlangen nach Wahrheit, Tugend und Gottesgemeinschaft Gaben, Stimmen, Zeugnisse, Spuren und Unterpfänder höherer

und höchster Daseinsformen sind und die Möglichkeit eines Weiterschreitens bis zu den letzten Zielen verbürgen.

Man will bestreiten, daß die religiöse Anlage zu den angeborenen Kräften und der ursprünglichen Mitgift der menschlichen Natur gehöre, da es ja ganze Völker und jedenfalls eine Menge einzelner Individuen ohne alle religiöse Vorstellungen gebe. Mit den ganzen Völkern ist die Sache zum mindesten zweifelhaft; wohl aber giebt es Völker genug, bei welchen wir keine Spur von Wissenschaft und Kunst wahrnehmen, ohne daß Jemand den Schluß daraus zöge, der Sinn für Wahrheit und Schönheit könne nicht ein Inventarstück der menschlichen Ausstattung sein. Ebenso wenig lassen wir uns dadurch, daß es Einäugige und Blinde, Krüppel und Lahme, stumme und taube Menschen giebt, abhalten, von dem Menschen auszusagen, daß er zwei Augen zum Sehen, zwei Ohren zum Hören, Sprachwerkzeuge, zwei Arme und zwei Beine habe. Ueberdieß ist ein völliger Mangel religiöser Erregungen weit seltener als es Vielen erscheinen mag. Wer zwischen Atheismus und Pantheismus keinen Unterschied finden kann, wird darum doch nicht so verkehrt sein, allen denjenigen, welche von dem Begriff Gottes den der Persönlichkeit fern halten zu müssen und zu können glauben, also auch einem Fichte und Schleiermacher, die religiöse Empfindung abzusprechen. Selbst Strauß kann es nach völliger Beseitigung des Gottesbegriffes nicht lassen, sein Universum doch wieder mit allerhand gottmenschlichen Attributen auszustaffiren, von dessen Vernunft und „Güte“ zu reden, der wir uns mit

liebendem Vertrauen ergeben sollen und für dasselbe ausdrücklich die gleiche „Pietät" zu fordern, wie der Fromme alten Styls für seinen Gott.

Die unabweisbare Wahrheit, daß alle Religion psychologischen Ursprungs sei und in menschlichen Bedürfnissen wurzele, erhält dagegen ein völlig anderes Ansehen in der Fassung, die Religion sei nur ein Erzeugniß menschlicher Wünsche und Sorgen, die göttlichen Wesen eine menschliche Erfindung aus egoistischem Interesse, um die Unzulänglichkeit der eigenen Kräfte zu ergänzen. Vom timor fecit Deos der Epikureer bis zu Feuerbach und Strauß ist der Gedanke, daß alle Götterverehrung dem Menschen nur als Mittel diene, sich besser durch die Welt zu schlagen, in den mannigfaltigsten Formen ausgesprochen worden. Den prägnantesten Ausdruck hat ihm lange vor Feuerbach Schiller gegeben:

Was sollen deine Götter,
Des kranken Weltplans schlauerdachte Retter,
Die Menschenwiz des Menschen Nothdurft leiht?

Das Possenspiel, sich zuerst höhere Wesen zu fingiren und frei zu erfinden, um sie nachher unsern persönlichen Zwecken dienstbar vorstellen und machen zu können, wäre aber doch gar zu plump, als daß es zu allen Zeiten und bei allen Völkern so viel Anklang hätte finden können. Die Consequenz wäre nicht abzuweisen, daß gerade bei denjenigen, welche die religiösen Vorstellungen zuerst ausgebildet und weiter entwickelt haben, jenes Motiv einer interessirten Furcht vorzugsweise stark und wirksam gewesen wäre. Wir

müßten uns die Religionsstifter und Alle, die durch die Kraft und Eigenthümlichkeit ihrer frommen Erregungen für Andere zu Vorbildern geworden sind, einen Moses und Jesaias, Zarathustra und Sakjamuni, Pythagoras und Socrates, Jesus und Paulus, Augustinus und Luther als ganz besonders ängstliche und egoistisch auf ihr persönliches Wohl bedachte Gemüther, ja, kurz gesagt, als berechnende Betrüger vorstellen.

Der Grund aller Religion liegt in einem metaphysischen Trieb, in einem inneren Drang, aus dem wir zwar weitere Folgerungen ziehen, die wir aber unmittelbar nicht selbst weiter ableiten können. Daraus folgt die Neigung, überhaupt an höhere Wesen und Ordnungen und an die Möglichkeit, sich in Beziehung zu ihnen zu setzen, zu glauben. Bei der Art aber, wie nun der menschliche Intellect unter dem Antrieb jenes Grundgefühls die religiösen Vorstellungen, die demselben Genüge leisten sollten, sich ausdachte und weiter bildete, gesellten sich allerdings noch mancherlei Motive anderer, auch niedrigerer Gattung, Furcht, Hoffnung, Selbstsucht in allen Formen hinzu und stellten den Kultus in den Dienst aller möglichen besonderen Lebenszwecke. Dieß gehört aber zur Entwicklungsstufe jenes Grundgefühls, das sich erst allmälig zu reinerer Ablösung von fremdartigen Zuthaten hindurchzuarbeiten hat, gerade so wie dieß auf den andern Gebieten des geistigen Lebens der Fall ist. Das hat man aber schon lange vor dem Feuerbach'schen und Strauß'schen Buche gewußt.

13.

Für materialistische und pantheistische Standpunkte war es von jeher eine sehr schwierige Sache, zu dem Begriff eines sittlichen Sollens zu gelangen; für den Darwinismus aber ist die Aufgabe gar eine verzweifelte. Man will doch von allen Seiten die Kardinalpunkte der Moral unangefochten lassen und muß deßhalb auf irgend einem Wege dazu gelangen, Gerechtigkeit, Wohlwollen, Mitleid, Dankbarkeit, Vaterlandsliebe und ähnliche den Egoismus einschränkende Tugenden zu empfehlen. Wenn aber der Kampf ums Dasein das Triebrad für alle Entwicklung und allen Fortschritt ist, dann kann die Losung nur sein: was gehen mich die Andern an? dann ist jeder nur auf die rücksichtsloseste Geltendmachung seiner individuellen Kräfte angewiesen und es gienge etwa zu, wie der Küraſſier in Wallensteins Lager beschreibt:

's ist hier just wie's beim Einhauen geht:
Die Pferde schnauben und sezen an;
Liege wer will mitten auf der Bahn,
Sei's mein Bruder, mein leiblicher Sohn,
Zerriß mir die Seele sein Jammerton,
Ueber seinen Leib muß ich jagen,
Kann ihn nicht sachte bei Seite tragen.

Versezen wir freilich den consequenten Darwinianer wirklich als Soldaten in die Schlacht mit dem Feldgeschrei: Kampf ums Dasein, dann wäre wohl die nächstliegende Erwägung, daß er ein Thor wäre, sich den feindlichen Kugeln auszusezen und daß „die Vorsicht das bessere Theil der Tapferkeit sei." Zu einer Ethik wird man von den

Prämissen des Kampfs ums Dasein aus immer nur durch eine ganze Reihe von Lehnsätzen oder Erschleichungen aus ganz anderen Anschauungsweisen heraus gelangen können.

Man konnte deßhalb besonders begierig sein zu sehen, ob und wie es dem hellen und feinen Geist von Strauß gelingen werde, den Weg von Darwin'schen Prämissen zu einem sittlichen Sollen zu finden. Die gerechte Erwartung wird aber nur in sehr ungenügender Weise befriedigt. Denn auch hier werden die Schwierigkeiten nur durch Vergessen oder Ignoriren der Vordersätze und durch Beiziehung ganz anderer Voraussezungen zu lösen gesucht.

Nachdem zuvor der Mensch vermittelst der beiden „Dietriche der Naturwissenschaften", der kleinsten Schritte und größten Zeiträume, in der üblichen Weise als Abkömmling begünstigter Affenpaare aufgezeigt, die Unvergleichbarkeit der physischen und psychischen Vorgänge principiell geläugnet, vielmehr die Möglichkeit, daß sich Bewegung so gut wie in Wärme, auch in Empfindung umsezen könne, behauptet, die Annahme einer Seele mit Carl Vogt für eine reine Hypothese, die weder zu begründen sei noch irgend etwas nüze, erklärt worden ist, werden wir mit Einem Male auf einen ganz anderen Boden gestellt, wenn es sich darum handelt, die Grundlagen einer Sittenlehre aufzufinden.

Der Mensch, heißt es nun, ist kein bloßes Naturwesen; die Natur hat in ihm über sich selbst hinausgewollt (freilich ohne daß wir erfahren, wie sie dieß Münchhausen'sche Kunstwerk fertig bringen konnte); die Welt ist zwar nicht v o n

einer höchsten Vernunft, aber auf eine höchste Vernunft angelegt. Die Natur, die sich im Thier nur empfunden hat, will sich im Menschen nun auch erkennen. Es sind dieß Hegel'sche Reminiscenzen, nur daß jezt an die Stelle der „Idee" die Natur getreten ist.

Was man aber von einem Anhänger Darwins am wenigsten erwarten sollte, der eigentliche Ausgangspunkt für die Construction sittlicher Forderungen ist der Gattungsbegriff. Alles sittliche Handeln, wird gesagt, ist ein Sichbestimmen des Einzelnen nach der Idee der Gattung. Wenn irgend Jemand in der Welt, sollte man aber denken, so müßte der Darwinist dem Nominalismus huldigen; für ihn existirt nur das Einzelne; die Gattung ist eine Abstraction, eine willkührlich nach den Bedürfnissen des discursiven Charakters menschlicher Erkenntniß in die Welt des Seienden hineingezeichnete Figur von stets wechselnden Umrissen. Nun sollen aber aus der Gattungsgemeinschaft sogar Pflichten folgen. Ich soll anerkennen, daß andere dasselbe seien, wie ich, mit den gleichen Bedürfnissen und Ansprüchen! Statt zu sagen: wer die gleichen Ansprüche mit mir macht, ist mein Gegner, dessen ich mich zu erwehren oder zu entledigen habe im Kampf ums Dasein, wird die ungeheure Forderung fast wie etwas Selbstverständliches hingestellt, ich habe den Andern mir gleich zu achten.

Wiewohl es bei dem Darwinianer durch die Verläugnung der Vordersäze stärker ins Auge fällt, so steht Strauß doch hierin keineswegs allein, sondern theilt mit Kant und den meisten Moralphilosophen den Fehler, den Hauptpunkt

ganz in der Stille schon vorauszusezen. Wie wenn es sich um die Gleichheit von Winkeln oder Dreiecken und um rein logische Deductionen handelte, wird behauptet, daß die Menschen nach ihren Gattungsmerkmalen einander gleich oder ähnlich seien und — daß nun deßhalb der Einzelne den Andern sich selbst gleich zu stellen habe! Aber Ich bin Ich und alle anderen gehören zum Nichtich; daß diese mir gleich zu halten seien, das sagt nicht die Logik, sondern — die Liebe, ja es ist so unlogisch als möglich. Warum sollten denn die Säze: Jeder ist sich selbst der nächste; jeder sei auf seinen Vortheil bedacht und sehe, wie er die andern überlistet und überwältigt; jeder ziehe die sinnlichen Genüsse als die reellen und sicheren den unsinnlichen und eingebildeten vor u. s. w. weniger logisch und nicht ebenso gut zu einer allgemeinen Formulirung geeignet sein? Inwiefern soll denn das Princip: die Maxime deines Handelns muß allgemein anwendbar sein, rationeller lauten, als der Grundsaz: die Maxime deines Handelns braucht für Niemand zu passen als für dich, oder: der concrete Fall ist niemals ein allgemeiner, sondern stets ein einzelner? Oder warum soll der Streit mißfällig sein? Der Streit, in dem ich siege und gewinne, wird mir gefallen, denjenigen, in welchem ich zu unterliegen fürchten muß, werde ich zu vermeiden suchen; wenn aber Dritte streiten, so braucht es mir nicht zu mißfallen; duobus litigantibus tertius gaudet: jedenfalls aber kann es mir gleichgiltig sein.

Wenn uns der Böswicht sagte: ich weiß und will nichts von eurer Idee der Gattung und folge meinen Be-

gierden, ohne zu fragen, ob sich die Maxime meines Handelns zu einer Vorschrift für Alle eignet, was könnten wir ihm darauf antworten als etwa: wir unterwerfen dich aber unserer Ordnung, mit dem stillschweigenden Vorbehalt: so lange wirs vermögen und deinesgleichen nicht die Mehrheit bilden.

Man kommt mit solch allgemeinen und formalen Ableitungen aus der Idee, Natur, Gattung, Bestimmung der Menschheit wie mit der Kant'schen Forderung einer Formel von universeller Anwendbarkeit nicht vom Fleck. Solche Säze sprechen zwar in der Regel etwas ganz Richtiges aus, aber sie leiden alle an einer petitio principii. sie sezen die Hauptsache stillschweigend voraus. Man muß auf die psychologischen Grundthatsachen, über welche hinaus kein Weg mehr führt, zurückgehen, und dort im Einzelnen die Ansäze und Keime der sittlichen Begriffe aufzeigen.

Ein Versuch hiezu ist an einer anderen Stelle für die Deutung des Rechtsgefühls gemacht; zu der näheren Begründung und Ausführung, welche derselbe noch erfordern würde, ist hier nicht der Ort.

Der Inhalt unseres Seelenlebens stammt aus den Trieben. Nur daß über dem Gerüste unserer animalischen Willensansäze noch ein Aufbau von humanen, metaphysischen Vernunft oder Ordnungstrieben, die zum Ersaz für die geringere sinnliche Gewalt von einem Gefühl ihres vorzüglicheren Werthes begleitet sind, unter gleichem Dache angebracht ist, rückt uns über die Thierwelt hinaus und macht uns zu bewußten Gliedern des Weltganzen.

Der Trieb des Mitgefühls, das Verlangen nach einer festen Ordnung für unser Wollen, das Gefühl eines unbedingten Sollens sind die Quellen aller sittlichen Begriffe.

Wir suchen uns immer mit dem unbestimmten Comparativ des Höheren, der höheren Triebe, Anlagen, Kräfte zu behelfen. Daß wir geneigt sind unter den doch immer relativen Bezeichnungen der räumlichen Dimensionen das Obere für werthvoller zu halten als das Untere und das Höhere dem Niederen vorzuziehen, ist eine wie angeborene Weltsymbolik. Wir richten den Blick nach Sonne und Sternenhimmel. Suchet was droben ist; denn alle gute und vollkommene Gabe scheint uns von oben herab zu kommen.

Man braucht noch nicht an die Idealität des Raums, sondern nur an die Antipoden zu denken, um das Täuschende dieser Vorstellungen vom Oberen und Höheren zu erkennen. Aber dennoch sagt uns ein unabweisbares Gefühl, daß hier mehr sein müsse als bloße Symbolik; es verwehrt uns, in jenen metaphysischen Anlagen bloße subjective Wahngebilde zu sehen, denen keine Realität gegenüberstünde. Wir fühlen uns getrieben ihnen transcendenten Ursprung beizulegen, sie als Bänder und Pfänder anzusehen, die das Bruchstück unseres planetarischen Lebens zu dem Ganzen einer vollkommeneren Welt in Beziehung sezen.

Der menschliche Gattungscharakter kann eine höhere Bedeutung und gar eine Verpflichtung nur in sich schließen, wenn die Gattung mehr ist als eine blos flüchtige Station in den Kämpfen und Wechselspielen blinder Kräfte, wenn sie uns als ein verwirklichter Gottesgedanke, als das Glied

eines allumfassenden auf die Verwirklichung idealer Güter angelegten Weltplans erscheinen dürfte. Mit dem Begriff einer Bestimmung des Menschen mögen uns wenigstens diejenigen nicht kommen, welche alle Teleologie in der Welterklärung verwerfen. Denn wie kann von der Bestimmung einer Sache die Rede sein ohne Zwecksezung? Das Gesez der Liebe, der Grundpfeiler aller Ethik, hätte einen schweren Stand, wenn seine bindende Kraft nur in einer logischen Kette von Gleichungen läge oder der Trieb des Mitgefühls nur ein allen andern Neigungen und Begierden gleichwerthiges Glied wäre. Wir fühlen uns gedrungen, die Liebe als ein Weltprincip zu betrachten, welches die Idee einer Ordnung in dem Reiche der selbstbewußten Seelen zu verwirklichen bestimmt ist, sie auf ein allwaltendes, selbst fühlendes und liebendes Wesen zurückzuleiten, das uns in dem Drange des Mitgefühls ein Pfand und Siegel unserer ebenbildlichen Abkunft und höheren Bestimmung ins Herz gelegt hat.

Es sind dieß freilich unbewiesene und unbeweisbare Annahmen; man kann sie als bloße Wünsche, Träume oder Hypothesen bezeichnen. Ich nenne sie Säze eines Glaubens, der da berechtigt ist, wo das Wissen aufhört und aufhören muß, da wo dem Wissen nicht widerspricht, sondern dieß nur ergänzt in der Richtung, auf welche es selbst hinleitet. Ohne solche Hypothesen oder Glaubenssäze kann aber der Mensch nicht denken und nicht leben, und auch die entgegengesezten Ansichten ruhen in lezter Instanz auf Voraussezungen.

III. Wider die Formeln des alten Glaubens.

14.

Auch wenn man im Menschen eine besondere, von der Thierwelt durch den scharfen Einschnitt neuer und höherer psychischen Kräfte geschiedene Gattung erkennt, so kann man doch darüber nicht im Zweifel sein, daß die Menschheit von der Pike auf zu dienen, von Zuständen aus, welche nahe an die der höheren Säugethiere anstreifen, ihre Bahn zu höheren Zielen zu finden hatte. Alle Thatsachen der Natur und Geschichtsforschung weisen übereinstimmend darauf hin; nichts läßt vermuthen oder auch nur denkbar erscheinen, daß die Anfänge unseres Geschlechts in paradiesischem Glück und stetiger Gottesgemeinschaft zu suchen wären. Was wir von Menschengeschichte wissen, alle Zeugnisse der Anthropologie und Geologie würden durch eine solche Annahme auf den Kopf gestellt. Die biblische Erzählung vom Paradies und Sündenfall ist zwar ansprechender, tiefsinniger und gehaltvoller, aber um nichts glaubhafter und denkbarer als die Sagen anderer Völker von einem goldenen oder saturnischen Zeitalter, wo die Pardel mit den Lämmern weideten und die Menschen im Schatten und von den Früchten der Bäume Hunderte von Jahren im Verkehr mit den seligen Göttern lebten.

Aber eben diese Fabel von einem ursprünglichen Stande der Unschuld und Gottähnlichkeit bildet den Grundstein der

ganzen kirchlichen Dogmatik, wenn wir diese in ihrer allgemein verständlichen Fassung nach Katechismus und Bekenntnißschriften, und nicht nach den Umdeutungen moderner Theologen auslegen. Daß der thatsächliche sittliche Zustand des Menschen eine schwere Schuld, einen Abfall von Gott, der ihn dereinst rein und sich selbst naheſtehend in die Welt gesetzt habe, enthalte; daß der Mensch unfähig sei, diese Verschuldung und forterbende sittliche Verderbniß aus seinen eigenen Kräften zu beseitigen; daß Gott deßhalb aus unendlichem Erbarmen sich entschlossen habe, Gnade für Recht ergehen zu lassen, aber, weil doch die Sünde nicht ungerächt bleiben könne, ein stellvertretendes Opfer und zwar in der Person seines eigenen, eingeborenen Sohnes anzunehmen, der hiezu in die Welt kommen und die Leiden der Menschheit, dazu den schmerzlichen und schimpflichen Tod eines Missethäters erdulden mußte; daß sodann der Einzelne, um an den Wirkungen dieses weterlösenden göttlichen Aktes Antheil zu nehmen, eben diese Reihe von Vorstellungen sich gläubig anzueignen und in diesem neuerrungenen Gnadenzustand Gott wohlgefällig zu leben habe — diese ganze Kette von Sätzen, die uns nur darum nicht so erstaunlich vorkommen, als sie sind, weil sie uns in noch urtheilsloser Kindheit schon eingeprägt werden, bricht haltlos in sich zusammen, sobald das erste Glied abgelöst wird und die ersten Menschen nicht mit Engeln, sondern mit Wilden zu vergleichen sind.

Man muß diesen ganzen Ideengang verwerfen, man wird auf eine durchaus andere Weltanschauung gedrängt,

sobald man davon ausgeht, was Vernunft und Erfahrung bezeugen, daß der Mensch seine Laufbahn hart an der Schwelle thierischer Existenz zu beginnen hatte, daß ihm für die Erreichung seines Ziels nichts mitgegeben war als einige zarte Keime von Triebkräften einer höheren Lebensordnung, eingesenkt in den Complex animalischer Begierden und Fähigkeiten, bestimmt wie ein Sauerteig die trägere Masse zu durchdringen und umzubilden. Daß der Mensch aber unfähig sei sich aus eigener Kraft zu vervollkommnen, ist entweder eine Spielerei mit Worten oder eine Lästerung des göttlichen Weltplanes. Eigene Kräfte, was man vernünftiger Weise dann unter dem Wort verstehen müßte, hat er ja überhaupt gar keine, sondern nur verliehene. Diese verliehenen aber müssen hinreichen, seine Aufgaben zu erfüllen, wenn er nicht ein Pfuschwerk und ein Mißgeschöpf sein soll, das zum Untergang bestimmt ist. Sicherer ist nichts und nichts erhebender, als daß die Menschheit in aufsteigender Entwicklung begriffen ist, wenn schon die beschriebene Bahn, wie Leibniß meint, der Spirallinie gleichen mag, die auch im Abwärtsgehen, in der fallenden Windung steigt; und der Maßstab für das Fortschreiten kann nur in der wachsenden Leitung und Läuterung der niederen Kräfte durch die höheren gesucht werden. Wenn der Mensch aber damit den Anfang machen mußte, unter dem Einsaz aller Kräfte gegen die feindlichen Elemente und wilden Thiere um sein Dasein zu ringen und doch den Weg vom Höhlenbewohner, Steineschleifer und Pfahlbauer bis zu Socrates und Plato ohne die Sendung eines nachhelfenden

Gottessohnes gefunden hatte, so konnte es ihm auch an einem inneren Leitstern für die weiteren Wegstrecken nicht mehr fehlen. Die menschlichen Mängel und Sünden sind nicht der forterbende Fluch eines verschuldeten Abfalls von einst besessener Gottesgemeinschaft, sondern die Reste und Wirkungen des wahren, ursprünglichen Zustandes und der uns eigenthümlichen Mischung ungleichartiger Kräfte.

Die Kluft zwischen dieser Auffassung und dem christlichen Dogma erscheint unübersteiglich und sie ist es auch in der That, sobald uns zugemuthet wird, jener Kette von Vorstellungen auch zugleich eine Reihe entsprechender geschichtlicher Thatsachen zu unterbreiten. Anders ist es, wenn nur von uns gefordert wird, den sittlich religiösen Gehalt jener Säze gelten zu lassen. Die Verwerfung der historischen Vorgänge hindert die Anerkennung nicht, daß der Mensch nach dem Bilde Gottes angelegt und zum Gliede eines Gottesreiches berufen ist; nur sehen wir darin ein Ideal, dessen Verwirklichung wir vorwärts suchen und nicht in dem Ahnherrn unseres Geschlechtes. An diesem Ideal gemessen muß sich uns die tiefe Verwerflichkeit unserer thatsächlichen Seelen- und Gesellschaftszustände, sowie das Verlangen nach einer Erlösung von den Hemmungen jenes höheren Lebens aufdrängen. Der Einzelne ist für sich allein unfähig, diese Hemmungen zu beseitigen; nur die Ueberlieferung des von der Menschheit bereits Errungenen und die Gemeinschaft mit Andern zeigt und bahnt ihm den Weg. Der gläubige Aufschwung des Gemüths, den eine solche Auffassung von Welt und Menschenleben sub specie aeter-

nitatis erfordert, wird durch nichts so erleichtert und gefördert als durch den Hinblick auf die vorbildliche Gestalt desjenigen, der diese höchste Steigerung des Menschenziels und Menschenwerths in die Welt geführt und durch das reinste, innigste und kräftigste Gottesgefühl in Lehre und Leben an sich verwirklicht hat.

Freilich „wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen," aber wir verkennen keinen Augenblick, daß auch eine solche oder ähnliche Umdeutung den ganzen Bau der orthodoxen Kirchenlehre untergraben, daß sie nicht blos die Säze von Paradies und Erbsünde, von dem zornigen, zur Correctur seines Werkes veranlaßten Gott, von dem Mensch gewordenen Gottessohn und dessen stellvertretendem Opfertod zerstören, sondern auch noch die meisten weiteren Lehren von der Inspiration, Person Christi, Trinität, Abendmahl u. s. w. aus ihren Fugen drängen müßte. Und doch gehört der obige Standpunkt vielleicht noch zum grünen Holze.

15.

Es war ein böses Wort und eine schlechte Prophezeiung, als vor 20 Jahren gesagt wurde, die Wissenschaft müsse umkehren, in dem Sinne, daß sie sich der Theologie unterzuordnen habe. Unterdrückt hat man zwar die Wissenschaft schon; sie ist stillgestanden und in Verfall gerathen, aber umkehren kann und wird sie niemals. Wohl aber mag es sich nun fragen, ob es nicht Zeit wäre, nachdem der Berg nicht zum Propheten gekommen ist, daß nun der Prophet zum Berge käme. Die Theologie — es ist nur

die evangelische, die deutsche, die dogmatische gemeint — muß, wenn sie eine Wissenschaft heißen und sein, und nicht eine bloße Pastoreninstruction werden will, das, was für alle Wissenschaften gilt, auch für sich gelten lassen. Unser Intellect erträgt nun einmal die Abtheilung seines Wissens in verschiedene, von einander abgeschlossene Kästen und Schiebfächer nicht; es kann unmöglich in der einen Wissenschaft wahr sein, was in der andern falsch ist. Auch darf sich keine von ihnen träumen lassen, daß sie die Garbe Josephs sei, vor der sich die Garben der Andern zu verneigen hätten; es wäre denn etwa die Logik, der wenigstens eine Art von Censor- oder Ephorenamt nicht abzustreiten ist.

Die Theologie hat sonst immer in inniger Fühlung mit der Philosophie gelebt und eine dauernde Lösung dieses Bandes ist undenkbar, da ihr Thema ja auch zur Metaphysik gehört. In den früheren Jahrhunderten und nicht blos im Zeitalter der Scholastik, sondern auch noch darüber hinaus war die Philosophie die Dienerin und die unfügsamen Denker wurden ignorirt oder verbrannt. Von Leibniz bis Hegel wurde sie die Führerin oder wenigstens die Magd, die mit der Fackel vorausleuchtet. Es ist erst etwa 30 Jahre, daß die Theologie das jetzt lästig und gefährlich scheinende Verhältniß abbrach und ihren Weg allein finden zu können glaubt.

Sollte die Philosophie hieran die Schuld tragen und kein Auskommen mehr mit ihr möglich sein? Sollte sie sich schroffer und unversöhnlicher zu Religion und Christenthum verhalten, als die Kritiken Kant's „des Alleszermalmenden",

als der Hegel'sche Panlogismus mit seiner zersezenden Dialectik? Es wäre freilich fast mehr eine Aufgabe für den Statistiker als den Philosophen, über den Stand der Philosophie der Gegenwart Auskunft zu geben, da die Mannigfaltigkeit so groß ist, daß schon eine sehr complicirte Tabelle zu ihrer Rubricirung nöthig wäre. Nur die Herbart'sche Richtung besteht noch als Schule; die Hegelianer stehen auf dem Aussterbeetat; die Anhänger Krause's bilden ein kleines Häuflein. Schopenhauer und, wenigstens bis jezt noch, auch Hartmann sind glänzende Irrlichter; geistvolle Denker und ausgezeichnete Schriftsteller, von deren Werken es nicht zu verwundern ist, wenn sie lieber und häufiger gelesen werden, als die schwerflüssigen Werke der alten Meister, in welchen der Gedanke mit dem Ausdruck in nicht immer glücklicher Weise ringt. Aber unter den eigentlichen Fachmännern hat jener piquante Pessimismus doch noch kaum Boden gefunden. Ebenso trifft dieß für den Materialismus zu, der seine Anhänger bis jezt mehr unter den Naturwissenschaftlern, die in der Philosophie hospitiren, als unter den Philosophen zählt.

Für das Gros der philosophischen Schriftsteller und akademischen Lehrer ist wohl kein Merkmal so hervortretend und charakteristisch, als daß das Princip der Arbeitstheilung, das die neuere deutsche Wissenschaft fast im Uebermaaß beherrscht und deren Glanz- wie Schattenseiten begründet, auch auf dem Gebiet der philosophischen Forschung Plaz gegriffen hat. Wie von unsern großen Historikern keiner mehr eine Universalgeschichte schreibt oder auch nur eine

Geschichte des Alterthums, des Mittelalters, der neuen Zeit fertig bringt, dagegen die einzelnen Vorgänge und Jahrhunderte nach allen Richtungen durch die gründlichste und umsichtigste Quellenforschung aufgehellt und für ein künftiges, zusammenfassendes Verständniß des Ganzen zugerichtet werden, so ist jezt auch unter den Philosophen Niemand mehr, der die ganze Welt der Erscheinungen aus dem reinen Sein oder Nichts construirend aufzubauen versuchte und im Kreis das All am Finger laufen ließe. Das Feld der eigentlichen Metaphysik wird nur mit Bescheidenheit und Vorsicht betreten, aber die Probleme treten in Theilfragen auf den Gebieten der Erkenntnißlehre und Logik, der Psychologie, der Ethik und Rechtsphilosophie, der Aesthetik aus einander und werden unter einer weit gründlicheren Beachtung der früheren Forschungen einzeln weiter geführt. Wenn man auch einräumen wird, daß gerade dem Wesen der Philosophie, als der auf das Ganze der Erfahrung gerichteten Wissenschaft, eine solche Theilarbeit und Isolirung der Probleme noch mehr widerstrebt als anderen Disciplinen und daher nur als eine nothwendig gewordene Uebergangsperiode aufzufassen sein mag, so kann doch nur Unkenntniß in dieser Wendung einen Stillstand oder Rückgang sehen und den Werth der Ergebnisse, die auf diesem Wege gewonnen werden, unterschäzen. Auch der unläugbare Fortschritt in der Klarheit und Verständlichkeit der Gedankenentwicklung gegenüber von den älteren Meistern, welche die noch widerstrebende deutsche Sprache zuerst in den Dienst des abstracten Gedankens zu zwingen hatten,

ist nicht hoch genug anzuschlagen. Hermann Lotze gehört zu den schärfsten und tiefsten Denkern unseres Jahrhunderts. Seine Schriften werden noch hoch geschätzt und eifrig studiert werden, wenn man die Hauptwerke von Fichte, Schelling, Hegel nicht mehr durchlesbar finden, sondern nur noch aus Compendien und Auszügen kennen lernen wird. Es ist keine von allen Fragen, mit denen er sich beschäftigt hat, die er nicht um ein gutes Stück Weges über ihren früheren Standort hinausgeführt hätte. Und dabei fehlen weder die Ansätze einer abschließenden Weltauffassung, noch die Hoffnung auf eine zusammenfassende Darstellung derselben.

Weder bei ihm noch bei verschiedenen Andern unter den angesehensten Denkern der neueren Zeiten hätte die Theologie Ursache, sich über eine gegen Religion und Christenthum abgekehrte oder gar feindliche Richtung, über den Mangel an Anknüpfungspunkten zu beklagen. Hier ist nicht von Materialismus, Nihilismus, ethischem Indifferentismus die Rede; seit Leibniz waren die Bedingungen für eine Versöhnung der Theologie und der Wissenschaft, wie man denken sollte, niemals günstiger und doch fehlt so gut wie alle nähere Fühlung. Woher diese eigenthümliche Erscheinung in einer Zeit, wo mehr als jemals Grund vorläge, daß das Verwandte sich näher träte?

Es ist Ein Punkt, der zwar zu allen Zeiten Wissen und Glauben schied, aber niemals eine so unübersteigliche Kluft zwischen beiden bildete, als jetzt — der Wunderbegriff. So weit ist die Wissenschaft erstarkt, in sich sicher und übereinstimmend in allen Zweigen und Richtungen, Schulen

und Parteien, daß sie dem Wunder in jeder Art und Gestalt unbedingt und ohne Weiteres die Thüre weist. Sie erkennt nur das Eine Wunder aller Wunder an, daß es überhaupt eine Welt giebt und gerade diese, aber innerhalb des Cosmos verwirft sie schlechthin jeden wie immer formulirten Anspruch, daß die Durchbrechung seiner Ordnungen und Gesetze etwas Denkbares und gar etwas Vorzüglicheres sei als deren unwandelbare Geltung. Das Wunder ist in ganz gleicher Weise für alle Natur-, Geschichts- und philosophischen Wissenschaften in eben dem, was es sein und bedeuten will, ein begriffliches Unding, ein directes Attentat auf alle Vernunft und die elementarsten Grundlagen aller menschlichen Wissenschaften. Wissenschaft und Wunder stehen einander gegenüber wie Vernunft und Unvernunft. Alle die kleinen Künsteleien, Phrasen und Sophismen von noch unbekannten Naturgesetzen, von der Macht des Geistes über die Natur, von der Durchbrechbarkeit der Naturordnung als einem auch mit vorgesehenen Stück eben dieser Ordnung selbst, womit die Apologeten jenen schneidenden Gegensatz abzuschwächen oder zu vertuschen lieben, sind nicht mehr werth als in den Papierkorb zu wandern. Es ist eine durchaus unerträgliche Zumuthung, wenn im Kreise der Wissenschaften eine derselben erklärt, daß sie zwar im Allgemeinen die unwandelbare Geltung der Naturgesetze anerkennen, aber doch Ausnahmen in Anspruch nehmen müsse für einige bestimmten Personen, Zeiten und Orte auf der Erde, wo es eben doch möglich gewesen sei, daß ein Weib empfängt ohne Mann, daß ein

Stern über einem Hause stehen bleibt, daß ein menschlicher Körper auf der Oberfläche des Wassers schreitet, ohne einzusinken, daß man mit Speisen für Wenige ebenso viel Tausende sättigt und das Uebriggebliebene noch mehr ist als der ursprüngliche Vorrath, daß Todte auferstehen und nachher verschwinden oder in den Luftraum emporschweben u. s. w.

Der Grund, warum der Widerspruch gegen den Wunderbegriff jezt viel intensiver und allgemeiner ist als je zuvor, liegt nicht blos darin, daß die Natur- und Geschichtswissenschaften nach allen Richtungen in den lezten Jahrzehenden größere Fortschritte gemacht haben als früher in ebenso vielen Jahrhunderten, daß sie dabei die alten Fabeln und Vorurtheile aus allen ihren lezten Schlupfwinkeln vertrieben und von nichts eine so sichere und felsenfeste Ueberzeugung gewonnen haben, als von der Gleichartigkeit alles Geschehens und der Ausnahmslosigkeit aller wahren und wirklichen Geseze. Es kommt auch noch ein ebenso wichtiger Grund philosophischer Art hinzu.

Es ist kein neuer Gedanke, aber einer von den wenigen zur allgemeinen Anerkennung gelangten Säze der Philosophie, daß das nächste und erste Object aller Erfahrung und alles Denkens nicht äußere Vorgänge und Erscheinungen, sondern innere Bilder und Vorstellungen sind, und daß deßhalb jede Annahme von Dingen außer uns schon auf einer Schlußfolgerung aus der Form und dem Inhalt dieser Vorstellungen beruht. Die Bürgschaft dafür, daß dieser Schluß richtig und unsere Wahrnehmungen keine Visionen

und Einbildungen sind, liegt schließlich nur in dem Bewußtsein ihrer Uebereinstimmung oder Vereinbarkeit sowohl mit unsern eigenen sonst vorhandenen und bewährten Vorstellungen als mit den Wahrnehmungen anderer Menschen im gleichen Falle. Beides zusammen erzeugt die Gewißheit, daß unsere Auffassung einer äußeren Erscheinung ein denknothwendiger Act für jeden normalen, dem unsrigen ähnlich organisirten Intellect sei.

Diese Säze wirken aber auf den Wunderbegriff geradezu vernichtend. Nicht Wunder liegen uns vor, die wir zu erklären hätten, sondern Wundervorstellungen, ja in den meisten Fällen nicht einmal diese, sondern bloße Wundererzählungen aus zweiter, dritter bis hundertster Hand. Wenn wir ein Wunder denjenigen Vorgang nennen, welchen natürlich zu erklären unmöglich ist, so kann dieß Merkmal niemals für eine bloße Wundervorstellung zutreffen, da die Möglichkeit einer Selbsttäuschung hier nie völlig ausgeschlossen sein kann. Ja selbst wenn es wirklich Wunder gäbe, so könnten sie gar nicht als solche erkannt werden. Der normal denkende Mensch müßte seine Wahrnehmungen für Visionen halten, weil die einzigen und entscheidenden Kriterien der Wahrheit nicht zutreffen würden. Daß aber Wundervorstellungen gar nichts Wunderbares, sondern etwas Alltägliches, für ungebildete Zeiten, Völker und Kreise fast Normales zu nennen sind und daß die bewußte Täuschung an ihrer Entstehung mindestens ebenso viel Antheil hat, als die unbewußte, dafür braucht man auch heute noch die Beweise nicht weit zu suchen.

Wissenschaft und Wunder sind so unvereinbare Dinge, daß das Eine genau da aufhört, wo das Andere anfängt. Wenn daher die Theologie selbst Wissenschaft sein oder auch nur mit ihr im Frieden leben will, so sind auf diesem Punkte keine Compromisse möglich, sondern sie muß ohne alle Klauseln und Vorbehalte, pure et nude, auf den Wunderbegriff verzichten und alle Consequenzen dieses Verzichtes auf sich nehmen. Für alle übrigen Dinge würden die Anknüpfungspunkte an eine weder wissensstolze noch glaubensfeindliche Philosophie nicht fehlen.

Die Eine Forderung schließt freilich unsagbar Vieles in sich. Der Dichter sagt nicht umsonst: das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Sein liebstes, mag man zugeben, aber nicht sein einziges und gewiß nicht sein bestes Kind.

Was aber vom Dogma noch übrig bliebe und ob das Uebrigbleibende noch das Christenthum wäre, ist eine wohl aufzuwerfende Frage, die eine Entscheidung von kurzer Hand nicht erträgt. Wenn die Orthodoxie schnell entschieden sein sollte, den zweiten Theil der Frage zu verneinen, so dürfte sie darum doch noch nicht schließen: also muß es doch Wunder geben oder müssen wir wenigstens solche behaupten. Aber man darf doch daran erinnern, daß die Aufgabe, um die es sich handelt, schon vor 50 Jahren gelöst worden ist, z. B. in der christlichen Dogmatik von Schleiermacher. Sie sagt: „Aus dem Interesse der Frömmigkeit kann nie ein Bedürfniß entstehen, eine Thatsache so aufzufassen, daß durch ihre Abhängigkeit von Gott ihr

Bedingtsein durch den Naturzusammenhang schlechthin aufgehoben würde." Wir würden freilich lieber auch dieß Schlechthin noch gestrichen sehen. Und man muß über jene Lösung sagen, daß das neue Princip auch einen völligen Neubau verlangt hätte, während hier die alten Formeln beibehalten und nur vielfach durch eine Art geistvoller List umgedeutet wurden.

Wie dem aber auch sei, eine Kirche, deren Dogma sich mit den elementaren Grundvoraussezungen aller Wissenschaften in Widerspruch sezt, kann diesen Zustand nicht auf die Länge ertragen. Denn der menschliche Geist will und kennt nur Eine Wahrheit. Wenn sie die Wissenschaft nicht unterdrücken kann und will, so muß auch die Theologie in deren Bahnen einlenken, da die Wissenschaft niemals umkehrt. Eine Religion, deren Glaubensformeln veraltet und den intelligentesten Kreisen der Gesellschaft fremd geworden sind, wird auf die Dauer auch die Herrschaft über die weniger intelligenten und ungelehrten Klassen nicht behaupten; denn jene und nicht diese sind die geistigen Führer ihres Zeitalters. Ist denn aber diese Herrschaft über die ungelehrten Klassen noch vorhanden und gesichert? Die Statistik kennt Thatsachen hierüber, an denen man erschrecken muß. Es ist die höchste Zeit, daß man in den leitenden Kreisen den Ernst der Lage erkenne und auf wirksamere Mittel sinne als die obligaten Klagen und Predigten gegen den Unglauben, welche von den sicheren Kanzelbrüstungen aus an die Adressen der Abwesenden ergehen.

16.

„Ihr seid das Salz der Erde; wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.“

Wer es versucht und vermag, vom Kleinen und Nebensächlichen abzusehen und mit historischem Blick auf den Kern und Gehalt der Erscheinungen zu achten, für den ist der deutsche Protestantismus in der That das Salz der Erde, das kostbarste Gut, die erste unter den geistig-sittlichen Mächten der Gegenwart. Die anderen aus der Reformation hervorgegangenen Bekenntnisse, die reformirte, die anglicanische Kirche, das scandinavische Lutherthum, die bunte Vielheit der Dissenters, so Vieles an ihnen sonst zu rühmen und vorzuziehen sein mag, sie haben doch alle den engen Gesichtskreis, die abgeschlossenen Formen in Dogma und Cultus, die Isolirung des religiösen Moments gegen die andern Gebiete des geistigen Lebens. Die deutsche Theologie, in den innigsten Verband mit den deutschen Hochschulen und in den Fluß ihrer freien und mannigfaltigen Bewegung hineingestellt, hat immer in Fühlung und freier Wechselwirkung mit allen idealen und humanen Bestrebungen des Volksgeistes gestanden, und es, wenn nicht immer direct gefördert, doch wenigstens ermöglicht, daß vom Besten, was die neuere Welt an Wissen und Kunst besitzt, der größte Antheil aus dem Boden des deutschen Protestantismus herausgewachsen ist. Soll und darf dieß anders werden? Soll die evangelische Kirche Deutschlands zu den gebildeten

Klassen in die Stellung eintreten, wie die Volksculte des späteren Alterthums, wie die katholische Kirche der Gegenwart, nur ohne deren Herrschaftsmittel? Soll sie in einen amerikanischen Sektenschwarm auseinanderstieben, was schließlich für ein denkendes Volk, das nur an Eine Wahrheit zu glauben gewöhnt war, doch nicht viel anders hieße, als sich in ein Irrenhaus zu verwandeln, und was gegenüber von den neuen Anläufen der ultramontanen Partei zur Knechtung und Schändung aller Vernunft, Freiheit und Bildung die äußersten Gefahren in sich schlöße? Wer es gut mit ihr meint, wer in ihr das Palladium des deutschen Idealismus, die Bürgschaft eines geistigen und sittlichen Fortschritts unserer Nation erkennt, der kann nur mit banger Erwartung auf den Verlauf der Krisis, in die sie eingetreten ist, aber — nach meiner Auffassung — auch nur mit Sorge und Mißtrauen auf die Aerzte blicken, die ihr Krankenlager umstehen und auf die Kuren, die sie ihr anrathen.

Unzweifelhaft sind viele freidenkende und bestgesinnte Männer unter denjenigen, welche für das Nöthigste eine Verfassungsreform der evangelischen Kirche erklären, die Lösung und zum mindesten die Lockerung des Verbandes mit der Staatsgewalt, die Einführung von synodalen und presbyterialen Organen in das Kirchenregiment, die Verstärkung des Laieneinflusses.

Gegen diese Bestrebungen und ihre Argumente habe ich eine Reihe von Bedenken und Einwürfen vorzubringen.

Die evangelische Kirche ist am Dogma krank, an dem

Zwiespalt zwischen den überlieferten Glaubensformeln und der modernen Bildung und Wissenschaft. Wenn sie auch noch andere Gebrechen haben sollte, so ist dieses doch weitaus das wichtigste und entscheidende. Die Glaubensartikel sind ihrer Natur nach das Fundament von allem Uebrigen und auch den Verfassungsfragen könnte jedenfalls nur ein secundärer Werth beigelegt werden. Wir nennen denjenigen keinen guten Arzt, der das Hauptleiden verkennend oder ignorirend für ein untergeordnetes Uebel Mittel verordnet, von denen er nicht weiß, wie sie auf den Hauptsiz der Krankheit wirken werden. Auch wird demjenigen, der ein Herzleiden hat, Jedermann abrathen, so lange dasselbe nicht geheilt ist, eine große Reise anzutreten, seinen Wohnsiz oder Beruf zu wechseln oder auch nur einen Umzug vorzunehmen.

Es beruht auf einem unprotestantischen Begriff von Kirche, auf falschen Analogien des politischen Lebens, es ist ein verhängnißvoller und folgenschwerer Irrthum, wenn man die seitherige Einfügung der Organe des Kirchenregiments in die der Staatsgewalt als eine Knechtschaft, die Lösung dieses Bandes als eine Befreiung der evangelischen Kirche bezeichnet.

Die evangelische Freiheit ist darein zu sezen, daß der einzelne, selbstständige, in den wesentlichen Glaubenswahrheiten unterrichtete Christ alle Bedingungen des religiösen Lebens in sich selber trägt, in seinem Herzen und Kämmerlein erfüllen kann. Wie der schiffbrüchige Weise des Alterthums kann er sagen: omnia mea mecum porto: als ein Robinson auf einer unbewohnten Insel kann er seinem

Gott und mit seinem Gott leben. Prediger und Gotteshaus können ihm nüzlich sein, sind ihm aber doch auch entbehrlich. Das Bedürfniß der geistigen Anlehnung, der gemeinsamen Andacht und Erbauung kann er auch schon befriedigen, wo zwei oder drei beisammen sind in Seinem Namen. Er muß es aber als zweckmäßig und förderlich, als eine Wohlthat anerkennen, daß Allen Gelegenheit und Mittel dargeboten werden zur Erweckung, Befestigung und Fortbildung ihrer frommen Gemüthszustände und er wird diese Mittel in der Einrichtung von geordneten Formen eines Kultus finden. Aber beneficia non obtruduntur: die Gemeinschaft der Gleichgesinnten kann keinen Zwang und keine Gewalt gegen ihn ausüben; ihre Aufgabe beschränkt sich auf ein Einladen und Darbieten, auf die Herstellung von Wegweisern für den Irrenden, auf die Unterweisung der Unmündigen. Doch auch diese beschränktere Aufgabe erfordert schon einen Apparat von äußeren Mitteln, die Herstellung und Erhaltung von gottesdienstlichen Gebäuden, die Heranbildung, Bestellung und den Unterhalt von Geistlichen, die Anordnung des Kultus und die Führung der Aufsicht über diese Einrichtungen. Damit ist der Stoff einer fortlaufenden Verwaltungsthätigkeit und das Bedürfniß einer ständigen Behörde gegeben, welche aus rechtschaffenen und sachkundigen Gliedern der Glaubensgenossenschaft zusammenzusezen ist. Nun muß aber wieder Jemand vorhanden sein, der jene Behörde einsezt und bestellt, ihr die erforderliche Autorität leiht, sie überwacht und anhält, ihre Pflichten zu erfüllen, ihre Befugnisse nicht zu überschreiten.

Und diese Function ist es nun, welche die deutsche lutherische Kirche, abweichend von dem Presbyterial- und Synodalsystem der Reformirten, dem Staatsoberhaupt, in monarchischen Staaten dem Landesfürsten, in republikanischen der höchsten Obrigkeit zuweist. Es geschieht dieß in der Voraussezung, daß auch der Staat an einer geordneten Führung und Pflege des religiösen Lebens seiner Unterthanen ein hohes und warmes Interesse haben müsse und mit dem Vertrauen, daß ein solches Mandat in loyaler Weise geübt und nicht zu einem eigenwilligen oder gewaltsamen Eingreifen oder zu Einmischung fremdartiger Zwecke werde mißbraucht werden. Es ist dieß nicht die Uebertragung einer Kirchen*gewalt* — denn eine solche giebt es auf dem Boden des Protestantismus überhaupt nicht — sondern einer obersten Leitung und Ueberwachung des Kirchenregiments, soweit ein solches nach dem Obigen Plaz greift.

Der geschichtliche Gang war nun freilich ein anderer und die thatsächlichen Zustände gestalteten sich vielfach abweichend von einer solchen idealen Construction des Verhältnisses. Aber um zu beurtheilen, ob diese Anlehnung des Kirchenregiments an den staatlichen Organismus an sich als ein Stand der Unfreiheit und des Zwanges anzusehen wäre, ist es doch nöthig, sich den inneren Zusammenhang der Sache zu vergegenwärtigen. Deutlicher jedenfalls und wirksamer konnte es nicht ausgedrückt werden, daß der Protestant in den kirchlichen Verfassungsformen etwas Nebensächliches sieht und nur unter allen Umständen jede Art von Hierarchie und kirchlichem Herrschaftsverhältniß ver-

mieden wissen will, als wenn er auf eine autonome gesellschaftliche Organisation ganz verzichtet und nicht nur die Ueberwachung, sondern auch die oberste Leitung jener kirchlichen Verwaltungsgegenstände in die Hände der höchsten Obrigkeit selbst niederlegt.

Im Großen und Ganzen ist die deutsch protestantische Kirche bei diesem System doch nicht übel gefahren; trotz Allem und Allem war doch immer hier noch mehr geistiger Zug und freie Bewegung und ebenso viel sittlicher Ernst als anderswo; die Theologie stand in stetiger Fühlung mit der Wissenschaft durch den Verband der Hochschulen; bei der Vielheit der Territorien fanden auch neue und abweichende Richtungen immer irgendwo ein Asyl. Der Fehler lag stets viel eher darin, daß man die Consistorien zu viel walten ließ als zu wenig; die Gefahren kamen nicht von den unfrommen Fürsten, sondern von den frommen. Der Eine geistreiche aber schief gerichtete Halbtheologe auf dem Throne der Hohenzollern hat der evangelischen Kirche Deutschlands mehr Leid zugefügt, als alle die hohen Herren zusammen, die als Summi episcopi vielleicht kaum die Unterscheidungslehren ihrer Kirche kannten und auf der Parade und Hirschjagd besser Bescheid wußten als im Katechismus und Gesangbuch.

Wenn tabula rasa wäre und die Wahl offen stünde zwischen dem Synodal- und Consistorialsystem, so ließe sich Vieles für und wider sagen; und Niemand wird läugnen, daß das reformirte Princip an sich das Verständlichere und Näherliegende ist. Aber so steht die Sache ja nicht. Man

soll etwas aufgeben, was seit Jahrhunderten bestand. Man will aber gleichwohl nicht zum andern System übergehen, sondern nur eine Mischform zwischen Beidem schaffen. Die Kirche soll zwar vom Staate abgelöst werden, aber nicht vom Landesherrn. Dieser soll durch eine Art von Personalunion geistliche und weltliche Befugnisse in sich vereinigen. Nicht das Staatsoberhaupt als solches, sondern der Fürst als praecipuum membrum ecclesiae — eine Eigenschaft, die vom religiösen Gesichtspunkt aus nur dem weisesten und frömmsten, nicht dem mächtigsten Glied der Kirche zukommen könnte — soll im Wesentlichen die seitherigen kirchlichen Hoheitsrechte fortführen. Die Synoden sollen keineswegs, wie in der reformirten Kirche, die entscheidende Instanz, die Inhaber des Kirchenregiments sein, sondern nach der Analogie von Volksvertretungskörpern controliren, bitten, debattiren, Beschwerde führen. Und diese Veränderung soll vor sich gehen in einem Zeitpunkt, wo ein ganz anderes und viel tieferes Gebrechen, der Bruch zwischen dem Glauben des 16ten und dem Wissen des 19ten Jahrhunderts, so sehr im Vordergrund steht, daß alle anderen Fragen dagegen verschwinden oder davon beherrscht werden.

Aber, läßt sich sagen, könnten denn nicht eben die Synoden das Organ sein, um diesen Hauptpunkt zur Sprache und zu einem befriedigenden Austrag zu bringen? Und dieß gerade ist es nun, was ich nicht glauben kann, wozu ich bei ihnen weder die Competenz noch die Befähigung zu finden vermag.

Man muß in weltlichen Dingen die Autorität der

Stimmenmehrheiten gelten lassen, schon weil es in den meisten Fällen gar keinen andern Weg giebt zu einer Entscheidung zu gelangen und die Dinge nicht unentschieden gelassen werden können. Auf religiösem Gebiet kann die Mehrheit so wenig entscheiden als in der Wissenschaft und Kunst, wenn auch immerhin das Gewicht einer allgemeinen oder nahezu allgemeinen Uebereinstimmung von großer Bedeutung bleibt. Aber religiöse Zeit- und Streitfragen passen nicht zum Gegenstand einer Abstimmung in repräsentativen Versammlungen. Dieselben sind daher auch fast überall der Competenz von Synoden entzogen, sofern diese niemals über den Lehrbegriff berathen sollen. Direkt wird dieß auch nicht leicht geschehen, aber indirekt läßt es sich gar nicht verhindern oder umgehen. Wenn es sich nicht gerade um Rechnungsprüfungen und reine Temporalien handelt, um deren willen es aber gar nicht der Mühe werth wäre, den Apparat von großen Wahlkörpern in Scene zu sezen, so steckt das Dogma fast in jeder Frage in irgend einer Form, und die Parteien, die nach ihrer Stellung zum Dogma entstanden und gewählt sind, suchen solche Beziehungen viel eher auf, als daß sie ihnen ausweichen würden.

Man weiß in der That nicht recht, auf was man mit bangerem Mißtrauen blicken soll, auf eine Mehrheit der Pastoren oder der Laien, auf ein Uebergewicht der strengeren oder der freisinnigeren Parteien. Wenn die innere Zuständigkeit fehlt, ist auch das Leztere nicht erfreulich. Man ist versucht wie Hamlet zu denken: ich habe keine Luft am Mann und am Weibe auch nicht.

Geistliche Sachen wollen nun einmal geistlich gerichtet sein. Die Religion ist ihrem Inhalt nach eine Volksmetaphysik, in welcher die Unsicherheit und Unzulänglichkeit des Wissens durch vorausgreifenden Glauben ergänzt wird. Hier ist nichts, was sich mit plumper Hand anfassen und ohne Wissen und tiefes Nachdenken mit dem bloßen sogenannten schlichten Verstand oder natürlichen Gefühl des gemeinen Mannes entscheiden läßt. Das religiöse Gefühl in seiner psychologischen Wurzel ist nur ein dunkler Drang nach Ergänzung, nach einem festen Punkt der Anlehnung für unser ganzes Ich, aber es vermag sich nicht zugleich auch die metaphysischen Vorstellungsreihen zu schaffen, welche jenem Drang Genüge leisten könnten. Dazu gehört eine Vereinigung sittlicher und intellectueller Eigenschaften, eine Vertiefung des Geistes und Gemüths, die in ursprünglicher und schöpferischer Kraft blos bei den außerordentlichsten Menschen getroffen, von Andern nur annähernd durch ernste Studien erlangt wird, der Masse der Menschen aber vollständig fehlt. Diese bedarf in religiösen Dingen durchaus einer Führung und gewinnt jenen Inhalt von Vorstellungen nur durch Autorität, sei es die überlieferte einer großen Gemeinschaft, sei es die gegenwärtige und lebendige eines geistig überlegenen Individuums. Einer beliebigen Vielheit von zusammengewürfelten oder gewählten Menschen fehlt jede Initiative und Selbstständigkeit des Urtheils, zumal wenn es sich um neue und zweifelhafte Fragen handelt.

Daraus, daß die Religion für Alle eine gleich wichtige Herzensangelegenheit bildet, folgt keineswegs, daß auch alle

von der Ordnung und Leitung religiöser Angelegenheiten gleich viel verstehen müßten. Die Gesundheit ist auch gleich wichtig für Jedermann, und doch halten wir nur den Arzt für zuständig zu unserer Berathung; das Recht ist ein gemeines Gut, und doch nehmen die Juristen seine Findung und Auslegung in Anspruch. Wenn der protestantische Laie den Weg zu seinem Gott ohne Priester und Führer findet, so folgt daraus noch nicht, daß er auch in einer für Andere brauchbaren Weise die Schrift auslegen und das Dogma deuten könnte. Ebenso wenig ist durch eine polemische Stellung zum herrschenden Dogma ausgeschlossen, daß derjenige, der den philosophischen und theologischen Studien nicht fremd geblieben ist, bei der Art, wie in Behandlung religiöser Fragen sich oft die Laienweisheit und Juristerei breit macht, doch auch an das odi profanum vulgus et arceo erinnert werden kann.

Daraus folgt nun aber auch, daß es ein unpraktischer, auf idealen Voraussezungen beruhender Gedanke ist, das Heil in einem Zurückgreifen auf das christliche Bewußtsein der Localgemeinden finden zu wollen. Dieß mag von den Zeitaltern eines frohen, in sich sicheren Glaubenseifers gelten, wo neue religiöse Ideen von den Massen willig aufgenommen und fortgebildet werden, wie in den Anfängen des Christenthums und der Reformation, aber nicht da, wo das Alte nicht mehr fest, das Neue erst zu suchen ist, wo die leitenden Klassen der Gesellschaft, durch den Zwiespalt von Glauben und Wissen irre gemacht, sich dem kirchlichen Leben ferne halten. Hier kann auch die Localge-

meinde nichts anders sein als eine vielköpfige, in sich gespaltene Menge, ohne sicheren Halt und Boden, ein Rohr das vom Winde bewegt wird. Ist der Geistliche der Führer, so bedarf es keiner weiteren Vertretung, ist er es nicht, so wird der Zufall bestimmen, wohin die Entscheidung fallen wird. An die Gemeinden appelliren heißt dem Chaos entgegentreiben; sie müßten die Impulse empfangen und nicht geben.

Zum Gedeihen der evangelischen Kirche gehört nichts, als eine Theologie, die im Frieden mit der Wissenschaft und Bildung ihrer Zeit lebt, und gute Geistliche, für die anständig gesorgt ist. Jenen Frieden können die Synoden nicht bringen, sie mögen zusammengesezt sein wie sie wollen; es ist dieß die Aufgabe der Theologen selbst, insbesondere der theologischen Lehrer. Man kann ihn auch nicht erzwingen und keine Frist dafür ansezen. In der Zwischenzeit sollte man an den bestehenden Verfassungsformen möglichst wenig rütteln und ändern und nur darauf bedacht sein, das Ganze als das kostbarste Gefäß für die Pflege der höchsten menschlichen Interessen zusammenzuhalten und nicht in ein sinnloses Sektenwesen auseinandersprengen zu lassen. Aber gar zu lange sollte die Wartezeit doch nicht dauern.

Die Synoden sind freilich nun einmal da und man muß mit ihnen leben. Sie können sich vielleicht auch im Kleinen und Einzelnen, zumal in ökonomischen Dingen recht nüzlich machen, wenn sie jenen Spruch von den Weibern auf sich anwenden, welcher diejenigen für die besten erklärt, von denen am wenigsten gesprochen wird.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Hegel

in

philosophischer, politischer und nationaler Beziehung

für das deutsche Volk

dargestellt von

Dr. Karl Köstlin,
Professor an der Universität Tübingen.

gr. 8. broch. ℳ 2. 40.

Aesthetik

von

Dr. Karl Köstlin,
Professor an der Universität Tübingen.

gr. 8. broch. ℳ 15. —

Köstlins Aesthetik ist ein Buch, welches dem Künstler, Dichter, Schriftsteller, Gelehrten, kurz jedem Angehörigen derjenigen Lebenskreise, für welche eine gründliche allgemeine und wissenschaftliche Bildung und die Erwerbung eines bewußten, ästhetischen Urtheils unerläßlich ist, durch Selbststudium jene systematische und streng wissenschaftliche ästhetische Anschauung des Lebens, der Natur und der Kunst in gewinnender, fesselnder und anregender Form und der ächt populärsten Gemeinverständlichkeit zu vermitteln berufen und im Stande ist.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Das

Neue Testament.

Uebersetzt

von

Carl Weizsäcker,

D. T.

ord. Professor der Universität Tübingen.

in 8. broch. ℳ 3. 60.

Ausg. Nro. 2 auf feinst Velin ℳ 4. 60.

Das Buch ist keine Verbesserung der Lutherischen Bibelübersetzung, sondern eine neue Uebersetzung aus dem griechischen Urtext. Sie verfolgt denselben Zweck, welchen zuletzt die Uebersetzung des Theologen de Wette verfolgte (3. Aufl. 1839). Eine wortgetreue möglichst genaue Uebersetzung in gemeinverständliches Deutsch soll erstens allen denjenigen dienen, welche den griechischen Urtext nicht lesen, und doch verlangen so gut als die Theologen über den Inhalt desselben unterrichtet zu sein. Fürs zweite soll sie auch als kürzestes Hilfsmittel der Erklärung sich Denjenigen darbieten, welche den Urtext selbst lesen.

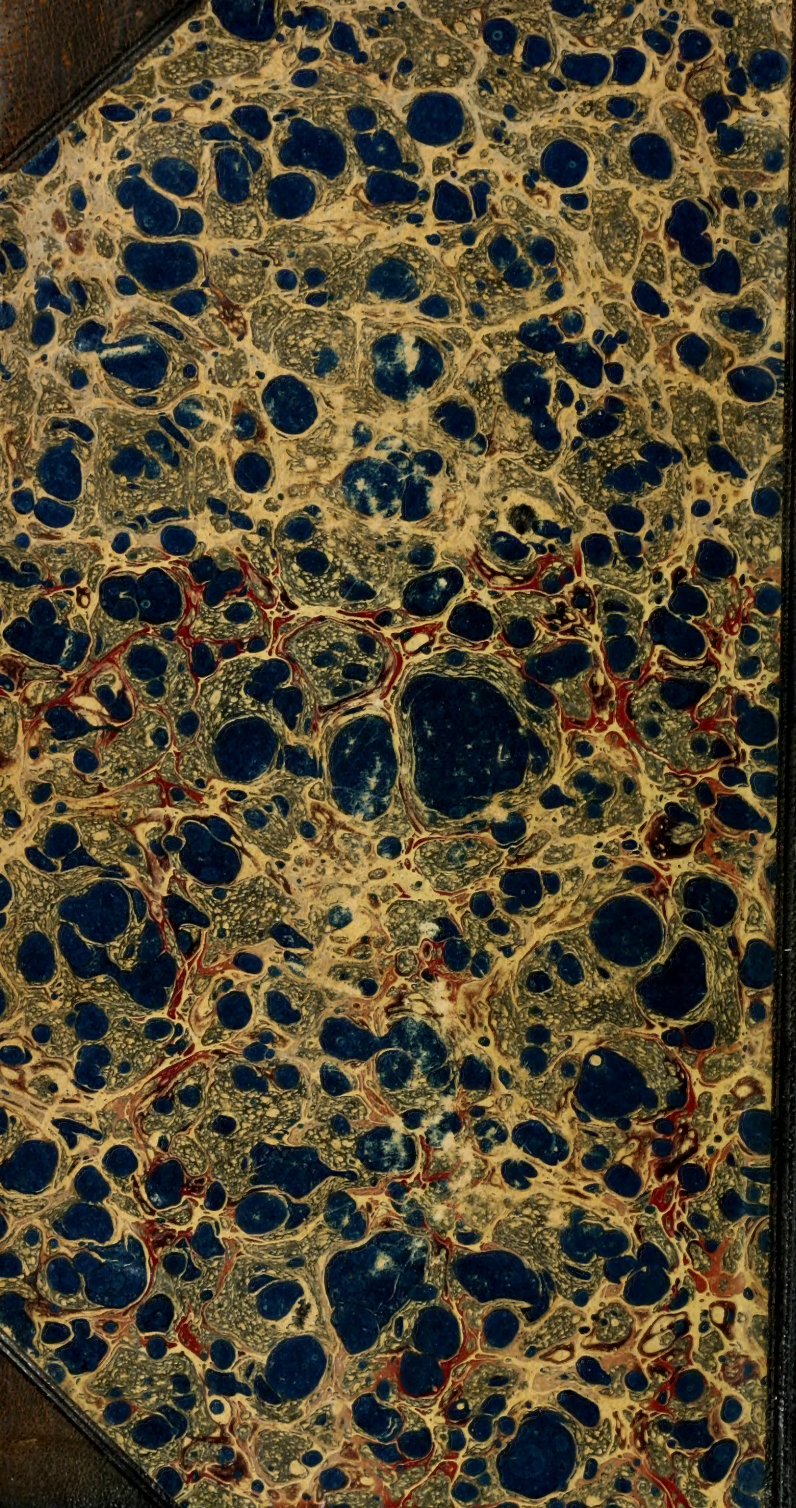
Eine neue Uebersetzung dieser Art ist heutzutage schon deßwegen am Platze, weil die gründlichere Erforschung der Handschriften in den letzten Zeiten unseren griechischen Text des neuen Testamentes ansehnlich verbessert hat, so daß wir jetzt viel sicherer als früher wissen, wie dieser Text ursprünglich gelautet hat. Dadurch sind manche falsche Zusätze, welche erst durch Abschreiber hineingekommen waren, entfernt, und sehr viele Stellen, die früher dunkel waren, verständlich geworden. Wir hatten aber bisher keine Uebersetzung, welche nach diesem besseren griechischen Texte gemacht wäre.

Ebenso ist auch die Reihenfolge der einzelnen Schriften und die Ueberschrift derselben im Anschlusse an unsere ältesten Handschriften und kirchlichen Verzeichnisse hergestellt, wie es jetzt in den griechischen Textausgaben geschieht.

Unsere Capitel und Verse gehören nicht in den Text. Die Capitel sind erst im späten Mittelalter, die Verse erst im sechszehenten Jahrhundert hereingekommen. Diese ganze Eintheilung ist großentheils sinnverwirrend. Sie verhindert das Verständniß einzelner Stellen, weil dieses nur durch den anschaulichen Zusammenhang möglich ist. Noch mehr verhindert sie das Lesen und Verstehen eines größeren Abschnittes oder eines ganzen Buches. Es ist daher der Text hier ohne Capitel und Verse gedruckt, und sind dieselben nur zur Bequemlichkeit des Lesers, der vergleichen will, an den Rand gesetzt.

21260
Author Rümelin, Gustav
Title Reden [und Aufsätze.]
DATE.
Ec.
R 9213r

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU